Sagen und Geschichten

aus

Hohenlohe,

neu erzählt

von

Ottmar F. H. Schönhuth,

Pfarrer zu Edelfingen.

Oehringen in der Ph. Baumann'schen,
Mergentheim in der Thomm'schen Buchhandlung.

1857.

1878, April 23.
Ward fund.

Dem Durchlauchtigsten

Fürstenhause

Hohenlohe

voll

Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet

von dem Verfasser.

Wem weih' ich diesen schlichten Sagen-Kranz?
Dem alten Fürstenhause, dessen Glanz
Auch in dem Sturm der Zeiten nicht verblichen,
Weil Ahnherrn-Tugend nicht von ihm gewichen.

Den Herren, gleich den Vätern ritterlich,
Die treu stets ihrem alten Wappenschilde —
Den hohen Frauen, hold und tugendlich,
Und gegen Arme liebevoll und milde.

Den Männern allen dieß, die frei und froh
Aus ächtem Stamm und Blut der alten Franken,
Die voll Begeistrung für ihr Hohenloh',
Und treu dem Vaterlande sonder Wanken.

Schaut hier, wie Ahnen einst gedacht, gethan,
Der Herren milden Sinn, der Mannen Treu'
Der Frauen Tugend — Enkel, schaut sie an,
Daß Väter-Tugend Euch stets Vorbild sey!

Die Letzten
von Hohenlohe-Braunek,
oder
Das Nägelkreuz in der Herrgottskirche zu Creglingen.

I. Die Gründung der Herrgottskirche.

Auf dem Vorsprung eines steilen, gegen 200 Fuß hohen Hügels, welcher links von der Steinach, einem Forellenbach, und rechts von einer tiefen Schlucht begränzt, auf seiner Nordseite unangebaut und steinigt, auf der Süd- und Westseite aber mit Weinstöcken bepflanzt ist, — etwa eine Stunde von der Stadt Creglingen entfernt, stehen die Ruinen der Burg Braunek, auch Brunek, Bruegge in alten Zeiten genannt. Vor 25 Jahren stand von der Burg noch ein länglichtes Viereck von beträchtlichem Umfang, eine an 50 Fuß hohe starke Mauer, auf der ein mit Schießscharten versehener Gang ringsherum führte; auf der Nord- und Westseite standen 2 starke und viereckigte Thürme, ebenso auf der Südseite. Auf der Nordseite, mit der Umfangsmauer zusammenhängend, stand ein sehr massiver Bau, das frühere Wohngebäude,

Herrenhaus (Palas in der alten Sprache). Zunächst am Thore der Burg ragte ein sonst an 100 Fuß hoher sehr dicker massiver Thurm aus Buckelsteinen, wohl das älteste Bauwerk der Burg. Dermalen ist kaum die Hälfte mehr von dem zu sehen, was damals noch stand. Die Ringmauer mit den Thürmen ist abgebrochen, das Herrenhaus ist zusammengerissen, nur die Seite gegen die Heerstraße hin, an welchem ein steinerner Vorsprung, der frühere Söller, noch sichtbar, steht noch. Das Merkwürdigste bleibt immer noch der große viereckigte Thurm, etwa 50 Fuß hoch, 40 im Durchmesser, der aber wahrscheinlich größtentheils verschüttet ist. Außer einem Loche ganz unten, welches dem Federvieh zum Aufenthalt dient, sind die Außenwände des Thurmrestes noch ziemlich gut erhalten. Das ist noch der einzige Zeuge der früheren Herrlichkeit dieser Stammburg des erlauchten Fürstenhauses Hohenlohe; und wie lange wird dieser Thurm noch zeugen? Vielleicht kaum noch Jahrzehnte — alle Rettungs-Versuche, die schon geschehen sind von Seiten des erlauchten Hauses, haben gescheitert an dem Widerstreben der jeweiligen Besitzer, die lieber den Thurm aus der Sarge reißen, um der guten Steine willen, die sie auch im nahen Freudenbach brechen könnten, als den Thurm und Burgstall, was ihre Vorfahren Anno 1699 von Anspach um einen Spottpreis erlangt, in die Hände der ursprünglichen Besitzer, durch einen christlichen Kauf, übergehen zu lassen. So wird bald in Erfüllung gehen, was ein gemüthlicher Dichter in der Nähe der Burg im Lied geklagt: Die Stirne des Bergs wird bald ihrer schönsten Zierde beraubt sein, und Haus Hohenlohe wird nur noch sagen können: auf dieser kahlen Stätte stand einst eine unserer Stammburgen. — Von der jämmerlichen Gegenwart hinweg blicken wir in die Vorzeit der

Burg, da sie der Sitz eines Zweigs des hohen Geschlechts gewesen, da der geräumige Burghof noch vom Gewieher der Rosse tönte, und die minnigliche Burgfrau sehnsüchtig vom Söller ins Thal schaute, wenn sie des Burgherrn gewärtig war, der von der Fehde oder Jagd nach Hause kehrte.

Gottfried und Cunrad, Gebrüder von Hohenlohe, waren die Letzten des Geschlechts von Braunek, welche diese Burg ums Jahr 1380 bewohnten. Im Jahr 1268 war ihr Vater Gottfried Todes verschieden, und zwar jählings durch einen Sturz vom Pferde, also, daß er keine Zeit mehr hatte, ein Testament über Theilung der Güter zwischen seinen Söhnen zu machen — war auch nicht nöthig gewesen, denn ihr Vater hatte sie noch bei Lebzeiten immerdar vermahnet, sich immer als Brüder zu lieben, und auch von ihrer Mutter seeligen, Agnes von Kastell, die dem Gatten 3 Jahre im Tode vorangegangen war, waren sie alle Zeit zu Gleichem angehalten worden. Daß diese Ermahnung bei beiden nicht umsonst gewesen, davon gaben sie bald einander die schönste Probe. Denn, als i. J. 1371 ihr Vetter Ulrich von Braunek, genannt vom Neuenhaus, Todes verschieden, und diese stattliche Burg an die beiden Brüder übergieng, machten sie auch jetzt keine Theilung, sondern besaßen beide Burgen und Herrschaften mit einander gemeinschaftlich, bis sie die zwar schön, aber zu entfernt gelegene Burg Neuhaus an den Deutschmeister Philipp von Bickenbach verkauften, der zu Mergentheim residirte. Wohl hätte einer von ihnen, da beide Brüder schon um diese Zeit verehlicht waren, mit seinem Hausstand auf die Burg Neuhaus ziehen können, aber sie waren gar zu sehr an einander gewöhnt, daß sie ihren Haushalt nicht theilen mochten, zumal da ihre beiden Hausfrauen, was doch wunderselten der Fall ist,

sich also in Frieden vertrugen, daß sie an einem und demselben Herde kochten, und mit ihren Kindern und Ehhalten in einem und demselben Saal aus- und eingiengen. Frau Anna von Hohenlohe, Herrn Cunrads Hausfrau, und Williburgis von Rienek, Herrn Gottfrieds Gemahl, liebten sich, wie zwei Schwestern, die unter einem mütterlichen Herzen gelegen, und hätten sich eben so schwer von einander getrennt, als die beiden sich so innig liebenden Brüder. Diese innige Liebe der Männer und Frauen auf Burg Braunek war auch auf ihre Kinder übergegangen. Herr Cunrad von Braunek hatte nur ein einziges Töchterlein von 8 Jahren, genannt Margaretha, sein Bruder Gottfried ein Söhnlein von 9 Jahren, Namens Heinrich; auch diese beiden Kinder liebten einander wie Geschwistrige, und ebenso war jedes von Beiden den beiderseitigen Eltern also in Liebe zugethan, daß der kleine Heinrich nicht wußte, ob ihm Vater und Mutter oder Oheim und Muhme lieber wären, und ebenso war es bei der holden Margaretha.

Weil Cunrad von Braunek von Gott nur mit einem Töchterlein gesegnet war, und keine Hoffnung mehr hatte, daß seine Ehfrau eines Kindes genesen würde, dieweil sie schon 6 Jahre nimmer geboren, so wollte er von seinen zeitlichen Gütern auch Gotte zu Ehren Etwas opfern, und dazu gab es bald eine Gelegenheit. Es war i. J. 1384, am Abend des heiligen Martyrer Sancti Laurentii, da ward an der Stätte, wo jetzt die berühmte Herrgottskirche steht, das hochwürdig Sakrament, der Fronleichnam Christi unsers Herrn, aufgefunden; ein Ackermann hatte es aus dem Boden geackert, allwo es mehrere Schuh tief gelegen und unversehrt geblieben war. Gerade ritt Herr Cunrad von Braunek des Wegs; als er den auf so wunderbare Weise in der Tiefe der Erde

erhaltenen Fronleichnam Christi sah, erkannte er es alsbald als ein Zeichen, das ihm von Gott geworden, um allda dem Herrn eine Capelle zu bauen, und sollte das von dem eigenen Vermögen Herrn Cunrads geschehen, von den Gülten und Hellerzinsen, die er in diesem Jahre so reichlich von seinen Hintersassen zu Sechselbach empfangen hatte. Aber er sollte es nicht allein sein, der unserem Herrn Gott zu Ehren eine Capelle bauete, denn sobald er auf Burg Braunek zurückkehrete, und seinem Bruder von dem Wunder meldete, auch sein frommes Vorhaben demselben offenbarte, da sprach Herr Gottfried sein Bruder: Da sei Gott für, daß du allein dem Herrn eine Capelle bauest! — hat er mich nicht ebenso reich mit Gütern gesegnet, wie dich? haben nicht meine Aecker der Früchte die Menge gegeben, auch meine Obstbäume und Weinstöcke Ueberfluß getragen? also gönne mir, daß ich mit dir baue eine Capelle an heiliger Stätte, da sich der liebe Herrgott so wunderbar geoffenbaret. Dagegen war auch nicht Bruder Cunrad, und vergönnete ihm williglich die Freude, mit ihm zu bauen an einer Capelle, Gott dem Allmächtigen zu Ehren. Von Stund an giengen beide Brüder daran, ihr frommes Vorhaben auszuführen. Die stattlichen Rosse im Marstall der Edelherrn durften von nun an selten mehr reichgeschmückten Sattel und Zeug tragen, sie wurden an schwere Karren gespannt, und mußten tagtäglich in die Nähe des Fleckens Freudenbach traben, allwo die Hintersassen der Edelherren im Steinbruch Lasten von mächtigen Quadern hieben, mit denen die Pferdeknechte die Karren beluden, um sie ins Münsterthal zu führen. Als viele Lasten Steine an der Stätte lagen, wo die Capelle gebaut werden sollte, da wurden in den Wäldern der Edelherren große Eichen gefällt, und gleichfalls zur Stelle gebracht. Als nun Alles, Holz

und Steine, im Ueberfluß an der Stätte vorhanden war, da bestellten die Herren Steinmetzen, Bildhauer und Zimmerleute, um den Bau der Capelle zu beginnen. Die Werkleute arbeiteten gar fleißig, wozu sie auch die Gebrüder von Braunek ernstiglich anhielten, sintemalen sie tagtäglich ab der Burg ins Münsterthal ritten und ihnen persönlich zusprachen — also, daß die Capelle in der Wochen nach St. Lorenzen des Jahres 1384 begonnen und mit Lichtmeß des Jahres 1386 schon so weit vollendet war, daß sie unter Dache stand, und man in ihr am einfachen Steinaltar Messe halten konnte. In dem gemeldten Jahre schon wurde die Capelle mit einem eigenen Caplane, einem gewissen Albrecht Heber, versehen. Aber erst darnach, so berichtet eine alte Kirchenschrift — in dem Jahr nach Christi unseres lieben Herren Geburt 1389, an dem Sonntag, da man in den Kirchen singt oculi mei, da ist die Capelle geweiht worden mit den zweien untersten Altären, durch den hochwürdigen Vater und Herrn, Herrn Gerharden, Bischofen, und durch den ehrwürdigen in Gott Vater und Herrn Johannsen, Weihbischoff des genannten Herrn Gerhards, Bischof zu Würzburg. Das war ein festlicher Tag für die ganze Umgegend, besonders für alle Bewohner der Burg Braunek und ihre Hintersassen, als man die Capelle im Münsterthal zu Ehren des heiligen Seeligmachers Jesu Christi unsers lieben Herren, oder „zu unsrem Herrn Gott" weihte, weßhalb man sie auch späterhin Herrgottskirche nannte. Hätte man auch mit Fug und Recht die Capelle „zur Bruderlieb" weihen dürfen, und dürfte man jetzt noch die Capelle das „Kirchlein zur Bruderlieb" oder die Bruder-Capelle nennen, sintemalen sich Bruderliebe zu und bei dem Bau also kund gethan, daß brüderliche Liebe und Eintracht der heiligen Stätte gleichsam die

erste Weihe gab. Am Tage der Einweihung hielten die Gebrüder von Braunek ein großes Festmahl in ihrem Schlosse zu Creglingen, das sie nur selten bewohnten und eigenen Burgmännern, die sich von Creglingen nannten, zur Huth und Bewachung übergeben hatten. Aber heute, am Sonntag Oculi, da gieng es im großen Saale des Schlosses laut her, denn Herr Gerhard, Bischof von Würzburg, ein geborener Graf von Schwarzburg, und Johann von Egloffstein, dessen Weihbischoff, hatten sich nach der Weihe der Capelle zu unsrem Herrn Gott mit allen Geistlichen der Umgegend beim Festmahl eingefunden, um die beiden Stifter durch ihre Anwesenheit zu ehren. So hohe Gäste hatten die Edelherren von Braunek schon lange nicht mehr in ihrem Schlosse zu Creglingen empfangen, darum war auch das Mahl so stattlich als möglich ausgerüstet, wie es ziemlich war für so hohe und seltene Gäste. Da fehlte es nicht an Wildpret jeder Art, was die beiden Gebrüder in ihren Wäldern an den Abhängen der Tauber erjagt hatten; dazu waren im Ueberfluß vorhanden Geflügel und Fische, bereitet auf allerlei Weise. Sintemalen aber auch geistliche Herren sich gerne laben am Tranke des Weinstocks, so hatten die Edelherren von Braunek ein starkes Faß des edelen Gewächses in dem Saal aufstellen lassen, wie er wächset an den Höhen der Tauber bei Markelsheim und an dem steilen Abhange der Burg Neuhaus. Dem hochwürdigen Vater und Herren, Bischofen Gerhard von Würzburg und seinem Weihbischof mundete der Markelsheimer nicht minder, als der edle Steinwein, der unter dem Frauenberg wächst, und die Schenken hatten manchen Gang zu thun, bis die geistlichen Herren des trefflichen Trankes ersättigt waren. Bis in den späten Abend währten die Genüsse des Festmahls, also daß es der hochwürdige Vater und Herr, Bischof

Gerhard für gerathen fand, das freundliche Anerbieten der Edelherren von Braunek anzunehmen, und für diesen Tag mit seinem Weihbischof Nachtherberge im Schlosse zu Creglingen aufzuschlagen, sintemalen ihnen das Schloß unter der Huth des Burgvogts Ludwig Stuchse, genannt von Creglingen, größere Sicherheit zu bieten schien, als die Straße von hier gen Würzburg, welche auf allen Seiten von Heckenreitern und Schnapphähnen, edlen und unedlen Standes, umlagert war. War auch, wie wenn der Herr Bischof es vorausgesehen hätte, daß seine Amtsverwaltung in dieser Gegend noch nicht zu Ende wäre, denn man bedurfte seiner gar bald auf der Burg Braunek.

Während die beiden geistlichen Herren im Schloß zu Creglingen nach wohl genossenem Festmahl ihre müden Glieder zur Ruhe legten, ritten die Edelherren von Braunek ihrer Burg zu; Gottfried von Braunek, der mit seinem Bruder so gerne bei den geistlichen Herren zu Creglingen geblieben wäre, hatte auf einmal eine Unruhe in sich verspürt, von der er keine Ursache angeben konnte, und somit saß er auf, so bald er seine hohen Gäste zur Ruhe gebracht hatte, und weil er nach Hause reiten wollte, so mochte auch Cunrad nimmer bleiben und er ließ sein Roß satteln.

Nicht umsonst hatte Herr Gottfried von Braunek eine Unruhe in sich verspürt; er hatte es geahnt, daß auf der Burg Etwas müsse vorgefallen sein. Dem war auch so; noch nicht waren beide Brüder über die Gemarkung der Stadt Creglingen geritten, so trabte ein Reiter ihnen entgegen, den sie im Strahle des Mondes für den alten Burgwart auf Braunek, für den treuen Rüdeger erkannten. Kaum hatte dieser die Herren erblickt, so rief er: sputet euch, mein Herr Gottfried, Frau Williburg liegt in Kindsnöthen! dieß rufend lenkte er schnell

sein Roß, dem Heimweg zu, aber Herr Gottfried gab, ohne ein Wort zu reden, seinem Schimmel die Sporen, und jagte, seinen alten Burgwart bald überholend, in gestrecktem Galopp der Burg Braunek zu. So war seine Unruhe, die er schon während des Festmahls zu Creglingen in sich getragen hatte, nicht leer gewesen. Ihm nach jagte in eben so raschen Sätzen Bruder Cunrad. Nur um wenige Augenblicke kam er später auf Burg Braunek an. Schon war Gottfried oben im Gemach seiner Williburg angekommen. Dem fiel es wie ein schwerer Stein vom Herzen, als er eintrat, und Frau Anna, seine Schwägerin, ihm ein holdes Knäblein entgegen trug, dessen Frau Williburgis soeben genesen war. Ein unendlicher Jubel erfüllte jetzt das Gemach, an dem nun auch der nachgekommene Bruder Cunrad Theil nahm. Da gieng das Knäblein von einem Arm in den andern. Man konnte kaum unterscheiden, wessen Freude größer war, ob der Jubel des leiblichen Vaters oder des Bruders Cunrad. Wenn der eine es genug geherzt hatte, nahm es der andere, um es noch mehr zu herzen. Und hatten die älteren das Knäblein mit Liebe überschüttet, noch viel mehr thatens die Jüngeren. Als man am frühen Morgen die beiden Kinder Heinrich und Margarethe in das Gemach der Wöchnerin ließ, da gieng ein neuer Jubel an, und ein viel größerer, als Abends zuvor, da Vater und Oheim ihre Freude über den Neugeborenen kund gethan. Ja als der erste kindliche Jubel vorüber war, wäre es zwischen beiden Kindern, Heinrich und Margarethe, die sonst in schönstem Frieden mit einander gelebt, zu einem Zank und Streit vor lauter Liebe zum Neugeborenen gekommen. Das ist mein Brüderlein, sagte der kleine Heinrich, und wollte es etwas unsanft aus den Armen Margarethens nehmen, die es schon länger herzte, als

dem kleinen Heinrich lieb war. Und es ist auch mein Brüderlein, rief Margarethe wie eine kleine Herrin; sie wehrte ihrem Vetter und Gespielen mit aller Macht, und wollte sich das liebe Knäblein nicht nehmen lassen, das sie wirklich für ihr eigenes Brüderlein hielt und erklärte, womit aber der kleine Heinrich durchaus nicht einverstanden war. Bald wäre es zu kleinen Thätlichkeiten unter den Beiden gekommen, denn Margarethe, etwas heftigen Gemüths, hatte schon die zarte Rechte geballt, während sie mit der Linken das Vetterlein im Wickelkissen krampfhaft festhielt und der stärkere Heinrich in Gefahr war, einen Puff von schönem Händchen zu empfangen. — Zum Glück legte sich die Amme in den Streit mit den tröstlichen Worten, die sie an Margaretha richtete: gib dein Brüderlein für dießmal wieder her, bei der Taufe darfst du es in die Capelle tragen, zum Altare hin, und es ist dann dein Brüderlein — und Morgen schon wird die Taufe sein, wie mir der Herr Vater gesagt hat; und denke, liebe Margarethe, da kommen die vornehmen geistlichen Herren dazu, der Herr Bischof und der Herr Weihbischof, und da darfst du die schönsten Kleider anziehen — wie werden die vornehmen Herren sich wundern und staunen, wenn Fräulein Margarethe so prächtig gekleidet, wie eine Prinzessin, mit dem Brüderlein auf dem Arm vor dem Taufstein steht. Diese Worte der Amme wirkten mächtig auf das Herz des Fräuleins, und willig gab es seinem Gespielen das Kind hin, aber mit der strengsten Anweisung und bedeutungsvollem Blick: laß es mir ja nicht fallen unser liebes Brüderlein! Der kleine Heinrich nahm es seelenvergnügt auf die Arme und es war wieder ein ewiger Friede geschlossen zwischen Vetter und Mühmchen.

II. Die verhängnißvolle Jagd.

Wie die Amme dem Fräulein gesagt hatte, so geschah es auch. Am frühen Morgen, unmittelbar nach der Geburt des Söhnleins, hatte Gottfried von Hohenlohe seinen Knappen nach Creglingen gesendet und dem hochwürdigen Herrn Bischofen sowie dem Herrn Weihbischof vermelden lassen, wie daß ihm sein Ehgemahl Frau Williburgis ein stattlich Söhnlein geboren, und es der Mutter inniger Wunsch wäre, es möchte der hochwürdige Vater und Herr, der Bischof, den Eltern und dem Kindlein die große Ehre und Gutthat erweisen, und in eigener Person das Kindlein durch die heilige Taufe in den Bund der Christen weihen, und ihm segnend die Hand auf die Stirne legen. War der Herr Bischof hocherfreut über diese Kunde und das Glück, so Herrn Gottfried von Braunek wiederfahren, so zauderte er auch keinen Augenblick, den Wunsch der liebenden Mutter zu erfüllen, sintemalen es sich so wunderbar gefügt hatte, daß er gerade in der Gegend noch anwesend war. Mit den Rossen der Edelherren auf Braunek wurde er alsbald sammt dem Weihbischof auf die Burg abgeholt, um die feierliche Handlung mit dem Kinde vorzunehmen. Das wurde aber eine Taufe, so stattlich und prächtig, wie noch keine auf Braunek gehalten worden war, und ebenso wenig in der ganzen Umgegend auf der Burg irgend eines Edelherren, denn

auf keiner Burg war noch ein Bischof von Würzburg und und Herzog in Franken erschienen, um seine Hand auf die Stirne eines Täuflings zu legen, wie dermalen auf der Burg Braunek geschah. Und ein herrliches Festmahl folgte der Taufe, das viel herrlicher und köstlicher war, als das im Schlosse zu Creglingen nach der Weihe der Herrgottskirche. Bei diesem erschienen alle Vasallen des Hauses Hohenlohe-Braunek: die Vögte zu Reigelsperg, zu Uffenheim, zu Langenburg, zu Schillingsfürst, zu Waldenburg, und alle Herren und Ritter der Umgegend, also daß die Burg Braunek noch nie so voll war von fremden Gästen, und der Marstall kaum geräumig genug war, um die vielen Rosse aufzunehmen. Mit dem stattlichen Festmahl, das bis in die späte Nacht dauerte, war die Tauffeier nicht beschlossen, sondern es sollte, zu Ehren des hochwürdigen Herrn Bischofs Gerhard von Würzburg, des andern Tages nach der Taufe ein großes Jagen in den Forsten der Edelherrn von Braunek, Tauber aufwärts bis zur Rotenburger Landwehr abgehalten werden. Gerne entschloß sich der hochwürdige Herr und Vater dazu, noch einen Tag länger zu bleiben, um dem Jagen anzuwohnen, sintemalen er als ein geborener Graf von Schwarzburg solcher ritterlicher Belustigung nicht fremd und abhold war, auch in dem Wildbann des Hochstifts nicht selten an dergleichen Belustigungen Theil genommen hatte. — Am Tage nach der Taufe war mit dem Frühsten ein Leben und Treiben im Hofe der Burg, wie schon lange nimmer gewesen. Eine Menge Treiber und Jagdbuben von allen Weilern und Dörfern der Herrschaft hatte sich eingefunden — es war, als ob der Burg Gefahr drohe, und all diese Mannschaft versammelt wäre, um die Zinnen und Brustwehren zu besetzen. Die Rosse der Edelherren, welche lange Zeit beim Bau der Herrgottskirche Dienste gethan,

wurden mit reichen Schabraken bedeckt, denn sie hatten ja die sonderbare Ehre, die höchsten geistlichen Herren des Sprengels zur Jagd tragen zu dürfen. Die geringeren Rosse wurden mit dem Jagdgeräthe beladen. Drang das Gewieher der zur Jagd gerüsteten Rosse vom Hofe hinauf bis zu den abgelegensten Gemächern der Burg, so war noch größer das Geklaff der Hunde, die eng zusammengekoppelt von den Rüdenknechten aus den Burgen der Herrschaft nach Braunek hinauf geführt wurden. Das Alles hörte der kleine Junkherr Heinrich, der sich in der Nähe seiner Mutter bei dem neugetauften Brüderlein befand; da ließ er sich nimmer im Gemache halten, er wandte sich von der Mutter im Bette, der er eben so aufmerksam zugehört hatte, denn sie erzählte ihm, wie sie einen schweren Traum gehabt, und ihn, ihren lieben Heinrich, mit blutender Wunde vor sich gesehen. — Die Jagdhörner erklangen im Hofe — das war das Zeichen, daß sich das Jagdgefolge gesammelt und der Abgang des Jagdzugs nahe bevorstehe. Wie der Wind war der Knabe durch die Thüre gegangen, und im Nu die Treppe hinab bald im mittleren Hausflur. Da gieng eben Vater Gottfried im reichen Jagdanzug, die Armbrust sammt Köcher auf dem Rücken, aus dem Rüstsaal. Vater, Vater, nimm mich auch mit zur Jagd! rief Heinrich, und faßte bittend des Vaters Hand. Nein, nein, erwiederte der Vater kurz, aber nachdrücklich — du mußt bei der Mutter und beim Brüderlein bleiben, lieber Heinrich. - Ach! nur dießmal, flehte der Knabe, und faßte beide Hände des Vaters. Du bleibst, sag ich, rief der Vater mit ernstem Blick, er stieß ihn etwas unwillig von sich, und eilte in den Hof hinab. Da begann Heinrich auf einmal zu schluchzen und zu weinen. So fand ihn Oheim Cunrad, der gleichfalls fertig und bereit, soeben auf dem Gemache der geistlichen Herren gewesen war,

und sie ermahnt hatte, sich gleichfalls zu rüsten, da der Auszug in wenig Augenblicken beginne. Auf den lief jetzt der weinende Heinrich zu, und flehte ihn, wie zuvor den Vater: lieb Väterlein (so pflegte er seinen Oheim zu nennen) nimm mich doch mit auf die Jagd! Hat dir es der Vater nicht erlaubt? fragte der Oheim — ein langgedehntes Nein erfolgte, begleitet mit Weinen und Schluchzen. So darf ich dirs auch nicht erlauben, sprach Oheim Cunrad, sonst würde dein Vater mir böse werden. Er ist schon böse über mich, aber du bist mir gut, recht gut, lieb Väterlein — mit schmeichelnder Stimme sprach der Knabe also, und faßte mit der Linken des Oheims Hand, mit der Rechten fuhr er ihm ans Kinn und streichelte ihn, aber er mußte auf die Zehen stehen, um hinauf zu reichen — und ich bin dir eben auch so gut, so gut, lieb Väterlein — er sah dem Oheim dabei so liebevoll in die Augen. Aber nicht so gut, wie deinem Vater? fragte Oheim Cunrad scherzweise. Ja noch lieber hab' ich Dich heute, lieb Väterlein, erwiederte Heinrich — denn der Vater ist ja böse über mich. — Du darfst mit, rief Oheim Cunrad, indem er den Knaben brünstig ans Herz drückte — aber Thränen traten ihm in die Augen, denn er gedachte mit Wehmuth daran, daß ihm Gott kein solches Söhnlein bescheert hatte.

In wenig Augenblicken war das kleine Roß gesattelt, auf welchem der Knabe Heinrich zu reiten pflegte, wenn ihn der alte Rüdeger unterrichtete. Armbrust und Jagdspeer war auch bald bei der Hand, denn Vater Gottfried hatte ihm diese Dinge längst angeschafft, um ihn schon Frühe im Schießen und Speerwerfen zu üben. Bereits ritt der prächtige Jagdzug ab der Burg, da trabte noch Herr Cunrad mit seinem zarten Neffen auf kleinem Pferde daher, denn er hatte sich mit dem kleinen Jagdgenossen

noch zu schaffen gemacht. Er schloß sich mit seinem Begleiter an den hinteren Zug an, denn vornen bei den Herren wollte er auf Bitten des Neffen Heinrichs nicht reiten, da Vater Gottfried nicht freundlich dazu gesehen hätte, hätte er sein Söhnlein erschaut. Als aber der Jagdzug am Tauberforst ankam und sich derselbe theilte, indem ein jeglicher Jäger mit seinen Zugehörigen, sowie mit seiner Rüdenkoppel den eigenen Anstand wählte, da ersah Herr Gottfried sein Söhnlein Heinrich neben dem Bruder — wie ein Stich fuhr es ihm durchs Herz, denn er gedachte des schrecklichen Traumes, den ihm Frau Williburg schon in der Frühe mitgetheilt hatte — rasch ritt er zum Bruder hin und rief mit einem unwilligen Blick auf sein Söhnlein: um Gott, mein Bruder, warum hast du mir das gethan? ich habe aus guten Gründen meinen eigensinnigen Heinrich nicht mitreiten lassen — laß den Knaben nicht von der Seite, ich beschwöre Dich bei Allem, was uns heilig ist — ich muß um unsern Herrn den Bischof seyn. Ehe noch Bruder Cunrad ihm antworten konnte, war Gottfried wieder zum Bischof und auf seinen Anstand zurückgeritten, das Herz voll schwerer Ahnung, die leider! bald ihre Erfüllung fand.

Was Herr Gottfried seinem Bruder so dringend anempfohlen hatte, das hielt er auch mit allem Fleiße — der Knabe kam nicht von seiner Seite, und zur Fürsorge mußten noch zwei seiner sorgsamsten Jäger immer hinter ihm reiten und seiner Acht haben. Das gieng an, so lange sie in der Lichtung des Waldes ritten, aber die Jagd zog sich bald ins Dickicht, wo der Knabe nimmer so nahe seinem Oheim reiten konnte, denn jeglich Pferd mußte seine eigene Fährte traben, und die hinten reitenden Jägerknechte konnten ebenso wenig mehr dem Knaben nahe reiten; ja sie hätten ihn manchmal ganz aus dem Auge

verloren, wenn er ins dichte Gestrüppe ritt, so daß sie nur an den blauen und weißen Federn des Barets erkennen konnten, daß er sich noch in der Nähe befand. Eben waren sie im Verfolgen der Thiere bis unter die Burg Seldenek gekommen, welche von der linken Waldhöhe der Tauber mit ihrem hohen Luginsland ins Thal schaut — auf einmal sah der Oheim keinen Neffen mehr in seiner Nähe, und auch die beiden Jäger nahmen nicht mehr des Zeichens wahr, das ihnen bisher den Knaben gewiesen hatte. Mit klopfendem Herzen griff er zum Jagdhorn und stieß dreimal darein, wie er es mit dem Neffen verabredet hatte, daß er rufen würde, wenn er je aus seiner Nähe kommen sollte. Der Knabe hörte das Hornzeichen seines Oheims, aber konnte den Ruf nicht erwiedern. Noch vor wenig Augenblicken war ein mächtiger Sechszehenender dicht an seinem Rößlein vorübergehuscht; darüber war es scheu geworden, und sprang in einem Satz auf die Seite, daß sich der Knabe kaum im Sattel zu halten vermochte. Es machte dann eine Flucht durch Dicht und Dünn, und hörte nicht auf, bis ein gewaltiges Wildschwein vor ihm auffuhr und seine Flucht hemmte, denn das Rößlein kam zwischen eine Bergwand und eine Eiche zu stehen, unter der das Wildschwein mit seinen Jungen das Lager hatte. Eh' sich der Knabe noch fassen und den Zügel recht zusammennehmen konnte, hieb das Wildschwein mit seinen mächtigen Hauern dem Rößlein in die Vorderfüße — dieses stürzte, und der arme Knabe fiel hinaus über den Kopf des Pferdes gerade vor das von Wuth schäumende Wildschwein. Dieses wandte sich schon nach dem Knaben, um ihn schrecklich zu zerfleischen, da flogen auf einmal 3 Wurfspeere gegen die Lenden des Thieres. Herr Cunrad von Hohenlohe war mit seinen beiden Jägern zur Stunde

herbeigeeilt, als sein Neffe daran war, ein Opfer des Wildschweins zu werden — doch nicht zur glücklichen Stunde — alle Drei hatten zumal ihre Geschoße auf das Thier abgesendet, um den Knaben zu retten, aber es war keine Rettung. Während die beiden Jäger das Herz des Thiers trafen, daß es sich krampfhaft bäumte und verendete, war Cunrads Speer, der einige Sekunden später traf, am borstigen Rückgrat des Thiers abgeprallt, hatte sich noch kräftig genug gegen den Knaben gewendet, der fast neben dem Thiere lag, und seine zarte Brust getroffen. Mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei stürzte der arme Knabe, der gerade von seinem Fall sich wieder auf die Kniee erhoben hatte, zu Boden. In einem Nu war Herr Cunrad zur Stelle, aus dem Sattel, und neben dem tödtlich getroffenen Neffen. O Gott, o Gott, rief er, was hab ich gethan? Mit einem Arme hielt er den Knaben krampfhaft umschlungen, mit der andern Hand deckte er die Herzwunde, aus der die beiden Jäger schnell den Speer gezogen; er wollte den Blutstrom hemmen, der sich aus der Todeswunde ergoß, aber es war unmöglich. Der Knabe legte das schon erbleichende Haupt an des Oheims Brust, sein Auge war liebevoll auf ihn gerichtet, während dieser im höchsten Seelenschmerz grimmig blickte. Nicht so böse, lieb Väterlein, sprach der Knabe mit schwacher Stimme — er hielt inne — Vater, Mutter! Vater Gottfried war schon auf dem Wege zur Stätte des Unglücks, denn die beiden Jäger hatten so mächtig, wie nie, den Hülfruf des Jagdhorns nach allen Seiten ergehen lassen, daß in einer halben Stunde der ganze zerstreute Jagdzug bei einander war, und der unglückliche Vater sein noch athmendes armes Kind in die Arme schließen und den letzten Kuß auf seine Lippen drücken konnte. Aber ferne war die Mutter.

Die lag, auch das Herz von schwerer Ahnung erfüllt, ob es ihr gleich nicht kund geworden war, daß das Söhnlein mit dem Jagdzug ausgeritten, in ihrem Schlafgemach, dessen Fenster gerade gegen die Heerstraße gerichtet waren. Neben ihr saß ihre Schwägerin Anna mit dem Kinde auf der Schooß und bei ihr die kleine Margarethe, die auf die Muhme aufmerksam lauschte, welche mit halber Stimme redete, um nicht die Schwägerin zu stören, die nach langem Wachen endlich ein wenig eingeschlummert war. Auf einmal fuhr die Schlummernde rasch in die Höhe, wie von einem Traum erschreckt, schlug beide Hände über dem Kopf zusammen, und rief: Blut, Blut! o mein Kind, mein Kind! Das Alles mit geschlossenen Augen — sie fiel wieder auf ihr Kissen zurück, aber bald richtete sie sich wieder auf, öffnete die Augen, und fragte: liebe Anna, wo ist mein Heinrich? Er wird bald herauf kommen, entgegnete Frau Anna. Aber Heinrich kam nicht — es vergieng wohl eine Stunde, und er war noch nicht da. Um Gott, rief Williburgis, so sag mir doch, liebe Anna, wohin mein Heinrich ist? die Unruhe tödtet mich fast. Frau Anna wollte nicht recht mit der Sprache heraus — Heinrich ist mit, ist mit, — ehe sie noch aussagte: er ist mit auf die Jagd — öffnete die kleine Margarethe die Thüre und schlüpfte herein, indem sie rief: Mutter, Mutter, die Jäger kehren heim — gerade muß der Zug den Burgweg heraufkommen, und auch mein lieber Heinrich mit — dort von dem Fenster aus kann man den Zug recht ansehen. Mit diesen Worten eilte sie zum nahen Fenster, von dem man den ganzen Burgweg überschauen konnte, aber ehe das Mädchen am Fenster stand, war schon Frau Williburgis, mit dem leichten Nachthabit bekleidet, aus dem Bette gesprungen, und hatte den hohen Fensterflügel aufgerissen, um das

Schrecklichste zu erblicken, was sie je gesehen hatte. In Mitte des großen Jagdzugs, der statt mit lautem Hörnerklang, wie man es sonsten gewohnt war, lautlos und todtenstill, wie ein Leichenzug, einhertrabte, ritt mit todtenfahlem, tief gesenktem Haupte Herr Cunrad von Braunek, dem Rosse die Zügel lassend und kaum recht im Bügel stehend — in seinen beiden Armen hielt er den todten Neffen, den er seit jener Stunde, da er ihn tödtlich getroffen, nicht mehr aus seinen Armen gelassen hatte, ob man gleich mit aller Mühe den Knaben hatte aus seinen Händen nehmen wollen, aber wie ein Wahnsinniger schlug er um sich, und wurde erst dann wieder ruhig, als er sich mit der theuren Leiche auf das Pferd geschwungen hatte. Wie eine abgeknickte Blume lag das todtenfahle Haupt des Knaben auf der lichten Mähne des Rosses, und die kaum noch träufelnde Herzwunde hatte doch noch reichlich den schlanken Hals des Schimmels gefärbt. O Gott, o Gott, mein Heinrich! schrie die unglückliche Mutter, als sie in dem blassen Knaben ihr Söhnlein Heinrich erkannte — mit gerungenen Händen beugte sich Williburgis durch das hohe Fenster und wollte sich vor Jammer hinabstürzen, aber ihre Schwägerin hielt sie mit allen Kräften und zog sie vom Fenster zurück. Da wandte sich Williburgis vom Fenster und eilte zitternd und bebend der Thüre zu, hinaus, und die Wendeltreppe hinab bis in den Hof, in den so eben der traurige Jagdzug eingeritten war. Wie eine Geistergestalt erschien sie in ihrem weißen Nachtgewand im Burghof, sie drängte sich durch die Schaar der Eingerittenen, bis sie vor ihrem Schwager Cunrad stand — dem riß sie wie eine Wahnsinnige die Leiche des lieben Kindes aus den Armen, preßte es krampfhaft an sich und stürzte mit einem Jammerschrei zu Boden, um sich nimmer zu erheben. Der Schmerz

hatte ihr Herz gebrochen; in ihres Gatten Armen, den sterbenden Blick auf ihn gerichtet, hauchte Williburgis ihre treue Seele aus. So stand, wie vom Blitz gerührt, Gottfried von Braunek beinahe in Einer Stunde vor dem Leichnam zweier Inniggeliebten, und ihm gegenüber ein Bruder, der so gut als dem Wahnsinn verfallen war, denn der schnelle Tod seiner Schwägerin hatte ihn vollends der Sinne beraubt. Noch am selbigen Tage begleiteten die beiden hohen Geistlichen Mutter und Söhnlein, in die Familiengruft des Klosters Frauenthal, setzten sie feierlich bei, und hielten über ihrem Sarge ein ernstes Todtenamt, wie noch selten eines gehalten worden war. Wie Freud mit Leid zuletzt enden kann, hatten sich bei ihnen bewährt — zum Jubel und zur Freude waren sie an die Ufer der Tauber gekommen, von der düsteren Gruft weg traten die beiden Herren ihren Rückweg nach Würzburg an. Die Nonnen zu Frauenthal, voran die Meisterin des Convents, gaben in einer feierlichen Procession mit Kreuz und Fahne den geistlichen Oberherren das Geleite. Wären die Letzteren noch 2 Tage länger auf der Burg Braunek geblieben, sie hätten noch ein drittes Familienglied in die Gruft senken können. Mit dem Hinschied der Mutter nahm der neugeborene Säugling keine Speise mehr zu sich, und nach zween Tagen folgte er der frühverblichenen Mutter. Man öffnete zu Frauenthal ihren Sarg und legte das zarte Knäblein in ihre Arme, damit Mutter und Kind auch im Tode verbunden wären, wie sie im Leben unzertrennt gewesen.

So war die letzte Hoffnung des tiefgebeugten Vaters in die Gruft versenkt, als sich das Familienbegräbniß vor seinem Blicke schloß. Lange kniete er in stummem Schmerz auf der kalten Steinplatte, die über die Gruft gelegt wurde, er betete und that ein Gelübde, das wir

bald erfüllt sehen. Burg Braunek, wo er so lange glücklich gewesen, war ihm öd und leer, seitdem Gattin und Kinder nimmer um ihn weilten, das Leben in der Welt war ihm verleidet und hatte keinen Reiz mehr für ihn. Am dritten Tage nach der Befängniß seines letzten Sprößlings nahm er Abschied von Land und Leuten, übergab Alles, was er besessen, nur Einiges ausgenommen, durch eine feierliche Urkunde in die Hände seiner Schwägerin Anna von Braunek, denn sein Bruder Cunrad hatte sich seit jenem Augenblick, da Frau Williburgis ihr todtes Söhnlein aus seinen Armen gerissen, in das entlegenste Gemach der Burg verschlossen, genoß weder Speise noch Trank, und überließ sich einem dumpfen Hinbrüten, das beinahe an stillen Wahnsinn gränzte. Wie ein Todter war er unter den Lebenden, und somit war auch der Bruder für den Bruder verloren. Als er zu ihm ins Gemach trat, um ihm die Hand zum Lebewohl zu bieten, fuhr Cunrad auf von dem Sitze, den er seither nicht verlassen hatte, fiel dem Bruder zu Füßen, umschlang seine Kniee und übergoß sie mit einem Strom von Thränen — aber die Worte, die er hervorstieß, waren unartikulirte Töne, wie die Kinder lallen, wenn sie zu reden anfangen. Gottfried verstand sie, richtete den Bruder vom Boden auf und schlang die Arme fest um ihn — ob Bruder Cunrad die lauten Schläge des Bruderherzens verstand, das voll Versöhnlichkeit war und die Schuld des Bruders vergessen hatte, wir wissen es nicht — aber das ahnete auch Gottfried nicht, als er sich aus der Umarmung des Bruders riß, daß sein Herz zum letzten Mal am Herzen des Bruders geschlagen.

Noch am Abend desselben Tags stand Gottfried von Braunek vor der Pforte des Klosters Schönthal im Jagstthal, und begehrte Einlaß. Er wurde freundlich

von dem Abt Rabanus und dem Bruder-Convent aufgenommen. Schon am andern Morgen legte er in die Hand des ehrwürdigen Vaters das Gelübde ab, ein dienender Bruder in seinem Convent zu werden. Er trat nicht ohne Mitgift ins Kloster ein: 6 Morgen Weinberg am Kötterberg zu Mergentheim, die ihm sein Vater seelig hinterlassen, übergab er als ewiges Eigen in die Hände des Abtes und der Brüder, durch welche Vergabung der Schönthaler Hof zu Mergentheim eine ziemliche Vermehrung erthielt. Noch lange darnach, als Bruder Gottfried nicht mehr in der Mitte der Brüder wandelte, gedachten sie seiner in Dankbarkeit, denn das Gewächs aus den Mergentheimer Weinbergen blieb der beste Trank des Klosters, den der jeweilige Abt sich eignete, und von dem die Brüder nur an Festtagen eine mäßige Gabe erhielten. Gottfried von Braunek war nur kurze Zeit dienender Bruder. Nach wenigen Probewochen that er förmlich Profeß und wurde unter die Zahl der Brüder aufgenommen. Unter diesen war er bald einer der ersten durch Fleiß und Eifer in Uebung der Andacht — also daß er schon nach einem halben Jahre für würdig befunden worden, eines der Aemter zu versehen, die man nur den Erprobten der Brüder zu übertragen pflegte. Der Convent wählte ihn zum Pförtner — aber nicht lange trug er die Schlüssel der Pforte; denn der zuvor kräftige und frisch aussehende Bruder wandelte bald unter den Kränklichen und Siechen. Bald verließ er selten mehr seine Klosterzelle — nur einmal in der Woche wallte er hinauf auf den nahen Kreuzberg, und betete am Altar der kleinen Todtenkapelle um Frieden, den er im Kloster gesucht und doch nicht gefunden — um den ewigen Frieden und die Wiedervereinigung mit seinen vorangegangenen Lieben, die immerdar in seinem Herzen fortlebten.

III. Der Büßende.

Da wo die Tauber eine starke Krümmung gegen Abend macht, zwischen den Städtchen Röttingen und Aub, steht eine uralte Capelle, der h. Cunegunde geweiht, zu der man häufig wallfahrtete. Nahe daran hatte ein Waldbruder seine Klause, der in der ganzen Gegend unter dem Namen Bruder Wolfram bekannt war, und nicht nur wegen seines frommen und heiligen Wandels, sondern auch wegen seiner Kenntnisse in der Heilkunde, mit denen er Geringen wie Vornehmen alle Zeit zu Dienste war, in großem Ansehen stand. Da war kein Kräutlein im Garten oder in den Wäldern, deren heilsame Kraft er nicht gekannt, und das er nicht bei dieser oder jener Krankheit mit segensreichem Erfolge angewendet hätte. Immer hatte er einen Vorrath solcher heilsamer Kräuter in seiner Klause aufbewahrt, denn seine Hauptbeschäftigung des Tages war, in den nahen Wäldern solche Kräuter zu sammeln, wenn er anders nicht am Krankenbette leidender Mitbrüder heilend und berathend weilte. Die übrige Zeit des Tages brachte er am Altare der Cunegunden-Kapelle in Andacht und frommen Uebungen zu.

Es war am Tage Cunegundis, da besonders viele Wallfahrer in der Kapelle sich einfanden — kaum eine Woche, nachdem so traurige Geschichten auf Burg Braunek sich

ereignet hatten — die Wallner hatten sämmtlich ihre Andacht verrichtet und Bruder Wolfram ihnen seinen Segen ertheilt — noch Einer kniete am Altar der Kapelle, nachdem alle schon die kleine Halle verlassen hatten — er hatte das Haupt tief zu den Stufen des Altars gesenkt und seine Hände recht flehentlich zum Gebete ausgebreitet. Schon wurde es düster in der Kapelle, denn der Abend war hereingebrochen — immer noch kniete der Betende, ohne sich zu rühren. Bruder Wolfram trat ihm näher — jetzt erst erkannte er in dem andächtigen und regungslosen Beter den edlen Herren Cunrad von Braunek, der es in keinem Jahre versäumt hatte, an Cunegundentag hieher zu wallen und seine Andacht zu verrichten. Aber wie war der sonst so rüstige und kräftige Mann verändert, seit ihn Bruder Wolfram nimmer in der Kapelle gesehen. Sein Haupthaar, das früher in dunklen Locken um seine Stirne lag, war schneeweiß geworden, sein sonst blühendes Antlitz war leichenfahl und eingefallen seine Wangen, wie bei einem Greisen von 70 Jahren, und doch zählte Herr Cunrad erst 40 Jahr seines Alters. Kein Wunder, daß ihn keiner der Wallner für den Burgherrn auf Braunek erkannt hatte, da er ohnedieß nur ein grobes Gewand am Leibe trug, wie seine Knechte auf Braunek es zu tragen pflegten. Als Bruder Wolfram ihm nahe trat, um ihn anzureden, da richtete sich Cunrad ein wenig in die Höhe, sein verwirrtes Auge blickte auf zu dem ehrwürdigen Bruder, und die Hände, welche er bisher gegen den Altar gebreitet, streckte er wie ein Bittender gegen Bruder Wolfram — es schien, als wollte er reden, aber er brachte kein verständliches Wort hervor. Da erst gedachte der Klausner an Das, was er in diesen Tagen von den traurigen Geschichten auf Burg Braunek und gerade von Herrn Cunrad von Braunek gehört hatte.

Er erkannte, daß ein Kranker am Altar kniete, dem weder Kräutlein noch Trank helfen konnte, wie er es schon oft bei Leidenden angewendet, sondern nur ein Mittel, das stärkste und kräftigste, das hilft und rettet in Nöthen des Leibes und der Seele, wann Nichts mehr helfen kann. Bruder Wolfram legte die Hände auf Herrn Cunrads Haupt, richtete seinen Blick voll Andacht aufwärts, und ein andächtiges Gebet entquoll seinen Lippen, das nicht unerhört blieb vor Dem, der Gebete erhöret, wenn sie aus einem Herzen voll Glauben und Vertrauen zu ihm emporsteigen.

Während Bruder Wolfram noch seine Hand auf Cunrads Haupt hatte, war es ihm, als löste sich ein schwerer Seufzer von der Brust Dessen, über dem er gebetet hatte. Es war auch so, eine große Last hatte des Bruders Gebet von Cunrad von Braunek genommen. Wie ist mir? rief der Knieende — fuhr über seine Stirne, als ob er sich auf etwas Vergangenes besinnen wollte — dann richtete er sich empor, faßte die beiden Hände des Klausners — mög's euch Gott vergelten, ehrwürdiger Vater, sprach er, daß ihr so schön über mir gebetet — es ist mir auf einmal so leicht um's Herz geworden, und vor meinen Augen ist es wieder klar und helle, wie in früheren Tagen — aber meine Schuld ist noch vor mir — das liebe Kind mit klaffender Wunde und die Mutter, die es im Tode erblassend in den Armen hält; ihr habt für mich gebetet, guter Vater, daß ich bin frei worden von der Macht des Irrsinns, o so betet auch für mich, daß mir der barmherzige Gott meine schwere Schuld verzeihen möge! Das will ich gerne für euch thun, sprach Bruder Wolfram, wie ich für alle meine Brüder täglich bete, daß Gott ihnen wie mir die Sündenschuld erlassen möge; aber betet und flehet selbst auch herzinniglich alle

Tag und Stunden, daß er euch eure Schuld verzeihen möge, und wollet ihr fest überzeugt werden, daß ihr vollständigen Ablaß eurer Sünden erlanget, so müsset ihr ein Werk der Buße thun. Wie soll solches geschehen? fragte Cunrad von Braunek. Wallet gen Rom zum heiligen Vater, entgegnete Bruder Wolfram, und der wird euch ein Werk aufgeben, mit dem ihr für eure Sünden büßet — doch vor allen Dingen, ich muß es euch noch einmal sagen, flehet zu Gott, daß er euch eure Sünde vergebe, sintemalen er allein den Menschen die Sünden vergeben kann.

Das will ich thun, sagte Cunrad von Braunek, aber gebt mir noch euren Segen, ehrwürdiger Vater, damit meine Fahrt eine glückliche werde, denn schon morgen will ich sie antreten. Nochmals kniete er nieder an den Stufen des Altars, er betete mit Andacht, wie er schon lange nimmer gebetet hatte, und Bruder Wolfram gab ihm seinen Segen zur Wallfahrt. Mit Thränen des Dankes verließ Cunrad den Klausner und kehrte auf seine Burg zurück, wo sich Jedmänniglich wunderte, wie es mit dem edlen Herrn so schnell anders geworden war. Aber für Frau Anna und ihr Töchterlein war es ein schmerzliches Wort, als er ihnen ankündete, daß er morgen seine Wallfahrt nach Rom antreten wolle. — Es wurde ein wehmüthiges Scheiden, als Herr Cunrad von Braunek mit dem Frühsten des Tags sich vom Lager erhob und von Gattin und dem einzigen Kinde Abschied nahm. Besonders das Töchterlein Margarethe schluchzte und weinte über die Maßen, daß der Vater sie und Mutter jetzt allein lassen wolle, sie hieng sich dem Vater um den Hals und wollte nicht von ihm lassen, bis er ihr zusagte, daß er nach kurzen Tagen wiederkehren würde. Aber zu Frau Anna, die sich nicht minder traurig geberdete, sprach

er halblaut, daß das Töchterlein es nicht hörte: wenn ich von heut über's Jahr nicht wiederkehre, so darfst du meiner nimmer harren. Er drückte seine Gattin noch einmal brünstig an's Herz und gab ihr den Abschiedskuß; wohl hat keines von ihnen beiden geahnt, daß sie einander nimmer sehen würden, als er über die Schwelle des Gemachs trat. Unten im Burghof gieng er durch das kleine nördliche Ausgangspförtlein, welches bis auf diese Tage sich erhalten hat; er wollte, ohne Rumor zu machen, von den Leuten der Burg scheiden, auch ersparte er sich solcher Gestalt den Schmerz des Abschiedes, da ohne dieß sein Herz voll Leid und Wehmuth war.

In einer schweren und harten Zeit trat Cunrad von Braunek seine Bußfahrt an — Thal und Höhen war über und über mit Schnee bedeckt, und die Bäche waren bereits mit dünnem Eis überzogen, doch ging er baarfuß, nur im einfachen Pilgergewand, einen Gürtel von rauher Wolle um den bloßen Leib, eine große Kürbisflasche mit Wasser um den Nacken hängend und den Pilgerhut tief eingedrückt, also daß er von Niemanden, selbst den Bekanntesten, die ihm auf dem Wege begegneten, nicht gekannt war. Einen starken Pilgerstab trug er in den Händen, der ihm als Wegstab und zugleich als einzige Waffe diente, wenn er je von einem Räuber sollte angerannt werden, der bei ihm Etwas zu finden suchte. Da hätte aber einer lange bei ihm suchen müssen, denn er hatte weder Gold noch Silber zu sich genommen, sondern er wollte arm und dürftig bis gen Rom wallen, sich von den Gaben der Barmherzigkeit nährend, die er in den Klöstern erbettelte; das Alles, um schon auf solche Weise Buße zu thun. Dabei besuchte er alle Kirchen und Kapellen, wenn er in eine Stadt oder durch ein Dorf kam, und verrichtete allda seine Andacht mit gebeugten Knieen und ausge-

spannten Händen, die oft fast erstarrt waren vor Nässe und Kälte. Wo er hin kam, rastete er nur kurze Zeit; spät trat er ein in die Herberge, und nach zwei- oder dreistündiger Schlafesruhe, immer vor Tagesanbruch, setzte er seinen Weg weiter fort. Solcher Gestalt stand er schon am fünften Tage nimmer fern vom Ufer des schwäbischen Meeres, im herrlichen Höhgau, wo neben einander zehn mächtige Bergkegel wie Riesen aus dem Thale ragen, und auf ihrer Spitze stattliche Burgen mit blinkenden Zinnen. Wie gerne hätte er den herrlichsten der Berge bestiegen, der die uralte Burg Twiel trägt, an der er zunächst vorüber kam. Auf ihr saß sein lieber Waffengenosse, Heinrich von Klingenberg, mit dem er in früheren Tagen am Hofe des Grafen Eberhard des Greiners Bruderschaft geschlossen und manchen Strauß gegen die Städter gefochten hatte. Einen Gruß winkte er hinauf zur Burg des lieben Waffenbruders und ging vorüber, denn er hätte nur Schmerz und Wehmuth bei ihm erregt, wenn er in solch trauriger Gestalt vor ihn getreten wäre und ihm die verhängnißvolle Geschichte seines Lebens geoffenbart hätte. Nach einem Weg von zween Stunden kam er in die Stadt Ratolphszell, hart am Ufer des Untersee's. Am Grabe der drei Patronen der Stadt, der sogenannten Hausherren, des h. Zeno, Theopontus und Sinesius, das mitten in der Kirche steht, verrichtete er seine Andacht, dann ging er auf dem gefrornen See, vorbei an der Mettnau, hinüber auf die Insel des h. Pirminius, die Reichenau, wo er in der uralten Klosterkirche sich das h. Blut unsres Herrn und Heilandes zeigen ließ, das in ein kostbares silbernes Kreuz verschlossen, hinter dem Altare durch dreifach Schloß und Riegel verwahrt ist. Auch die sonstigen Heilthümer der Kirche betrachtete er gar andächtiglich, und setzte dann

seine Wanderung von der Insel aus zu Fuß fort, an der Burg Schopfeln und der Kapelle Chindlibild vorbei, bis er nach Constanz kam, wo er in der Domkirche in der Heiliggrabkapelle betete, mit einer Andacht des Herzens, die eben so innig war, als wenn er im h. Lande am wahrhaftigen Grabe unsers Herrn und Heilandes gekniet und gebetet hätte. Mit rüstigem Fuße wanderte er jetzt den Bergen der Schweiz zu, bei Rapperschwyl, am östlichen Ende des Zürichersee's, ging er über den langen Steg, der beide Ufer verbindet, wallte von da gen Einsiedeln zum uralten Bilde der h. Jungfrau, stieg von dort über den Gebirgsstock, genannt der Haken, hinab an die Ufer des Vierwaldstätter See's, um von dort aus über den hohen St. Gotthard nach Italien zu gelangen. Wohl war in jenen Zeiten noch keine Straße über den Gotthard angelegt, wie diejenige, auf der gegenwärtig Rosse und Wagen gehen, aber für Saumthiere und Fußgänger war sie schon damals gangbar. Hin und her zogen die Lowertschen, oft in kleinen Karawanen mit 10 und 12 Saumthieren, aber es war mit gar manchen Gefahren verbunden. Einmal hielten sich damals noch in den Höhlen und Schluchten der Berge reißende Thiere, Bären und Wölfe, auf, und dann waren die Wanderer, besonders zur Frühlingszeit, wenn sich der Schnee von den Bergen löst, jede Stunde in Gefahr, von den stürzenden Lawinen überschüttet zu werden. Davon wußte freilich Cunrad der Büßende Nichts, der in seinem ganzen Leben nie in die Berge gekommen war, aber gewarnt wurde er schon im Flecken Bürglen, ehe er bergan stieg. Als er dort an einem kleinen hölzernen Hause anklopfte und um eine Wegzehrung bat, wurde ihm von einer freundlichen Schweizerin Brod und Milch gereicht, um sich zu erquicken; ja sie steckte ihm noch einen Käs und

Brod in die Tasche, als sie hörte, daß er über den Gotthard zu ziehen gewillt sei. Schade, sprach sie, als Cunrad dankend Abschied nahm, daß mein Ehherr noch nicht von der Jagd heimkommen, sonst würd' ich euch, guter Wallner, noch einen Gemsenbraten in eure Tasche stecken, und mein Ehherr müßt' euch eine gute Strecke den Berg hinauf begleiten, denn er weiß, wie Keiner, Weg und Stege, auch die Stellen, wo man sich in Acht nehmen muß, wann die Lawinen stürzen; wie leicht könnte eine solche euch überfallen! Unser Leben steht in Gottes Hand, sagte Cunrad, und schied mit einem herzlichen Vergelt's Gott! von der gastlichen Schweizerin. Diese hatte nicht umsonst ihre Besorgniß ausgesprochen, denn noch keine 2 Stunden war Cunrad aufwärts gegangen — er war nicht mehr ferne von dem kleinen Orte Amsteg — da hörte er aus den Bergschluchten zur Rechten und zur Linken ein dem Donner ähnliches Krachen, und er sah, wie sich ungeheure Schneemassen von den Gipfeln der hohen Eisberge lösten und zu Thal stürzten. Mit eiligem Schritte stieg er aufwärts, um das Dörflein Amsteg zu erreichen, von dem seine gastliche Wirthin ihm gesagt hatte, daß es das nächste bei Bürglen wäre, aber er konnte es nimmer erreichen. Zur Linken des Wegs auf den Vorbergen des Tödi, an denen er hart vorbei gieng, löste sich eine mächtige Schneemasse, die Cunrad nicht gewahrte, da sie gerade über ihm rollte, sie stürzte mit furchtbarem Krachen über ihm und bedeckte ihn und den ganzen Pfad, auf dem er wandelte. Zum Glück hatte nur ein Theil der Lawine ihn getroffen, denn die ganze hätte ihn unfehlbar erschlagen. Doch traf sie ihn so mächtig, daß er ohnmächtig und bewußtlos unter den Schneemassen lag. Bald wäre es um sein Leben geschehen gewesen, wenn nicht schnelle Rettung ihm zu Theil geworden wäre.

Diese kam aus der gastlichen Hütte, in der er so liebevolle Erquickung gefunden hatte. Eben war Cunrad aus dem Hause gegangen, da kehrte der Ehherr der freundlichen Frau aus den Bergen zurück. Kaum hatte er ein wenig ausgeruht, so ermahnte sie ihn, dem Wallner nachzugehen, denn sie ahnte, es könnte ihm etwas Schlimmes widerfahren sein. Rasch eilte er mit einer Schaufel bergaufwärts; bald war er zur Stelle, wo der Weg von der Lawine überschüttet war. Sein erster Gedanke war, daß der Wallner hier verunglückt sein müsse. Schnell legte er seine Schaufel an, aber erst nach einer langen mühevollen Arbeit gelang es ihm, den Verunglückten aus dem Schnee herauszugraben, der bald sein Grab geworden wäre. Wäre der freundliche Retter nur eine Stunde später gekommen, so wäre der Verschüttete nimmer zu retten gewesen. Mit Mühe öffnete er ihm den festgeschlossenen Mund und träufelte ein wenig laue Milch hinein, die er in einem kleinen Fläschlein auf dem Leibe trug. Erst jetzt regten sich wieder die Lebensgeister in dem Erstarrten. Rasch nahm ihn der freundliche Bergbewohner auf seinen Rücken, und trug ihn den Berg hinab in seine Wohnung. Da erst im weichen Bette, das ihm die gastliche Hauswirthin am Ofen erwärmt hatte, kam Cunrad wieder zu sich. Wie staunte er, als er zum ersten Mal wieder aufblickte, und seine freundliche Gastwirthin und ihr Ehherr neben ihr stand. Was ist mir geschehen? war seine erste Frage an die Umstehenden — er konnte sich nur so viel erinnern, daß eine Schneemasse mit Geprassel über ihn hereinstürzte, und er von Stund an nichts mehr sah und hörte. Dem Tode seid ihr nahe gewesen, armer Mann, sprach die Hausfrau — aber mein Ehherr hat euch noch zu rechter Zeit herausgegraben; wie wohl hättet ihr auf meine Warnung ge-

gehört — nun aber sollt ihr nimmer allein über die Berge, und der, welcher euer Retter war, soll euer Führer werden bis hinauf zum Hospitium. Ja, das will ich auch thun, sagte der Hausherr — es wäre nicht der erste, den ich über die Berge geleitet hätte, aber zuvor muß unser Gastfreund sich erholen, ehe er den Weg antreten kann, und einige Zeit mit unsrer geringen Herberge vorlieb nehmen. Wie werde ich euch vergelten können, was ihr mir bereits gethan und noch an mir thun wollet, sprach gerührt Cunrad der Wallner. Davon schweiget, sprach die Hausfrau — was wir thun, geschieht um Gotteswillen, und wenn ihr für uns betet auf eurer Wallfahrt, frommer Mann, so habt ihr es reichlich uns vergolten. Wie schmerzlich fielen diese Worte in das Herz des Büßenden, als ihn diese gute Frau einen frommen Mann nannte, der für sie beten sollte — es war, als ob er den beiden guten Leuten zur Stunde gestehen sollte, daß er, statt ein frommer Mann, vielmehr der sündigste und schuldbeladenste unter den Menschen wäre, der eher der Fürbitte Andrer bedürfte — gerade das Unglück, das ihn betroffen, war ihm ein Zeichen gewesen, daß der schwerbeleidigte Gott mit dem Sünder noch zürne. Er wagte es nicht, sein Bekenntniß abzulegen, denn er fürchtete, die guten Leute würden ihm keine Herberge vergönnen, wenn sie erführen, welch sündiger Mensch er wäre, und würden ihm ganz und gar ihre Hülfe entziehen, deren er in seiner Schwachheit so sehr bedurfte. Acht ganze Tage konnte er nicht das Haus seiner Wohlthäter verlassen, so leidend war er durch seinen Unfall geworden. Am neunten Tage ließ er sich nimmer halten. Er schied mit Thränen des Dankes — und mit ihm ging, wohlversehen mit reichlicher Wegzehrung, der gute Hauswirth, um ihn zu begleiten, wie er früher verheißen hatte. Auf den sichersten Pfaden führte er

den Wallner bis auf die Höhe des Gotthards — sie kamen wohlbehalten oben an, ohne irgend einen Unfall zu erleiden, denn der kundige Begleiter hatte sorglich jede Wege umgangen, wo man vor dem Sturz der Lawinen nicht sicher war. Schon damals stand an dem Lago Lucendro, dem höchstgelegenen kleinen See auf dem hohen Gebirgspaß, ein kleines Hospitium oder Bruderhaus, das nur von zween Brüdern bewohnt war, die den vorüberziehenden Wallnern ihre milden Dienste leisteten, entweder, daß sie solche beherbergten, oder bald südwärts bald nordwärts bergab begleiteten. In letzterem Dienste wechselten sie mit einander ab, so daß, während der eine ferne war als Begleiter, der andere die Verpflegung der Wandrer besorgte. Oft auch wurde der Eine oder Andere, wenn er begleitete, oder sonst durch die Berge streifte, der Retter eines Unglücklichen, den auf dem Wege der Schnee verschüttet hatte. — Eben kehrte der eine Bruder von seiner Wandrung zurück, als Cunrad der Wallner mit seinem Begleiter in das Bruderhaus eintrat. Da, guter Bruder, sagte der letztere, habe ich gleich wieder einen guten Freund, an dem ihr eure Barmherzigkeit erzeigen könnet, wenn ihr ihn Welschland zu begleiten wollt. Das soll auch ihm nicht versagt sein, entgegnete der Bruder, aber zuvor wollen wir euch beherbergen und für euer Bedürfniß sorgen, so gut wie wir es in unsrer Einsiedelei vermögen. Das fanden die Beiden besser, als sie es nur ahnen konnten. Ein reichlicher Imbiß mit Milch und Käse wurde aufgetragen, und auch an einem guten Gemsenbraten fehlte es nicht, denn die beiden Brüder waren auch erfahrene Gebirgsjäger. Ein weiches Lager von Moos war ihr Bette, auf dem sie ihre müden Glieder baß erquickten, denn die Wegstrecke vom Thal bis zur Höhe war eine starke Tagereise gewesen. Mit

dem Frühstten brachen sie wieder auf — Cunrad der Wallner zog gen Süden, sein Begleiter gen Norden. Nun übergebe ich euch meinen guten Freund mit Leib und Seele, sprach der Begleiter aus Altdorf zu dem Bergbruder — sorget, daß ihr ihn sicher bis ins Thal bringt, und seid auf der Huth, daß ihr nicht von wilden Thieren gefährdet werdet — bis zu euch herauf haben wir Urner die Schlüfte und Höhlen sauber gemacht, aber wie es von da abwärts, Welschland zu, aussieht, wie ihr eure Schuldigkeit gethan, weiß ich nicht — möchte nicht, daß mein lieber Schützling da, den ich euch übergebe, mit Bären und Wölfen Bekanntschaft mache. Da sorgt nur nicht, sagte der Bergbruder, führe ja auch die Armbrust nicht seit gestern und heute. Er nahm den Pilger bei der Hand, sprechend: kommt jetzt nur, lieber Fremdling, und vertraut euch mir und dem Schutze Gottes. Mit Thränen in dem Blicke trennte sich Cunrad von seinem bisherigen Begleiter. Wie kann ich euch vergelten, was ihr mir Gutes gethan, sprach er, indem er seine Hand faßte und ans Herz drückte — Gold und Silber habe ich keines, aber den wärmsten Dank meines Herzens. Davon schweigt, entgegnete der Mann von Uri, aber, wenn ihr etwas thun wollt für mich und meine Hedwig, so betet für uns in St. Peters-Dom ein andächtig Vaterunser, das ist der beste Dank, den ihr uns erzeiget, und so ihr wiederkehret von eurer Wallfahrt, übergehet meine geringe Hütte nicht, die euch wieder mit Freuden aufnehmen wird; wenn euch aber mein Haus nimmer bekannt sein sollte, so fraget nur nach des Tellen Haus zu Bürglen, und jedes Kind wird's euch weisen. So seid ihr ein Tell? fragte Cunrad — in meiner Jugend hab' ich von einem frommen Mann im Schweizerland gehört, den man den Tellen hieß, und der sein Volk von der Zwingherrschaft böser Vögte befreite.

Das ist mein leiblicher Aehni gewesen, sprach der Urner mit freudestrahlendem Blicke — er hat mich noch auf dem Schooße gewiegt — von ihm hab' ich den Namen Wilhelm Tell, und meine Hedwig hab' ich darum geheuert, weil sie wie meine seelige Ahnfrau Hedwig geheißen — ist aber auch eine fromme tugendhafte Maid gewesen. O du guter Aehni, wenn du es wüßtest, daß die Gutthat, so du deinem Volk erzeiget, in allen Landen so bekannt und berühmt geworden, wie würd's dich freuen. Ja, setzte Cunrad hinzu, und nicht minder, daß er einen Enkel hat, der so bieder und redlich wie er, und so bereit ist, denen zu helfen, die der Hülfe bedürfen. So wenig ein dankbar Volk der Gutthat eures Aehni vergessen wird, so wenig werd' ich in meinem Leben vergessen, was ihr und eure Hausfrau Gutes an mir gethan. Er drückte noch einmal die Hand des braven Tellen, der den Händedruck kräftig erwiederte, dann schieden sie von einander, mit wehmüthigem Herzen, wie zween Freunde, die schon lange einander bekannt und gut gewesen. — Der Bruder vom Hospitium erfüllte treulich sein Versprechen und begleitete den Pilger hinab über die südliche Höhe des Gotthards; er verließ ihn erst dann, als sich ihnen der Blick in die Gefilde Italiens eröffnete.

Wir hätten gar Viel zu beschreiben, wenn wir von nun an Alles berichten wollten, was sich mit Cunrad dem Wallner ereignet, bis er in die Thore der Siebenhügelstadt eintrat. Wir geben nur das Wichtigere. Auf dem Lago Maggiore hatte er einen heftigen Sturm zu überstehen, bei dem das Fahrzeug, auf dem er fuhr, umschlug; kaum rettete er sein Leben aus den stürmischen Fluthen — an Habe hatte er nichts verloren, denn er besaß ja Nichts — aber ein Fieber trug er davon, an dem er 10 Wochen in Lokarno darniederlag, wo ihn eine christ-

liche Familie verpflegte, welche, selbst mittellos, die Labsal für den Kranken von Haus zu Haus sammeln mußte. Da er, immer noch geschwächt von seiner Krankheit, es kaum für möglich hielt, zu Lande die Fahrt gen Rom zu vollbringen, so zog er es vor, über Genua zu Wasser nach Rom zu gelangen. Mühsam schleppte er sich durch das Thal des Ticino, kam nach langer Wandrung gen Pavia, überschritt die Ufer des Po und gelangte nach einer noch mühseligeren Fahrt über das Gebirge in die Hafenstadt Genua. Zur glücklichen Stunde kam er dort an, denn eben lichtete ein Schiff die Anker, auf dem viele Pilger gen Rom fuhren. Die Fahrt gieng bei günstigem Winde glücklich von Statten. Bereits hatten die Pilger das Cap Arpentaro weit hinter sich, und wären in einigen Meilen sicher in die Mündung der Tiber eingelaufen, da schlug der Wind um, trieb sie westwärts gegen die Insel Sardinien und gerade einem Corsarenschiff entgegen, dessen leichte Beute das Pilgerschiff wurde, welches zu wenig Bemannung an Kriegsleuten hatte, um Widerstand leisten zu können. Cunrad der Wallner wurde mit allen, die auf dem Schiffe waren, nach Tunis in die Sclaverei geschleppt. So war der unglückliche Pilger weit, weit von dem Ziele seiner Sehnsucht gerückt, und hatte lange keine Hoffnung mehr, den Boden zu schauen, auf dem er Ruhe und Friede für sein schuldbewußtes Herz suchte. Wochen und Monate lang ertrug er in der Stadt Tunis die Leiden und Mühseligkeiten der Sclaverei: er war der Sclave eines reichen Muhamedaners geworden, der ihn zu Arbeiten verwendete, mit denen man nur die niedersten Sclaven belastete — ja er mußte viele Tage hintereinander, gleich einem Zugvieh, den Pflug ziehen, daß er sich oft vor großer Müdigkeit und Schwäche kaum mehr aufrecht halten konnte. Sein Leiden in der Sclaverei hätte für eine hinlängliche Buße gelten können, und doch

dünkte es ihm keine Sühne vor Gott für seine große Sündenschuld. Bat er zu Gott um Erlösung aus seiner Gefangenschaft, so war es nicht wegen seiner Leiden, die er zu erdulden hatte, er sehnte sich vielmehr nur darum nach Befreiung, um seinen Wunsch erfüllen zu können, der ihn nach der Stadt Rom trieb. Wäre diesem Genüge geschehen, so wollte er gerne immerdar in der Sclaverei leben. Die Stunde der Erlösung schlug, als er es kaum mehr hoffte, daß er frei werden würde. Unter den Pilgern, die mit ihm in die Gefangenschaft des Seeräubers gerathen waren, befand sich der Sohn eines reichen römischen Senators, der die Fahrt nach Genua gemacht hatte, und sich wieder auf der Rückkehr nach Rom befand, als das Schiff in die Hände des Corsaren fiel. Glücklicher Weise war derselbe an den nämlichen Herrn verkauft worden, bei dem Cunrad als Sclave diente. Der junge Römer gewann seinen Mitsclaven lieb, und wurde sein Befreier. Als der Tunisier in einer Stunde, da er wohlgelaunt war, sich bereit erklärte, gegen ein bedeutendes Lösegeld den Römer loszugeben, schrieb dieser in seine Heimath, zeigte seinen Eltern seine Gefangenschaft an, und bat sie um Uebersendung der Lösungssumme. Vor Freude, von ihrem schon verloren geglaubten Sohn wieder Kunde empfangen zu haben, schickten sie weit mehr Geld, als nur zu seiner Loskaufung nöthig war, und das verwendete nun der edle Römer, um auch seinen lieben Genossen und Leidensbruder zu erlösen. Noch war so Viel übrig, um für sich und seinen Genossen die Ueberfahrtskosten von Tunis bis an die Küste von Italien zu bestreiten. Unweit der Stadt Ostia wurden sie von dem Corsaren ans Land gesetzt, der sich dann wieder westwärts wandte, und sich nach neuer Beute umsah. Auf dem Tiberstrom fuhren die beiden aus der Sclaverei Er-

lösten in der Stadt Rom ein. Auch hier kam ihm die Freundschaft seines Genossen in der Sclaverei noch zu Statten. Wurde der Sohn im Hause der Eltern mit unendlichem Jubel aufgenommen — auch er, als sein früherer Leidensgenosse, wurde freudig empfangen und fand in dem Hause eine freundliche Herberge, und liebevolle Verpflegung. Und doch hatte Cunrad der Pilger keine süße Ruhe unter diesem gastlichen Dache — denn sein Wunsch war noch nicht erfüllt, der ihn hieher geführt hatte. Darum, ehe es noch tagte, machte er sich schon auf, und gieng dem St. Peters-Dom zu, wo er seine erste Andacht verrichten wollte. Er hatte nicht weit zu gehen, denn das Haus seines Gastfreunds lag im nordwestlichen Theile der Stadt am Fuß des Vatikanischen Bergs, nicht ferne vom Domplatze, da St. Peters-Dom in einer Majestät prangt, wie sie kein Tempel der Christenheit aufzuweisen hat. St. Peters-Dom ist die herrlichste Stätte der Anbetung in allen Landen, die sich zum Namen des gekreuzigten Heilands bekennen. Man überschreitet einen großen und weiten Platz, ehe man dem Dome naht. Ein hoher Obelisk in der Mitte, und zwei Fontainen zur Seite, dann 2 halbrunde Colonnaden, rechts und links mit doppelten Säulenreihen, zieren die Fläche des Platzes. Da wo er aufhört, eben zu sein, erheben sich sanfte breite Staffeln, die zu einer Fronte führen, welche die prachtvollsten Vorderseiten der Tempel der alten, wie der neueren Welt hinter sich zurückläßt. St. Peters-Dom ist in Form eines griechischen Kreuzes gebaut, die genannte Fronte bildet den Kreuzes-Fuß, die große Kuppel das Centrum, die oberen zwei Nebenkuppeln dessen Haupt und Arme. Quer über die Fronte zieht sich ein majestätischer Portikus, auf gewaltigen Säulen ruhend. Er bildet eine erhabene Vorhalle vor dem Eintritt in den

Tempel. Lange stand Cunrad unter dieser Halle und bewunderte die köstliche Arbeit am Portikus, besonders die wunderbaren Zierrathen an den Säulen-Capitälen. Es war noch zu frühe, und der Pförtner hatte noch nicht geöffnet. Auf einmal knarrte der Riegel am mittleren der 3 großen ehernen Thore, der Pförtner schloß auf — das noch junge Tageslicht fiel durch das geöffnete Thor und erfüllte den zuvor düsteren unendlichen Raum mit einer wunderbaren Helle. Welch ein herrlicher Anblick wurde dem staunenden Pilger! Vor ihm eröffnete sich eine Halle von einer Höhe, zu welcher das Auge kaum reichte, und einer Ausdehnung in die Länge, wo das Endziel, der Hochaltar, nur wie ein leuchtender Punkt aus der Ferne schimmerte. Zu beiden Seiten des großen Schiffs laufen 2 große Kreuzgänge, von ihm gesondert durch 8 ungeheure Pilaster, je 4 in einer Reihe. Zwischen diesen Pilastern hindurch auf marmornem Fußboden wandelt man zu der Stätte im Dom, welche die heiligste ist, zu St. Peters Grabmal. Der heilige Leichnam des Apostelfürsten ruht in einer herrlichen Gruft unter dem Hauptaltar, über dem sich die Hauptkuppel des Domes wölbt. Ein Baldachin, ruhend auf vier gewundenen Säulen von Bronce, steht über dem Altar; in seiner Umgebung brennen 100 silberne Lampen, welche die Nacht des mit Marmor bekleideten Grabes durch die Oeffnungen der Gitter hindurch in eine heilige Dämmerung legen. An den Stufen dieses Altars, mit dem Blicke auf St. Peters Grabmal, liegen von der Frühe des Tags bis zum Dunkel der Nacht fromme Andächtige und Pilger aus allen Ländern der Welt auf den Knien, um sich in der Nähe des heiligen Leichnams von Kräften des Himmels stärken zu lassen. Mit bebendem Fuße, in heiligem Schauer, wandelte Cunrad durch die heilige Halle bis zur Stätte der

Anbetung. Hier warf er sich nieder, erfüllt von einer Andacht, wie er sie noch nie gefühlt — mit ausgebreiteten Armen, das Antlitz auf den kalten Marmor gedrückt; hier war ja das Ziel seiner Wallfahrt, auf der er so viele Leiden ausgestanden. Und lange Zeit kniete der Büßende, wie noch selten ein Pilger an dieser Stätte gekniet hatte. Erst dann, als es lebhafter wurde im Dome, wo zuvor Todtenstille geherrscht hatte, als ein Andächtiger nach dem Andern sich dem Altare nahte und auf die Knie niederließ in seiner Nähe, erst jetzt stand er auf, zumal, da sich von Stund zu Stund die Zahl der Andächtigen mehrte, und er trat in einen der Betstühle, die zu beiden Seiten des Altars stehen. Bald zogen die Gläubigen in Schaaren herein. Was ist heute für ein Festtag? fragte Cunrad einen neben ihm stehenden Beter. Seid ihr auch ein Christenmensch, entgegnete der Gefragte, und ihr wisset nicht, daß wir in der heiligen Charwoche sind, und heute Gründonnerstag feiern? oder seid ihr auf eurer Wallfahrt so ganz und gar aus der Kenntniß der Tage und Feste hinausgekommen, daß ihr der heiligen Zeit nicht gedenket? Doch, wenn ihr hierher gewallt seid, Pilgersmann, um in St. Peters-Dom anzubeten, so habt ihr keine schicklichere Zeit gewählt als diese, denn heute hält unser heiliger Vater und Herr, der Pabst, ein feierliches Hochamt, was er alljährlich nur an diesem Tage zu thun pflegt — kaum ein Stündlein wird es anstehen und ihr werdet den heiligen Vater erblicken, den wir im ganzen Jahre nicht schauen, denn er führt ein gar verschlossenes Leben, wie kaum einer seiner Vorgänger. — Cunrad gab seinem Nachbar keine Antwort, er nickte ihm nur mit dem Haupte zu, als ob er ihm dankte für seinen Bericht. Während ihm das Wort des Mannes ein erfreuliches war — er durfte jetzt

hoffen, daß er bald der Erfüllung seines Wunsches theilhaftig würde — stimmte es ihn andrer Seits zu ernstem Nachdenken, denn es gemahnte ihn, daß er bereits ein ganzes Jahr wallfahrte, das viel Leiden und Mühsale in sich schloß; kurz vor der heiligen Osterzeit hatte er seine Heimath verlassen — was mochte sich in dieser Zeit auf der Burg der Väter im Kreise der Seinigen ereignet haben? — Er konnte sich diesem Gedanken kaum recht überlassen, denn jetzt thaten sich die übrigen Thore der Kirche weit auf, eine Masse von Volk drängte herein, und hinter dieser eine feierliche Prozession, welcher ein großes silbernes Kreuz, umgeben von wallenden Fahnen, vorangetragen wurde. Hinter ihnen folgte Pabst Bonifazius IX., umgeben von seinen Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Dom-Herren, und der ganzen Clerisei. Unter einem mit Silber und Gold reichgestickten Baldachin, den 16 hohe geistliche Würdenträger trugen, trat der Pabst einher mit dreifacher Krone geschmückt. Als er über die Schwelle der Kirche trat, sank die andächtige Menge nieder voll Andacht, und der heilige Vater spendete nach allen Seiten mit ausgebreiteten Händen den Segen. Zu gleicher Zeit begann die große Orgel ein herrliches durch Herz und Seele dringendes Spiel, bis der ganze Zug den Altar und St. Peters-Grabmal erreicht hatte. All' diese Herrlichkeit, die Cunrad bisher erschaut und gehört hatte, war nur ein Vorschmack von dem, was er jetzt sah und hörte, als sofort das feierliche Hochamt begann, das der heilige Vater selbst sang, unter Begleitung der Orgel und eines Chors der trefflichsten Sänger und Sängerinnen. Das zu schauen und zu hören, wäre schon einer Wallfahrt voll Mühsal und Arbeit, wie sie Cunrad vollbracht hatte, werth gewesen. Der Büßende war in die Knie gesunken, in heiliger Andacht, und erhob

sich nimmer, bis die Töne der Orgel verklangen, und das Wort missa est aus dem Munde des heiligen Vaters ertönte. Erst, als der Pabst dem knieenden Volke den Segen ertheilte, erhob sich Cunrad vom Boden, und als der heilige Vater, umgeben von der ganzen Geistlichkeit, der Sakristei zugieng, verließ er seinen Stuhl rasch, um ihm nachzueilen, denn jetzt war die Stunde gekommen, wo er das geistliche Oberhaupt der Christenheit um Lossprechung von seiner Schuld und Auflegung einer Buße flehen konnte. Schon war der Pabst mit seiner Geistlichkeit in die Sakristei eingetreten — noch unter den Letzten wollte sich Cunrad hineindrängen, aber ein Kirchenwächter, der ihn bemerkte, wies ihn wieder zurück, ja, als er dennoch eindrang, gab ihm der derbe Römer einen Backenstreich. Diesen erwiderte Cunrad, der, obwohl von Jammer und Leid geschwächt, doch noch von seiner alten ritterlichen Kraft in sich verspürte, durch einen solchen Rippenstoß, daß der Wächter mit seiner gewaltigen Hellebarte der Länge nach auf den marmornen Estrich niederfiel. Jetzt drang der Pilger rasch mitten durch die Geistlichen, die furchtsam auswichen, denn sie hatten gesehen, was Arbeit der Pilger gemacht hatte, der dem ritterlichen Mönch Ilsan in der alten Heldensage nicht unähnlich war. Als er bis zu dem heiligen Vater vorgedrungen war, warf er sich, der zuvor Brausende und Furcht Erregende, aber auf einmal wieder zu einem sanften Lamm Umgewandelte, voll Demuth vor dem Pabste nieder, daß sein Haupt dessen Füße berührte, und schrie mit einer kläglichen Stimme: Heiliger Vater, erbarmet euch meiner! Da beugte sich der Pabst liebevoll zu dem Knieenden nieder und sprach: mein Sohn, warum schreiest du also? wer bist du, und was willst du mir sagen? Cunrad richtete sich auf die Knie und sprach mit gefalteten Händen: Heiliger Vater,

ich bin ein sündiger Mensch, dem seine Missethat Tag und Nacht keine Ruhe läßt; ich bin aus fernen Landen hieher kommen, um euch meine Sünde zu beichten und um Ablaß zu bitten; so beschwöre ich euch, heiliger Vater, bei den Wunden unseres lieben Heilandes, höret meine Beicht und lasset mir Gnade angedeihen: wenn ihr mich nicht löset von meiner Sündenschuld, so finde ich keine Ruhe und keinen Frieden mehr auf Erden. Heiliger Vater, ihr waltet des Reichs Gottes auf Erden und habt von Gott die Macht empfangen, Hülfe und Tröst zu geben den Bedürftigen, so flehe ich euch bei dem bittern Leiden und Sterben unseres Heilandes, daß ihr mich lossprechet von meiner Sünde, über die mein Herz voller Angst und Zittern, voll Leid und Reue ist. Mein Sohn, erwiederte der Pabst, indem er ihn sanft aufrichtete, wenn du also sündig bist, wie du sagst, und begehrest reumüthig Gottes Gnade, so soll dir solche werden; folge mir, daß ich deine Beichte höre. Sofort trat der Pabst mit ihm in die Vertiefung der Sakristei, wo ein Betstuhl stand, und hörte seine Beichte. Hier vernahm der heilige Vater Alles, was der Pilger auf dem Herzen hatte: wie er den Tod des geliebten Neffen veranlaßt, dadurch unendliches Leid über das Haus seines Bruders gebracht, und seit jener Stunde keine Ruhe und keinen Frieden mehr habe, denn das Bild des Knaben mit klaffender Herzwunde und die todtenbleiche Mutter verfolge ihn, wo er gehe und stehe. Mein Sohn, sprach der Pabst, wohl ruht eine große Schuld auf dir, denn du bist schuldig an dem Tode des Knaben und seiner Mutter, und wenn es auch nicht also dein Vorsatz und Wille gewesen. Doch Gott hat in Gnaden angesehen deines Herzens Leid und Betrübniß, auch daß du alle Mühsal und Arbeit einer Wallfahrt hieher nicht geachtet, um durch ein wohlgefälliges

Werk den höchsten Gott wieder zu versöhnen, den du durch deine Schuld so schwer beleidigt hast. So verkündige ich dir im Namen des Dreieinigen Gottes Ablaß deiner Schuld — gehe hin im Frieden, und dein Leben sei von nun voll guter Werke, absonderlich übe fleißig Liebe und Milde gegen die Armen und Alle, so deiner Hülfe bedürfen. Heiliger Vater, fragte Cunrad, wird wohl der barmherzige Gott Solches, was ich gethan, und was ich noch thun soll nach eurem Gebot, für genugthuend annehmen, und meine Schuld damit gebüßet sein, also daß ich wieder Ruhe und Frieden erlange? Mein Sohn, entgegnete der Pabst, ist nicht Gottes eingeborener Sohn für uns Alle am Kreuze gestorben, damit er unsre Sündenschuld von uns nehme? und also ist mit seinem genugthuenden heiligen Verdienste auch deine Schuld getilget — auf daß du aber zur Ehre des Heilands, der aus Liebe für uns das schwere Kreuz getragen, auch Etwas thuest, nach seinem Gebot: ein Jeder nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach! so sollst du wörtlich das Gebot unseres Heilandes erfüllen, und nach seinem Vorbild ein Kreuz tragen, wie er getragen, und unter diesem Kreuze zurückkehren in die Heimath und zu den Deinigen. Das soll die Buße sein, die ich dir auferlege, und es wird dienen zu deinem ewigen Heil, denn nur unter der Kreuzeslast lernet man seine Demuth, Sanftmuth und Geduld. Ich will thun, wie ihr mir gebietet, heiliger Vater, sprach Cunrad, und wenn es auch noch so schwer sein mag, was ihr mir auferleget — ich will es gern tragen, so es mir nur dienet zur Rettung meiner Seele. Der Pabst legte die Hand auf sein Haupt, und gab ihm seinen Segen. Cunrad küßte voll Dank und Ehrfurcht dem Pabste den Saum seines Kleides, verbeugte sich tief vor ihm, wie vor allen den Geistlichen, an denen er nun wieder vorübergieng,

und trat zur Sakristei hinaus. Als der Pabst mit seiner Geistlichkeit die Kirche verließ, und die andächtige Menge ihn ehrfurchtsvoll begleitete, gieng auch Cunrad mit, bis sich auf dem großen Platze vor dem Dome Alle verliefen. Da gieng auch er seiner bekannten Herberge zu.

Schon am andern Morgen in der Frühe stand der Pilger bei einem Zimmermeister und bestellte ein hölzernes Kreuz von Mannslänge, ohne Cruzifix und nur von rauher Arbeit. — Kommt heut' Abend wieder und es soll fertig sein, wie ihr es haben wollet, sagte der Meister. Ehe noch die Glocken Ave Maria läuteten, stand der Pilger schon wieder in der Werkstatt des Meisters — das Kreuz war fertig.

Wohin wollt ihr das Kreuz stiften, Pilgersmann? fragte der Meister — seid doch nicht hier zu Land.

Es soll über die Alpen, und in meiner Heimath, im Frankenland, stehen.

Da könnt ihr euch gleich ein starkes Saumthier miethen, und das hat noch schwer daran zu tragen, denn das Holz, aus dem ich das Kreuz gezimmert, ist noch frisch und schwer.

Nein, Meister, das will ich selbst tragen in mein heimathlich Land.

Dann wünsch' ich euch Glück dazu, lieber Pilgersmann, aber ihr werdet oft ausruhen müssen unter dieser Last.

Die doch nicht schwerer ist, als die unser Herr und Heiland um unserer Sünde willen getragen.

Damit wollet ihr gewiß ein Werk der Buße vollbringen? aber es wird euch sauer werden, Pilger.

Und so das Kreuz noch schwerer wäre, wollt' ich's dennoch tragen; ja meine Buße dürfte noch härter sein, ich wollt' mich ihr unterziehen.

Wenn ihr das wollt, lieber Mann, so kann ich's euch noch mühlicher machen, was ihr vollbringen wollt. Ich

schlage euch in das ganze Kreuz hölzerne Nägel, dann setzt sich's fester in eurem Nacken, und ihr habt nicht darüber zu klagen, daß euch bei eurer Buße zu wenig geschehe, denn ihr habt es bei Weitem schwerer, als die Pilger, welche mit Erbsen in den Schuhen ihre Rückfahrt in die Heimath antreten.

Schlagt Nägel hinein, so viel ihr wollt, und ich werde euch dafür danken, lieber Meister.

Wer weiß, ob ihr mir danken werdet, wenn ich euch diese Plage anthue — doch ihr wollet es, und ich will eurem Gebot folgen.

Zur Stunde schnitzte der Meister hölzerne Nägel, und schlug sie ein, bis das Kreuz über und über damit überdeckt war. Als er sie zählte, waren es 55 Nägel von Zolleslänge mit scharfen Spitzen. Der Pilger lohnte dem Meister für seine Mühe, und ließ sich das Kreuz auf die Schulter laden.

Ihr habt eine Riesenstärke, Pilgersmann, sagte der Meister, als das Kreuz auf dem Nacken des Pilgers lag, und derselbe, ohne sein Haupt zu beugen, aus der Werkstatt schritt — wenn es so fortgeht, vollbringt ihr euer Werk, und habt ihr es vollbracht, so verdient ihr unter die Heiligen zu kommen.

Noch an demselben Abend verließ Cunrad der Büßende die Stadt Rom, denn er wollte ohne Aufsehen aus derselben wegkommen. Wie der Pilger seine Fahrt, die fürwahr eine Kreuzfahrt gewesen, vollbrachte, werden wir später sehen. Indeß eilen wir voran auf Burg Braunek, um zu erfahren, wie allda die Dinge stehen.

IV. Herr Cunrad von Weinsberg.

Es war beinahe in derselben Zeit, als Cunrad der Büßende die Stadt Rom verlassen, um über die Apenninen und Alpen die mühsame Rückfahrt in die Heimath anzutreten, da ritt in die Stadt Creglingen der Edelherr Cunrad von Weinsberg, damals noch nicht Erbkämmerer des heiligen römischen Reichs, aber der Begütertste in seiner Familie, sowie der reichste und angesehenste aller Dynasten von den Gränzen des schwäbischen Landes bis weit in das Frankenland hinein, mit Ausnahme der Herren von Hohenlohe. Ein starkes Gefolge von Rittern und Knappen umgab ihn, doch ragte er über Alle wohl um Kopfes Länge, und keiner von Allen saß so adelich und stattlich im Sattel, wie er. Bis auf den Rückgrat seines prächtigen Schimmels wallten die Federn seines silbernen Helms, und Schild, Schwerdt nnd Wehrgehänge strahlten reich von Gold und Silber. War er ausgestattet, wie zu einem Turnier, nicht minder gerüstet trabte sein Roß daher, denn fast bis zu den Füßen hieng die purpurrothe Schabrake mit den güldenen Franzen, in den Ecken und auf dem Fürbug das Wappen der Weinsberger mit den 3 silbernen Schildlein zeigend. Aber er ritt nicht zum Turnier, sein Streben war für dießmal auf ganz andre Dinge gerichtet — er war schon damals, ehe er noch Reichs-

kämmerer worden, ein Finanzer, hielt große Stücke auf Geld und Gut, und richtete Tag und Nacht seine Gedanken darauf, wie er sein väterlich Erbtheil mit neuen Gütern vermehre; wie er an den Ufern des Neckars schöne Besitzungen hatte, so wollte er auch in Franken, im reizenden Taubergrund und seinen Umgebungen ein Herr sein; er hatte sich schon da und dort angekauft, und von den Dynasten von Hohenlohe Dörfer und Städtlein erworben. Da hatte er nun vernommen, wie die edle Frau Anna von Braunek nicht abgeneigt wäre, was ihr und ihrer Tochter von ihrem Schwager Gottfried von Braunek zugefallen, durch Kauf in fremde Hände übergehen zu lassen. Darum kam er gen Creglingen, um allda zu erfahren, wie die Sachen gethan wären, was ihm wohl Niemand besser berichten konnte, als Ludwig Stuchse, Burgvogt im Schloß Creglingen, der ihm aus früheren Zeiten ein guter Bekannter war. Seinen Abstand nahm er in der Herberge zur Reichskrone, die nicht ferne vom Schloß belegen. Das war aber ein Aufsehen, als er an der Herberge ankam. Schon als er durch das alterthümliche Thor einritt und die Gassen herabtrabte, lief Alles aus den Häusern, um den stattlichen Ritterzug anzuschauen; als aber Herr Cunrad von Weinsberg mit seinem Gefolge an der Krone ankam, da war sie ganz umzingelt von alten und jungen Gaffern, und die Fenster der Häuser erfüllten sich oben und unten mit neugierigen Zuschauern. Auch die Fenster des gegenüberliegenden Schlosses blieben nicht leer. Vor Allen wurde in einem der oberen Fenster eine Frauengestalt sichtbar, deren Haupt noch ein Trauerschleier umhüllte, und neben ihr ein blühender Mädchenkopf, um den reiche Locken wallten. Herr Cunrad von Weinsberg war einer der Letzten, die vom Rosse sprangen; denn als er sah, wie

er von den Bewohnern des Schlosses nicht unbemerkt blieb, drückte er seinem Schimmel sanft die Sporen ein, daß er sich gewaltig bäumte, und seinem Reiter Gelegenheit gab, sowohl seine Kunst im Zügeln, als seine stattliche und geschmeidige Figur zu zeigen. Da schlug die Frauengestalt gegenüber im Schlosse ihren Schleier ein wenig zurück, und ihr strahlendes Augenpaar traf den gewandten Reiter, der, gerade aufschauend, mit einer tiefen Verbeugung des Hauptes und freundlichem Blicke die Aufmerksamkeit seiner Nachbarin erwiederte, die ihm nicht unbekannt schien. Jetzt sprang auch er aus dem Sattel und übergab sein Roß dem harrenden Knechte. Die Ritter seines Gefolges saßen schon oben beim Weine, den der geschäftige Gastgeb zur Reichskrone flugs aufgetragen, denn der freundliche Mann war nicht gewohnt, seine Gäste lang trocken sitzen zu lassen. Doch die ließ er jetzt unbeachtet, als Herr Cunrad von Weinsberg eintrat, denn so viel verstand Herr Urbanus Kellermann, daß der Lehensherr mehr gilt, als seine Vasallen. Kaum hatte sich der Edelherr nach der ersten Begrüßung nieder gelassen, so winkte er dem Wirth heran und fragte ihn halblaut: nun, Herr Gastgeb, wer ist denn das schwarzgekleidete Frauenbild, das mit einem blühenden Mägdlein aus dem Fenster des Schlosses schaute? — Wird nicht euer Ernst sein, daß ihr mich fraget, Herr von Weinsberg, entgegnete der Wirth — werdet es so gut als ich wissen, daß das meine gnädige Frau Anna von Braunek ist, eure Base, mit der ihr noch als Knabe zu Weikersheim gespielt habt, dessen ich Zeuge gewesen bin, wann ich an meiner Herren von Hohenlohe Hof gekommen; werd' euch auch nicht erst sagen dürfen, daß sie so gut als Wittwe ist die noch junge liebe Frau; ja es will mich bedünken, ihr kommet in diese Gegend wegen dieser

eurer minniglichen Base, denn wohl seid ihr noch unbeweibt. Letzteres wohl, entgegnete der Edelherr, und es gefällt mir in solchem Stande, denn ich bin gerne frei und mein eigener Herr — was mich aber hieher treibt, das ist weder Minnen noch Höffschen, sondern einzig und allein, daß ich Lust habe, jene Güter durch Kauf zu erwerben, die Herr Gottfried, eh' er in's Kloster ging, seiner Schwägerin verlassen. Darum bin ich herkommen, und Herr Ludwig Stuchse, mein Bekannter, der Vogt auf dem Schlosse, soll mir Bericht geben in der Sache, und den Vermittler machen, so es dazu kommt. Da thut ihr besser daran, mein Herr von Weinsberg, bemerkte Urbanus Kellermann, wenn ihr euch statt an einen Dritten, an meine gnädige Frau selbst wendet, die mag euch sichrer Bericht geben als ein Andrer und mag leicht sein, daß ihr besseren Kaufs davon kommt, denn vielleicht bekommt ihr noch eine hübsche Wittib in den Handel, sintemalen einem so stattlichen Junkherrn Alles möglich ist — doch ich will Nichts gesagt haben, aber wir Grundholden alle hätten Nichts dagegen, wenn wieder einmal ein Herr an's Ruder käme, denn so ein Weiberregiment, wie wir es seit Jahr und Tag haben, will nicht Viel heißen.

Also Herr Cunrad von Braunek, mein Vetter, ist schon lange auswärts? fragte der Edelherr voll Bedeutung. Bereits über ein Jahr, antwortete Urbanus Kellermann, denn nach St. Cunegunden zog er davon im Pilgerrock, ohne Strümpf und Schuh, und soll unserer gnädigen Frauen beim Abschied gesagt haben, wenn er in Jahresfrist nicht wiederkehre, so dürfe sie seiner nimmer harren — bereits ist die Frist vorüber — ob sie ihres Ehherrn noch harrt, das weiß ich nicht, doch trägt sie den Trauerschleier, als ob ihr Ehherr verschollen wäre; so viel weiß Jedermänniglich, daß es der jungen Frau auf Burg

Braunek zu einsam dünkt, und sie darum ihr Schloß dahier zur Wohnung erkiesen, ob wohl auch hier des Vergnügens wenig ist für eine so hohe Frau — sonach werdet ihr kein unlieber Gast bei der Frau Base sein, und könnet euch am besten selbst Kunde verschaffen von Alle dem, was ihr wissen wollt, wenn ihr euch nur einige Schritte hinüber in's Schloß bemüht.

Das ließ sich auch Herr Cunrad von Weinsberg nicht zweimal sagen — nur einen Humpen leerte er mit seinen Rittern am großen eichenen Wirthstisch, aber nur schnell, denn vor allerlei Gedanken, die durch seinen Kopf wirbelten, hatte er keine Lust, sich an dem edlen Taubergewächs zu vergnügen, das Anno 89 in besonderer Güte gewachsen war. Was Herr Cunrad von Weinsberg am Weine versäumte, das ließen sich seine Ritter desto baß schmecken, während er drüben im Schlosse bei Frau Anna von Braunek seinen Besuch machte.

Mit Fug und Recht sollten wir nunmehr darüber berichten, wie Herr Cunrad von Weinsberg im Schlosse empfangen worden — das kann sich Jedmänniglich denken, daß Urbanus Kellermanns Wort seine Erfüllung fand, er werde als Vetter und so stattlicher Junkherr kein unlieber Gast sein — ja wohl, Frau Anna von Braunek empfing ihn nicht mit trauriger Miene und hatte auch nicht den Trauerschleier über das schöne Augenpaar gezogen, von dessen Strahl Herr Cunrad schon in der Ferne getroffen war. — Was aber der Gegenstand der Unterhaltung unter 6 Augen gewesen, — denn Fräulein Anna gieng nie von der Seite der Mutter — das hat der Edelherr nicht einmal seinen vertrauten Genossen in der Krone mitgetheilt, und so ist auch uns keine Kunde davon geworden — nur so viel wissen wir, daß der Gegenstand der Unterhaltung kein Feilschen um die angefallnen Braunek-

schen Güter und Orte gewesen, denn weder der Burgvogt Ludwig Stuchse wurde erfordert, um den Vermittler beim Kauf zu machen, noch war der Caplan Albrecht Heber von der Herrgottskirche nöthig, um eine Kaufsurkunde zu fertigen; auch konnten Herrn Cunrads Ritter, die er für den Fall eines Kaufs als Zeugen mitgenommen hatte, bei kühlem Weine in der Krone geruhig verbleiben, denn Niemand holte sie ins Schloß hinüber, um dort die Urkunde zu unterschreiben und ihr Sigill anzuhängen. Doch sahen sie dem Herrn von Weinsberg, als er aus dem Schlosse wieder herüber kam in die Krone, an seinem vergnüglichen Gesicht an, daß er mit seinem Geschäft, das er zu Creglingen gemacht hatte, nicht unzufrieden war. — Nicht aber, daß man glauben möchte, Herr Cunrad von Weinsberg wäre mit seinen Herzenswünschen, die auf Beides, Hand und schöne Besitzungen, gerichtet waren, so schnell herausgeplatzt, und mit der Thüre, wie man zu sagen pflegt, in das Haus gefallen — nein, er war vor der Hand damit zufrieden, daß er vernahm, wie die liebenswürdige Base zwar noch ihres fernen Ehherrn harre, aber ohne Heißverlangen, denn auch bei Frau Anna fand das Sprüchwort, so schon im Renner des alten Hugo von Trimberg steht, seine Anwendung:

Kurzen Muth und langes Haar
Haben die Frauen sonderbar!

Jedoch, wir wollen damit nicht sagen, daß Frau Anna ihren Gemahl bereits vergessen, oder bei einer Vergleichung des grämlichen Ehherrn mit dem stattlichen, in Kraft und Jugendfülle strahlenden und höfischen Edelherrn von Weinsberg, dem letzteren schon den Vorzug gegeben. — Item, warum Cunrad von Weinsberg mit so vergnüglichem Antlitz und Sinn in die Herberge zurückkehrte, hatte darin seinen Grund, daß er der liebenswürdigen

Base hatte die Hand küssen dürfen, und mit dem süßen Wort aus rothem Munde entlassen worden war: sie sei ihrem Herrn Vetter in Gnaden gewogen, und er dürfe auf Besuch wiederkehren, so oft es ihm beliebe. —

In der Herberge zur Krone wurde nimmer viel getrunken, wenigstens Herr Cunrad ließ den vollen Humpen stehen, den ihm Urban Kellermann mit freundlicher Miene hingestellt hatte. Müssen weiter! rief Herr Cunrad seinen Rittern zu — auf Braunek thut nicht Noth zu reiten. Sintenmalen der gnädige Herr allhier schon seine Geschäfte abgemacht, setzte Herr Urban Kellermann mit vielbesagendem Lächeln hinzu. Was macht meine Zeche für Alles und Alle, Herr Gastgeb? fragte der Edelherr, indem er sich seinen Schwerdtgurt, der von Gold und edlen Steinen glänzte, vom Knappen anlegen ließ, und den Helm auf sein Haupt stürzte. Hat keine Eile, mein Herr von Weinsberg, entgegnete der Wirth — könnet zahlen, wann ihr wiederkehret, denn ihr bleibet doch nicht lange aus. Ein Herr von Weinsberg bleibt Nichts schuldig, sagte der Edelherr in etwas stolzem Tone. Da nahm Urban Kellermann ein Pergamenttäfelein, und stellte sich, wie es die Wirthe zu machen pflegen, als ob er die Zeche zusammen zähle, oder wollte er nur die Probe machen, denn im Kopf hatte er Alles bereits ausgerechnet und bei einander. — Als er fertig war, las er vom Täfelein: für Trunk und Atzung, 40 Maas Wein, und 13 Brode für 6 Ritter und 7 Knappen — ihr selbst habt ja nicht der Mühe Werth verzehrt und getrunken — Haber und Heu für 13 Pferde geht auch darein — thut einen halben Goldgulden. Könnet aber selbst nachsehen, gnädiger Herr, daß ich euch kein Unrecht thue — setzte er hinzu, indem er das Pergament hinhielt. Herr Cunrad sah kaum über das Täfelein hin, ob er gleich einer der Wenigen seines Standes war, der schreiben

und lesen konnte, denn sonst wäre er nicht späterhin vom Kaiser Sigismund zu so hoher Würde berufen worden — er warf einen Goldgulden auf den Tisch, daß das schöne Goldstück mit dem Bild des elenden Kaisers Wenzel in die Höhe sprang, aber nicht über den Tisch hinunter, denn Herr Urban Kellermann fieng zuvor den edlen Goldvogel in die Hand auf, und verbeugte sich tief vor dem edlen Geber, der natürlich Nichts heraus verlangte, sonst wäre er ja nicht der reiche Herr von Weinsberg gewesen, den man mit Fug und Recht den Gülden-Cunrad hätte nennen können. Rasch gieng es jetzt hinunter und auf die Rosse. Dießmal war der Edelherr der erste, und er unterließ es nicht, seinem Schimmel wieder sanft die Sporen einzudrücken, daß er sich stattlich bäumte, und dann in kurzem Galoppe davon trabte. Herr Urban Kellermann sah lange voll Freud und Leid den Rittern nach: freudig, da der Edelherr reichlich bezahlt hatte; leidig, denn solche Gäste kamen nur selten in's Städtlein, ob es gleich damals noch nicht, wie jetzt, als Nebenort geachtet war, denn die viel begangene Heerstraße führte in die damals noch herrliche Stadt Rotenburg, die ja leider jetzt auch ihre schönste Zeit hinter sich hat. Aber auch Andere sahen noch lange dem Edelherren von Weinsberg und seinem Gefolge nach: die Bewohner des Schlosses, vor Allen Frau Anna von Braunek, die den ritterlichen Vetter auf's Roß sitzen und davon galoppiren sah, und sein Lebewohl freundlich erwiederte, das er ihr lange mit Kopfneigen kund that, bis er sie und sie ihn nicht mehr sah — denn

kurzen Muth und langes Haar
haben die Frauen sonderbar.

Seitdem ritt Herr Cunrad von Weinsberg gar oft und viel gen Creglingen, bei Sturm und Regen, bei

Wetter und Wind, und machte sich die Erlaubniß seiner gnädigen Base zu Nutzen — aber nie mehr mit Gefolge, höchstens daß sein Leibknappe mit ihm ritt; auch stellte er selten mehr bei Herrn Urbanus Kellermann ein, denn Herr Ludwig Stuchse, der Vogt des Schlosses und zugleich Marschall der Burgfrau, hatte gemessenen Befehl, das Roß des Edelherrn und seines Knappen im Stalle des Schlosses unterzubringen. Doch so selten Cunrad von Weinsberg mehr seinen früheren Gastgeb begrüßte, derselbe wußte doch bald mehr als alle Gäste des Städtleins, die bei ihm ihr Schöpplein tranken, wie die Sachen im Schlosse gethan waren zwischen Herrn Cunrad von Weinsberg und Frau Anna von Braunek. Der, durch welchen er Kunde erhielt, war Einer, der es gewiß wissen konnte, der Burgvogt Stuchse, der in traulichen Stunden, wenn er mit Herrn Urbanus Kellermann beim kühlen Weine saß am abgesonderten Tischlein, und das edle Taubergewächs ihm etwas zu Kopfe stieg, demselben, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, mittheilte, daß die Sache zwischen Beiden so ziemlich im Reinen sei, nur ein Häklein habe es noch, das sei die zwischen ihnen bestehende Blutsverwandtschaft. So war es auch, wie der Burgvogt seinem Nachbar verkündete, aber Herr Cunrad von Weinsberg machte sich wenig aus diesem Häklein, sintemalen er wohl wußte, daß es ein Leichtes war, am päbstlichen Hofe Dispensation zu erhalten; konnte man nur kräftig dort den güldenen Schlüssel anlegen, der überall in der Welt, damals, wie jetzt, auch die schwersten Schlösser eröffnet. Aber ein Skrupel war noch in der Seele der Burgfrau von Braunek zu beschwichtigen, ehe Herr Cunrad von Weinsberg mit vollen Segeln dem Ziele seiner Wünsche zusteuern konnte — es war der Gedanke, ihr Gemahl könnte noch am Leben sein, und möglicher Weise

wieder in die Heimath zurückkehren — doch glaubte sie zuletzt selbst nicht mehr an eine solche Möglichkeit. Die Frist war vorüber, welche Cunrad von Braunek der Gattin gesetzt hatte, ja es war Ostern geworden, und er kam nicht — der Schnee war von den Höhen und aus den Thälern verschwunden, überall sproßte das junge Grün in den Gärten, auf den Wiesen und Feldern, und die Lerche trillerte in lauer Frühlingsluft, dem blauen Himmel nahe, ihr Freudenlied — Cunrad von Braunek war noch nicht in die Heimath zurückgekehrt. Da war es bald nimmer nöthig, daß der edle Herr von Weinsberg, um den letzten Scrupel aus der Seele der Burgfrau zu nehmen, Wege einschlug, welche in jenen Zeiten in solchen Fällen so oft angewendet wurden, um Zwecke zu erreichen, etwa, daß er scheinbar Erkundigungen über den verschollenen Pilger einziehen und falsche Berichte an die Burgfrau gelangen ließ, denn die Liebe ist erfinderisch, und so oft muß auch bei ihr das Sprüchlein gelten: der Zweck heiligt das Mittel. Anna von Braunek bedurfte keines Zuspruchs mehr, um ihre Hoffnung auf Wiedersehen und Wiedervereinigung aufzugeben — was sagen wir Hoffnung? war es nicht bisher eher ein Befürchten, als ein Hoffen gewesen? Nur Ein Ziel schwebte der Frau von kurzem Muth und Gedenken vor — die Vereinigung mit einem Manne, der das Bild des weiland geliebten Gatten aus ihrer Seele verdrängt hatte. Und dieses Ziel rückte von Tag zu Tag näher. Bis auf Pfingsten, die Zeit der schönsten Feste, im Wonnemond, da die Nachtigallen schlagen, sollte ihr Herzenswunsch erfüllt werden, und Herr Cunrad von Weinsberg sollte die Gattin eines noch Lebenden am Altare die Seinige nennen. Aber es wurde ein trauriger Hochzeittag.

V. Der Heimgang unter dem Kreuze.

Ein freundlicher Maitag war über das romantische Jagstthal hereingebrochen, die Bäume blühten im vollsten Schmucke, und die Wiesen prangten im herrlichsten Blumenschmelze. Ein seltsamer Pilger trat aus dem sogenannten Harthäuser Walde, durch den die Heerstraße nach dem Kloster führt, wie im Jagstthal die Cisterzienser Abtei Schönthal heißt. Ein großes hölzernes Kreuz trug er auf dem Rücken, oder vielmehr er schleppte es, denn das untere Ende des Kreuzes ging auf dem Boden. Und doch sah man es ihm kaum an, daß er unter einer schweren Last gieng, so vergnüglich schaute sein Antlitz in die Welt, ob er gleich bisher mehr Mühe und Arbeit ausgestanden hatte, als je ein Pilger, dem eine schwere Buße auferlegt war. —

Wir kennen den Kreuzträger — es ist Cunrad der Büßende, der, seitdem er die Stadt Rom in der stillen Woche verlassen hatte, 50 volle Tage gegangen war, und zwar nicht in mailicher Frühlingszeit, sondern in Frost und Schnee bis zu den letzten 8 Tagen, denn der Winter des Jahrs 1390 hatte bis an den Schluß des Aprils mit seltener Strenge fortgedauert. An 150 Meilen Wegs hatte er zurückgelegt, die Apenninen und den Gotthard überstiegen, und war oft so müde geworden, daß er am

Wege niedersank, und Stunden lang rasten mußte, um wieder neue Kraft zu gewinnen. Die Brüder von Gotthard hatte er im Vorübergehen besucht, und unter ihrem gastlichen Dache wieder Herberge und Erquickung gefunden. Auch in Bürglen war er nicht am Hause Wilhelm Tell's vorbeigegangen, ohne einzukehren. Dieser biedre Enkel des edlen Tellen hielt ihn 8 Tage unter seinem Dache, und die gute Hedwig verpflegte den so schwer büßenden Pilger mit eben der Liebe und Milde, wie sie früher gethan. Nur oben auf dem Gotthard und hier am Fuße des Gebirgsstocks gönnte er sich Rast und Ruhe, und dann, als er über den Vierwaldstätter-, sofort über den Zuger-See und zuletzt über den Bodensee gefahren. Sonst nie bei Tageszeit legte er die Last von sich, die immer tiefer in seinen Nacken sich eindrückte. Doch verdrückte er seinen Schmerz, und man sah nie auf seinem Angesicht den Ausdruck eines Wehgefühls. Nur da gieng es ihm schmerzlich an die Seele, wenn manchmal, so er durch Dörfer und Städte kam, leichtfertige Buben mit den Fingern auf ihn deuteten, und ihn, den so schwer büßenden Pilger, einen Narren schalten, oder sonst verhöhnten. Aber auch das rechnete er in die Bußübung, die ihm auferlegt war. — Als Cunrad der Büßende die Berge der Schweiz und die Ufer des schwäbischen Meeres im Rücken hatte, und die oberschwäbische Ebene durchwanderte, da war seine Fahrt eine weniger mühselige; aber auf den Höhen der schwäbischen Alp lag das Kreuz wieder schwerer auf dem Nacken, doch vom Fuße der Berge an wurde es dem Pilger leichter um's Herz, denn jetzt wehte eine mildere Luft, aus der Winterlandschaft war er in einen milden Frühling eingetreten, und so gieng es durch das freundliche Neckarthal dem südlichen Franken, der Heimath des Pilgers, zu.

An der Stätte, die wir oben bezeichneten, machte er zum ersten Male längere Rast auf fränkischer Erde — freudig blickte er auf das wonnigliche Thal hin, durch das sich die Jagst wie ein Silberband dahin schlängelt, denn jetzt betrat er das Gebiet der drei Thäler, und war nimmer ferne von der Heimath, nach der er sich endlich recht herzlich sehnte, als das Ziel seiner Wallfahrt. Aber warum trübt sich auf einmal sein Blick, der über das prangende Thal hinschweift? Ist es eine trübe Ahnung, die durch seine Seele zieht? — Aus dem Grunde des Thales ragen die Thürme eines ehrwürdigen Klosters, in dessen Einsamkeit sein Bruder, das Herz voll Jammer und Leid, und lebenssatt, seine Tage verbringt. Nur dunkel und unklar schwebt ihm noch jener Augenblick vor, da sein Bruder ihn ans Herz drückte, und ihm Lebewohl sagte — am Kloster darf er nicht vorüber, — er sehnt sich, seinen Bruder wieder zu sehen, den er nur einmal im Leben, aber schrecklich beleidigt hatte. Jetzt kann er getroster vor den gebeugten Bruder treten, denn er tritt ja vor ihn als der Reuige, als der Büßende, dessen Jammergestalt zeugt, daß er schwer gebüßt für seine Sünde. Rasch gieng Cunrad die Höhe hinab, und dem Kloster zu, das damals schon eine der stattlichsten Abteien gewesen, wenn auch die Kirchthürme noch nicht so hoch ragten, und das Conventgebäude noch nicht jenes palästähnliche Aussehen hatte, wie wir es jetzt erblicken. Vor der Pforte des Klosters legte er sein Kreuz ab, und lehnte es an die Mauer. Er läutete an der Glocke, und begehrte Einlaß. Wäre er einige Wochen früher gekommen, so hätte ihm ein Bekannter das Pförtlein geöffnet, sein eigener Bruder — aber jetzt begrüßte ihn ein Fremder. — Was macht Bruder Gottfried? war seine erste Frage nach der Begrüßung, während er noch zwischen der Pforte

stand. Wäret ihr vorgestern gekommen, lieber Pilger, entgegnete der Pförtner, so hätte er euch die Hand reichen können, aber jetzt ist er nimmer unter den Brüdern. Dort oben auf dem Kreuzberg, wo die Kapelle herabschaut, hat er sich jetzt seine Zelle erwählt — vor einer Stunde haben wir ihn droben eingesenkt, den frömmsten der Brüder — vielleicht ist sein Grab noch nicht zugeworfen. O Gott, mein Bruder! rief Cunrad, und zog seinen bebenden Fuß wieder von der Pforte zurück, durch die er treten wollte — schmerzvoll verhüllte er sein Angesicht, und stützte sich an die Mauer neben sein Kreuz, denn er hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten, so sehr hatte ihn der Schmerz ergriffen. Der Pförtner tröstete ihn und wollte ihn in das Kloster führen, aber Cunrad weigerte sich — ich will zu seinem Grabe — wo find' ich es? rief er weinend und schluchzend — o mein Bruder, mein Bruder! Wartet nur ein wenig, lieber Pilger, bis ich einen der Brüder hole, der euch hinauf auf den Kreuzberg begleite — denn ich darf die Pforte nicht verlassen. — Aber der Tiefgebeugte ließ sich nicht halten, er nahm sein Kreuz wieder auf den Rücken, gieng eine Strecke des Wegs zurück, den er gekommen war, und dann links vom Weg ab, die Höhe hinan, von wo herab eine kleine Kapelle blickte. Er war schon manche Höhe mit der Last des Kreuzes hinangestiegen, er war über Schnee- und Eisberge gegangen, aber nirgends war es ihm so schwer geworden, wie jetzt, als er den Kreuzberg hinan sein Kreuz schleppte. Wie der Pförtner gesagt hatte, so war es auch — eben hatte der Sakristan der Kreuzkapelle auf dem kleinen Kirchhofe ein frisches Grab zugeworfen — es war das Grab des Bruders Gottfried. — Was wäre es für Cunrad ein Trost gewesen, wenn er nur noch in den geöffneten Sarg hätte sehen, und das

blasse Antliz des entschlafenen Bruders hätte schauen können. Aber dieser Trost sollte ihm nimmer werden — ein tiefes Grab hatte schon die Hülle des Dahingeschiedenen auf immer dem Blicke verschlossen. Mit bebendem Fuße trat Cunrad zum Grabeshügel, und warf sich nieder auf der frischen Scholle, die Hände ringend, klagend und weinend, jetzt erst ließ er seinem Schmerz freien Lauf. Er blieb auf seinen Knieen liegen, als ob er nimmer von dannen wollte, und ließ sich nicht dazu bewegen, ob auch der Sakristan aus dem Häuschen an der Kapelle kam, und ihn liebend ermahnte, seinen Schmerz zu mäßigen, und das Grab zu verlassen. Es wurde Abend und er verließ das Grab nicht, troß der Bitten und Ermahnungen des Sakristans, ja er brachte die ganze Nacht traurend und betend über dem Grabe des geliebten Bruders zu. — Erst, als sich Nacht und Tag schied, und eine Röthe gegen Osten den nahen Aufgang der Sonne und den nahenden Morgen des heiligen Pfingstfests verkündete, sagte er der theuren Stätte Lebewohl, nahm sein Kreuz wieder auf, gieng den Berg hinab, und dann das Jagstthal aufwärts, dem Ziele der Wallfahrt zu — das sollte die Herrgottskirche sein, wo er sein Büßer-Kreuz niederlegen und dann erst auf die Burg der Väter zu Weib und Kind zurückkehren wollte. Aber so drückend schwer war ihm seine Last noch nie geworden, wie auf der letzten Strecke, ob es gleich selten bergan gieng.

Schon an der Kapelle St. Wendel am Stein, einem vielbesuchten Wallfahrtsorte oberhalb dem Flecken Dörzbach, mußte er seinen matten Gliedern wieder Ruhe gönnen — er betete Stunden lange am Altare der Kapelle, auf dem das hölzerne Bild des Patrons St. Wendel stand. Von da zog er zur Rechten, die Höhe hinan über das Dorf Wachbach, dann hinüber in den Taubergrund

bis dahin, wo über dem Dorfe Markelsheim das Nonnenklösterlein und die Wallfahrt „zum Engelsberg" von der Höhe winkt. Ob gleich seine Füße zitterten und bebten, er stieg doch die Höhe hinan, und versäumte die Andacht des Wallfahrers nicht, der an keiner Kirche oder Kapelle vorübergehen soll, ohne an ihrem Altare sein Gebet zu sprechen. Er raffte seine Kräfte zusammen, und zog weiter, um die gute Strecke bis zum Städtchen Creglingen zurückzulegen, das er noch vor Abend erreichen wollte. — Gerade hatten die Glocken zu Creglingen in die Pfingst-Vesper geläutet, als er die Höhe von Rimbach herkam. Still und ruhig war es im Städtchen, ja, wie ausgestorben, und keine Seele auf der Straße, Groß und Klein war in der Kirche in Andacht versammelt — eine Beruhigung für den Pilger, denn wie leicht hätte er, wie es schon oft auf seiner Fahrt geschehen war, müßigen Gaffern an der Straße begegnen können, die ihn, wenn sie ihn auch nicht erkannt, doch vielleicht verspottet und verhöhnt hätten. Ja erkannt hätten ihn selbst die besten Freunde nicht, denn außerdem, daß er einen weißen Bart trug, der bis an den Gürtel hinabreichte, und sein Angesicht braun geworden war während seiner Gefangenschaft unter Afrika's heißem Clima, war seine zuvor robuste Gestalt so mager und abgezehrt, daß er nicht die geringste Aehnlichkeit mehr mit jenem ritterlichen Manne hatte, der einst durch dieses Thal gegangen war. Darum erkannte ihn auch nicht der Sakristan der Hergottskirche, der im nahen Häuschen wohnte, als der seltsame Kreuzträger die Straße daherkam und der Kirche zugieng. Ja er konnte nicht recht mit sich in's Reine kommen, als der Pilger durch die Pforte der Kirche trat, und er in der Nähe in das leichenblasse Antlitz des Mannes schaute, der schwerathmend unter seiner Last bis zum schönen Marienaltar

sich hinanschleppte. Dort ließ er das Kreuz von der Schulter und sank andächtig auf die Knie nieder. Schon manchen Pilger, der hieher wallfahrtete, hatte der Sakristan beten gehört, seit er an der Kirche diente — aber Keinen so brünstiglich wie diesen. Auf einmal war es ihm, als ob er bekannte Laute vernehme — er trat dem Betenden gegenüber, und schaute ihm recht scharf und lange in's Angesicht, dann brach er in die Worte aus: hört, Pilgersmann, seid ihr nicht einer von hier zu Land? Ja wohl, entgegnete Cunrad, kennst du mich denn nicht mehr, Freund Engelhard? Jetzt erst erkannte der Sakristan recht die Stimme des Wohlbekannten, er faßte seine Hand, drückte sie an sich, und rief: o so seid ihr mein unglücklicher Herr und Gebieter, Herr Cunrad von Braunek, der von seiner Pilgerfahrt heimkehrt? Warum unglücklich, fragte Cunrad betroffen — hab' ich nicht meine Fahrt vollbracht, und bin nahe der Gattin und dem Kinde, nach denen meine Seele sich sehnet? Und doch, mein guter Herr und Gebieter — denn eure Gattin — er hielt inne mit seiner Rede. — „Sag' es aus, lieber Engelhard, ich bin auf Alles gefaßt — sprich', ich bitte dich, ich flehe dich.“ — „So vernehmet die böse Kunde — eure Gattin Frau Anna hat heute dem Edelherrn Cunrad von Weinsberg am Altare das Jawort ehelicher Liebe und Treue gegeben.“ — Die sie mir nicht gehalten, Gott mög' es ihr verzeihen — rief mit schmerzlicher Stimme Cunrad von Braunek — aber dem, der ihr eitles Herz bethörte, wird es kein Glück seyn — mit seinen Söhnen wird sein Stamm zu Ende gehen, setzte er noch mit prophetischer Stimme hinzu. Das gesagt, sank er auf der Stufe des Altars nieder — die böse Kunde hatte sein Herz zum Tode getroffen. Der Sakristan faßte den Sinkenden in seine Arme. Immer blasser wurde des Pilgers Antliz, immer stärker

sein Athmen — seine Augen schloßen sich — sein Herz schlug noch, aber in matten Schlägen — mit der Rechten umschlang er das neben an lehnende Kreuz, sein Haupt lehnte er todesmatt an des Mannes Brust, und es war, als ob er einige Augenblicke schlummern wollte — auf einmal schlug er die Augen wieder auf, er blickte mit verklärtem Antliz, wie ein Verzückter, lange gegen eine Stelle hin, und rief: o da bist du ja, du liebes Kind, im weißen Kleide — nimmer mit blutender Wunde — mit der Palme des Friedens — es naht, es naht und weht mit seiner Palme mir Erquickung und ewigen Frieden zu — — — seine Stimme stockte und mit ihr der Schlag seines Herzens — er schloß seine Augen auf immer, der müde Pilger — in die Wohnung des ewigen Friedens hatte das Kind des theuren Bruders, ein seeliger Engel, ihn heimgeholt. — Der Pilger war heimgekehrt in die wahre Heimath.

Von dem heiligen Raume des Kirchleins, in dem eben Cunrad von Braunek in den Armen und unter dem Gebete eines geringen Mannes verschieden, begeben wir uns noch einmal auf die Burg Braunek, um zu schaun, wie dort die Dinge stehen. Da geht es heute hoch her, und alle Bewohner der Burg schweben in Wonne und Freude, einen einzigen ausgenommen, das ist der Burgwart Rüdeger, der, seit seine beiden Herren von der Burg geschieden, nimmer froh geworden. Besonders heute blickt er düster und trüb, denn es sind Dinge geschehen, die seine Seele bis ins Innerste betrübten. Noch in seinen alten Jahren hat er, der treue Diener, es mit ansehen müssen, daß Frau Anna seine Gebieterin, die mit Fug und Recht noch harren sollte des edlen Gemahls, in der Burgkapelle einem Andern die Hand reichte. Darum hat er sich heute vor Unmuth in sein Thorstüblein verschlossen;

er überläßt Andern die Thorhut. Am Morgen des Festes hat er die Brücke niedergelassen, und hat seitdem nimmer Noth, sie aufzuziehen, denn das Einreiten der Hochzeitgäste will kein Ende nehmen — es kommen Ritter und Herren mit ihren Knechten, die er in seinem ganzen Leben noch nie gesehen, denn der Neuerkorne der Burgfrau, der nunmehr als Herr und Gebieter auf der Burg schalten und walten soll, Herr Cunrad von Weinsberg, hat gar viele Gesellen und Kumpane, die aus der Ferne kommen, um ihm am Freudentage ihre Glückwünsche zur reichen Erbin darzubringen. Darum hat sich auch der Rittersaal über und über gefüllt, und ein Freuden- und Zechgelage hat begonnen, wie es noch nie erhört war auf der Burg der Herren von Braunek, die doch auch nie ermangelt hatten, freudige Tage laut und prächtig zu feiern. Aber solch ein Tumult der Gäste, solch ein Lärmen der Pauken und Trommeten, die zum Hochzeitmahl spielten, war noch nie vernommen worden, so lange sich Rüdeger denken konnte; die Fenster seines Stübleins zitterten vom Schall, der herüberdrang vom Rittersaal, aber ihm bebte vor Aerger das Herz. — Ehe noch die Nacht herbeikam, wurde der Saal mit Hunderten von Kerzen beleuchtet, daß es von Außen strahlte, als ob er in Feuer stände. Ganz oben an der Tafel im bräutlichen Schmucke, der im Strahle der Kerzen noch prächtiger flimmerte, saß die Braut und neben ihr der glückliche Bräutigam im gold- und silbergestickten Sammtgewande. Ihnen beiden gegenüber hat der Brautführer seinen Platz genommen; es war ein Herr von Berlichingen, der bei der ersten Fahrt gen Creglingen den Bräutigam begleitet hatte. Der stand auf, als die Zeit zum Trinkspruch gekommen, und rief, den Pokal bis oben gefüllt: auf's Wohl Herrn Cunrads von Weinsberg und seiner hoch-

edlen Braut! Er stieß an mit Braut und Bräutigam und trank aus bis zum letzten Tropfen. Alle an der Tafel waren aufgestanden, die vollen Becher in den Händen: sie stießen an auf das Wohl, das Herr Diez von Berlichingen soeben ausgebracht, daß es im Saal erklang wie ein Glockenspiel, darein riefen und schrieen die Ritter und tranken aus bis zur Nagelprobe wie der Vorredner; und in den lauten Jubel fielen noch Pauken und Trommeten ein, daß es ein Lärmen war, vor dem die Mauern von Jericho noch einmal hätten einfallen können, wenn sie noch ständen. Der alte Rüdeger in der Thorstube, der den Trinkspruch im Thorstüblein gehört, stimmte auch ein, aber auf eine andere Art; er rieß das Fensterlein auf und rief an den Saal hinüber, gegen das Bogenfenster hin, an dem das Brautpaar saß, mit einer Stimme, wie er sie noch nie angelassen hatte: der Teufel gesegn'es der Braut und dem Bräutigam! und hintendrein stieß er 3 Mal in sein Wächterhorn mit aller Kraft-Anstrengung — war ein Wunder, daß nicht, wie weiland beim Helden Rolandus die Halsader sprang — und es tönte, wie die Posaune zum Gericht.

Ja es war zum Gericht der Burgfrau von Braunek. Ob sie vernommen, was der treue Diener der Ungetreuen gewünscht — wissen wir nicht; ob der greuliche Schall des Wächterhorns ihr zartes Ohr getroffen, und in ihr Inneres drang — es muß noch Etwas Anderes seyn — sie zittert, und bebt auf einmal an allen Gliedern, sie hält die Hände vor das Antliz, welches von Leichenbläße überzogen ist, und sinkt ihrem Bräutigam an die Seite, mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei: mein Gemahl, mein Gemahl! Nur sie, sonst keine Seele hat den Schrecklichen gesehen, der ihr genaht, während sie den vollen Becher noch in der Hand hielt — der Pilger wars mit leichenfahlem, doch wohlbekanntem Antliz, der

mit einem Mal vor ihr steht, seine abgezehrte Hand ausstreckt, und den goldenen Ehring in den Grund des Bechers fallen läßt, der nicht von ihr weicht, und sein hohles Auge auf sie heftet, bis man die Ohnmächtige aus dem Saale trägt. Da war auf einmal die Freude und der Jubel im Saale verstummt; aber noch vielmehr, als die Kunde in den Saal drang und von Munde zu Munde gieng, daß Herr Cunrad von Braunek, heimgekehrt von seiner Romfahrt, in der Herrgottskirche unter dem Marienaltare als eine Leiche gefunden worden. Wie wurde es da auf einmal so leer im Saale der Freude und des Jubels! Ein Gast nach dem andern schlich von dannen, ließ sein Roß aus dem Stalle führen und ritt, ohne Urlaub vom Burgherrn zu fordern, ganz unbemerkt und in der Stille noch in der Nacht ab der Burg. Keinem wurde mit Spiel und Hörnerklang heimgeblasen, wär' auch kein Pfeifer und Trommeter mehr da gewesen, denn diese waren, als die Nächsten an der Saalthüre, zuerst davon geschlichen. Der Bräutigam mit seinem Freunde Diez von Berlichingen war allein noch auf der Burg geblieben, besorgt um die Burgfrau, welche zwar nach einiger Zeit von ihrer Ohnmacht erwachte, aber noch so leidend war, daß man es nicht wagte, ihr die Kunde mitzutheilen, welche sie noch tiefer hätte erschüttern müssen. Erst am andern Tage erfuhr sie das Schreckliche, was man ihr bisher verhehlt hatte. Da ließ sie Alles auf der Burg und eilte, nur begleitet vom treuen Rüdeger, der Herrgottskirche zu, um an der Leiche ihres Gemahls Thränen der schmerzlichsten Reue zu vergießen. Sie verließ die theure Leiche nimmer, bis man sie in den Sarg legte, und die Pferde von der Braunek ihren Herrn abholten, um ihn in die Familiengruft nach Frauenthal zu tragen. Laut weinend und klagend folgte sie dem Sarge, und neben

ihr das Töchterlein, welches über Pfingsten und die Tage der Freude für ihre Mutter bei einer entfernten Verwandtin untergebracht worden war, nun aber auf die väterliche Burg zurückkehrte, als sich die Freude in Trauer verwandelte. — Als sich die Gruft zu Frauenthal öffnete, nahm sie den Letzten von Braunek in sich auf, und auf seinem Denkstein wurde ein umgekehrtes Schild und Helm eingehauen, denn die beiden Brüder Gottfried und Cunrad von Braunek waren die Letzten dieses Namens und Stammes gewesen. — Jetzt erst begann die Trauerzeit, welche sich Anna von Braunek selbst auferlegte. Drei Jahre legte sie das Trauergewand nicht ab, und trug den Wittwenschleier; sie lebte mit ihrem Töchterlein wie eine Abgeschiedene auf der Burg Braunek. Erst nach dieser Zeit folgte sie Herrn Cunrad von Weinsberg in seine Heimath, da sie das ihm am Altare gegebene Wort nicht mehr zurücknehmen konnte. Das Erbe aber, das sie ihrem neuen Ehherrn zubrachte, war nicht das reiche, wie er gehofft hatte; denn als nach kurzer Zeit Margaretha von Braunek, seine Stieftochter, einem Grafen von Schwarzburg die Hand reichte, wurde die Herrschaft von Braunek getheilt, und die Hälfte fiel der Tochter Margaretha zu. — Was der sterbende Cunrad von Braunek über Cunrad von Weinsberg prophezeit hatte, gieng in Erfüllung: er, der einst reiche und gewaltige Reichskämmerer, starb in zerrütteten Umständen und mit seinen zwei Söhnen endete das Geschlecht der reichen Edelherren von Weinsberg.

In der Herrgottskirche bei Creglingen wurde das Kreuz, das Cunrad von Braunek hieher gebracht, zum ewigen Denkzeichen aufgehängt. Noch jetzt sehen wir das kolossale Kreuz mit 55 Nägeln, und gedenken dabei der ernsten Sage von den Letzten von Braunek.

Die Gründung der Theobaldskirche.

I. Wie Gottfried von Hohenlohe die Heineburg verläßt und in das heilige Land zieht.

So malerisch und romantisch auch der Taubergrund sein mag — er ermangelt eines Reizes, an dem andere Thäler des Frankenthales so reich sind; nur wenige Burgen schmücken die mit Reben bekränzten Höhen zu beiden Seiten des Flusses — und wo diese fehlen, da mangelt es auch an Sagen, die sich wie der wuchernde Epheu an die Mauern der Denkmale einer kräftigen Vorzeit ranken. Doch ein Fleck des schönen Grundes ermangelt auch dieses Reizes nicht: das ist der mittlere Taubergrund von Weikersheim an, wo die Wiege des erlauchtesten, jetzt fürstlichen Geschlechts derer von Hohenlohe zu suchen — über die Stadt Mergentheim hin, die 3 Jahrhunderte in der Geschichte des ritterlichen Deutschen Ordens eine so wichtige Rolle spielt — von da den Höhberg hinan, wo jetzt auf weichem Kalkfelsen ein niedliches Häuschen erbaut ist, das in heißen Sommertagen in seinem Grunde eine Quelle des labenden Gerstensaftes birgt, und von seinen Fenstern aus wohl die

schönste Aussicht im ganzen Taubergrunde darbeut, denn von hier aus überblickt man in lieblichster Gruppirung die Dörfer und Städtchen des Grundes bis hinunter nach Bischofsheim, und zu den Höhen, hinter welchen die Stadt Wertheim zwischen Tauber und Main sich lagert. Im nächsten Umkreis dieses freundlichen Belle-Vue's standen in alter Zeit mehrere Burgen — von der südlichen Höhe des Kötterbergs ragte die stattliche Kätterburg (Catharine-Burg) von welcher kein Stein mehr übrig; ihr gegenüber prangte die stattliche Burg Neuenhaus, die einem Geschlechtszweige von Hohenlohe den Namen gab; aus dem Wachbacher Thale, das im Süden der Stadt Mergentheim sich öffnet, schaute die Ganerbenburg Wachbach hervor, deren frühere Stätte nun von 12 Eichen überwachsen ist, welche einen lieblichen Hain bilden. Zunächst herüber vom linken Ufer der Tauber, wo die Ruinen der alten Theobalds-Kirche stehen, winkte eine vierte stattliche Burg, genannt Heineburg oder Heuneberg, deren Ursprung verschieden gedeutet wird. Die einen sagen, sie sei auf den Grundmauern einer uralten heidnischen Burg, einer Hünenburg, erbaut gewesen, Andere leiten ihren Namen von dem ihres Erbauers, Heine oder Heinrich ab, und sie hätte so viel als Heinrichsburg geheißen. Dieser Heinrich war der Edelherr von Weikersheim, genannt von Hohenlohe, der erste dieses erlauchten Geschlechts, welcher in der Mitte des XII. Jahrhunderts hier oben, im Angesicht des Dorfes Oettelfingen, wo er Leute und Güter besaß, sich eine Burg baute, von der herab man den Taubergrund so weit hinabsieht, wie auf dem Höhberge.

An 200 Jahre später saß auf dieser Burg ein Urenkel Heinrichs, Herr Gottfried von Hohenlohe, mit seinem Ehegemahl, Frau Cunegund, einer geborenen Gräfin von

Wertheim. Die beiden Eheleute hatten Alles, was zu einem frohen und glücklichen Leben gehört, Land und Leute, Gülten und Zinse, und standen bei Männiglich im Thale, bei Hoch und Nieder, in großem Ansehen, — nur Eines fehlte ihnen, ein männlicher Erbe, dem Herr Gottfried von Hohenlohe nach seinem Ableben all sein Gut hätte verlassen können. Beide Ehgatten fühlten sich um so mehr unglücklich bei all ihrem Reichthum und ihrer Herrlichkeit, da sie bereits das hohe Glück genossen hatten, ein liebes Söhnlein zu besitzen, welches ihres Lebens höchste Freude und Hoffnung gewesen war. Das hatte Theobald geheißen und hatte diesen Namen von Herrn Theobald, Abten zu Brombach erhalten, der seiner Mutter Cunegunde Pathe gewesen und auch den Knaben getauft und über die Taufe gehoben hatte.

Bis zum sechsten Jahre blühte der Knabe Theobald lieblich und wunnesam heran, da auf einmal stieß ihn eine böse Krankheit an, von welcher er nimmer genesen, obgleich alle Bader Tauber aufwärts und abwärts ihre Kunst an ihm versuchten. Er welkte sichtbar dahin, und nach kurzer Zeit war das blühendste Bild des Lebens in das Bild des Todes verwandelt. Vater und Mutter sanken trostlos am Sarge des geliebten Kindes nieder, und wichen nimmer von demselben, bis man seine irdischen Reste in der kleinen Kapelle der Burg in die Tiefe senkte. Seitdem sah man Herrn Gottfried von Hohenlohe nimmer fröhlich. Er, der einer der freudigsten und geselligsten Ritter im ganzen Taubergrund gewesen war, führte seit dem Tode seines Söhnleins ein einsames und verschlossenes Leben mit seiner eben so tief traurenden Hausfrau, die seitdem nimmer das Trauergewand von sich legte. Weder bei einer Jagd noch bei einem Zechgelage fand sich der Edelherr mehr ein, der in sonstigen Zeiten nie gefehlt

hatte. Sonst hatte er einen Tag über den andern seine Vettern auf dem nahen Neuenhaus heimgesucht; jetzt trug ihn sein Roß nicht mehr den Berg hinab und hieng im Stalle traurig den Kopf, den es früher bei so manchem Ritte thalauf- oder abwärts so stolz getragen hatte. Früher war auf der Heineburg ein Ab- und Zureiten von Gästen, die kamen oder giengen, und nie war der Rittersaal leer von Rittern und Edlen, die den gastfreundlichen geselligen Edelherrn von Hohenlohe heimsuchten. Bald kamen die edlen Vettern von Neuenhaus, bald von der benachbarten Burg Wachbach die edlen Riche von Mergentheim, oder stellte sich der Deutschordens-Commenthur mit etlichen Brüdern ein, ja selbst der Deutschmeister verschmähte es nicht, seinen edlen Nachbar auf Heineburg heimzusuchen, wenn er ein Stündlein frei von des Ordens Geschäften und in heitrer Geselligkeit zubringen wollte. Aber seit dem traurigen Verluste, den der Edelherr erlitten, blieben alle Gäste aus, denn sie sahen bald, daß sie im Hause der Trauer nimmer gerne gesehen waren; auch war es kein großer Gewinn mehr, um den Edelherrn von Hohenlohe auf Heineburg zu sein, denn er blickte ja nur düster und griesgrämig, der zuvor mit seiner heitern Laune Ritter und Herren, geistliche wie weltliche, baß unterhalten hatte. Bald war die Heineburg nicht nur eine verschlossene, sondern auch von Jedermänniglich gemiedene Burg, und die Ritter und Herren im Thale, wenn sie von Herrn Gottfried von Hohenlohe redeten, nannten ihn nur den Klausner oder Betbruder auf Heineburg. War das Eine nicht unrichtig, so war auch das Andre wahr. Seit dem Tode seines lieben Söhnleins hatte sich Herr Gottfried nicht nur von dem Getümmel und der Lust dieser Welt zurückgezogen, sondern sich auch vom Irdischen Gott zugewendet. Wie gleichgültig war er in früheren Tagen

gegen Kirche und Gotteswort gewesen — seit sein Herz so voll Leids war, suchte er Trost da, wo er ihn sonst nie gesucht hatte, im Gebet und in der Andacht, und man sah ihn tagtäglich neben seinem frommen Ehgemahl in der Burgkapelle in Andacht knien; aber er tröstete und stärkte sich nicht nur mit ihr im Gebet, sondern sie sprachen auch im Gebet und heißen Flehen einen Wunsch aus, der ihr beider Herz erfüllte: es möge der liebe Gott ihnen wieder seine Gnade zuwenden, und ihren schweren Verlust wieder ersetzen, indem er ihnen einen neuen Erben schenke. Aber Herrn Gottfrieds, wie seines Ehgemahls inniger Wunsch und heißes Flehen ward nicht erhöret, denn Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken, und eine Wege sind nicht unsre Wege — es vergieng ein Jahr über das andre, und ihre Sehnsucht wurde nicht erfüllt. Da gedachte Herr Gottfried bei sich, er müßte es vor Gott verschuldet haben, einmal, daß er ihm sein hoffnungsvolles Söhnlein in seiner schönsten Jugendblüthe entrissen, und dann, daß er sein und seines Ehgemahls heißes Gebet nicht erhörete, und ihnen keinen Erben mehr schenke, der sie ihres herben Verlusts ergötze, und ihnen wieder des Lebens Trost und Hoffnung würde. Darum gedachte er, den lieben Gott, welchen er durch seine Sünde beleidiget, durch ein gutes Werk zu versöhnen, und wieder seine Gnade und Huld zu verdienen. So wurde der Gedanke in ihm rege, eine Fahrt in's heilige Land zu machen, und am Grabe des Heilandes um Verzeihung seiner Schuld und Wiedererlangung der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit zu bitten. Der Gedanke wurde im Herzen des Edelherrn bald zum Gelübde, dessen Erfüllung er nicht lange vertagen wollte.

Eines Morgens, nachdem er die Nacht hindurch in schweren und trübseligen Gedanken zugebracht, trat er

vor sein Ehgemahl und sprach, wie einst der edle Moringer, also: mich verlangt, nach dem heiligen Lande zu ziehen, mein liebes Gemahl, denn nur auf solche Weise mag ich Den versühnen, der seine Gnade von uns gewendet hat, und unsers Herzens Wunsch unerhört läßt; wohl mag er mir wieder ein gnädiger Gott sein, wenn ich meine Sünde büße auf dieser Fahrt, die ich längst gelobet habe; ich will von dannen, denn Tag und Nacht mahnt mich mein Gelübde, und läßt mir keinen Frieden, bis ich ihm Genüge gethan.

Mit trauriger Miene vernahm Frau Cunegunde, was ihr Gemahl sprach, doch sie widerredete nicht, so wehthuend auch der Gedanke für sie war, daß ihr Gemahl sie verlassen würde, und sie dann einsam und allein auf der Burg ihre Tage verleben sollte; sie sprach nur gar demüthiglich: wenn ihr von dannen ziehet, mein lieber Gemahl, wer ist es dann, dem ihr eure Burg sowie Land und Leute anvertrauen wollet? und so auch das Alles wohl geborgen und gut verwaltet wäre, wer soll mein Pfleger sein und mich in seine Obhut nehmen, bis daß ihr wiederkehret von eurer Fahrt?

Wer meine Burg, Land und Leute in seine Obhut nehmen soll? entgegnete der Edelherr, darum bin ich nicht verlegen — habe ich nicht so manchen Ritter und Dienstmann, der von uns Gut und Ehre hat? die werden sich meiner Güter und Leute wohl annehmen — und sind nicht ganz nahe meine Vettern auf Neuenhaus, die sich gerne der Obhut meines Eigenthums unterziehen? vor Allen aber möchte es mein Nachbar und Lehensmann sein, der uns gerade gegenüber dort unten an der Tauber sitzt, Herr Weiprecht Martin von Mergentheim, gesessen zu Balbach, der uns in Treuen zugethan ist; der wird meine Güter in seine Obhut nehmen, und auch euch,

mein liebes Gemahl, ein Pfleger sein, der euch in ganzen Treuen zugethan ist. Und das glaubt ihr, mein Herr und Gemahl? sprach Frau Cunegunde mit einem fragenden Blicke — ihr wähnet, daß Herr Weiprecht Martin drüben zu Balbach euer treuer Nachbar und Lehensmann sei? ich will euch in diesem Glauben lassen, und ihr könnt eure Burg, auch Land und Leute in seine Obhut stellen, aber, wenn ihr je beharret auf eurem Entschlusse, und mich alleine lassen wollet, so schaffet, daß er in eurer Abwesenheit nie unsre Burg betritt — sein Tritt über die Schwelle des Hauses wäre nur Unheil und Unsegen, denn er ist ein Mann voll Neid und Habsucht, der es nimmermehr redlich mit uns meinet. So soll mein Burgvogt über mein Gut allein schalten und walten an meiner Statt, entgegnete der Edelherr; euch aber will ich in die Obhut der geistlichen Frauen drunten in unsrem Dorfe stellen, wenn ihr anders damit einverstanden seid; die Frauen werden eurer pflegen in Treuen, und euch trösten in der Einsamkeit, wenn ich ferne von euch bin.

Euer Wille ist auch mein Wille, sprach die Edelfrau — schaffet mit mir, wie euch gut dünkt, aber Eines bitte ich euch, mein lieber Gemahl, kehret recht bald wieder, auf daß nicht das Leid und der Gram um euch mich verzehre, denn ohne euch wird mir das Leben ein freudeloses und leidiges sein, und wenn ich auch in einem Kaiser- oder Königs-Palast lebete.

Ueber solche Liebe seiner Gemahlin war Herr Gottfried von Hohenlohe bis in's Innerste gerühret, also daß ihm die Thränen aus den Augen flossen, und gern hätte er sein Vorhaben aufgegeben, aber er hatte vor Gott das Gelübde gethan, die Fahrt in's heilige Land zu vollbringen. Er schlang die Arme um seine Gemahlin, drückte sie brünstig an sein Herz, und küßte sie mit weinenden

Augen, sprechend: ja ich will wiederkehren, mein theures Gemahl, in kürzester Frist, wenn ich gesehen das Land, wo unser Herr und Heiland gelebt und gelitten, wenn ich gekniet habe an heiliger Stätte, wo er im Grab lag, wenn ich allda um das geflehet habe, was seither der Gegenstand unsres Gebets und Flehens gewesen, aber der liebe Gott hat uns unerhört gelassen. Dann, wann ich das vollbracht, will ich auf Flügeln der Sehnsucht wieder eilen in eure Arme, und Nichts im Leben soll mich mehr von euch trennen. Er drückte seine Gemahlin noch einmal an's Herz, küßte sie innig und herzlich, und weinte noch mehr, denn zuvor, daß Frau Cunegunde wohl fühlte, wie schmerzlich ihm das Scheiden geschehen würde.

Noch an demselben Tage bestellte der Edelherr sein Haus, übergab Alles, was er hatte, seinem treuen Burgwart, und führte seine Gemahlin noch hinunter in's Dorf Oettelfingen zu den geistlichen Frauen, die allda ihr Wesen hatten, empfahl sie gar angelegentlich in ihre Obhut, und verhieß ihnen hoch und theuer, so sie in Treuen sich seiner herzgeliebten Gemahlin mit Rath und That annehmen würden, wollte er ihrer, sobald er vom heiligen Lande wiederkehrete, in Dankbarkeit gedenken, und ihr Klösterlein mehren an Gülten und Gütern, daß keines am Ufer der Tauber dem ihrigen gleich käme an Reichthum und Ansehen.

Als ihm die Meisterin des Klösterleins, Frau Apollonia, eine geborne Sützelin von Mergentheim, sammt ihren Schwestern alles Liebes und Gutes versprochen, wie sie die edle Burgfrau in seiner Abwesenheit verpflegen und trösten wollte in trübseligen Stunden, übergab er ihr schon zum Voraus als Beweis seiner Erkenntlichkeit ein schweres Beutelein mit Goldgülden, auch damit sie mit ihren frommen Schwestern im Gebet seiner gedächte, wenn er

über's Meer führe. Dann führte er seine Gemahlin mit eigner Hand in die Zelle, welche ihr von der Meisterin als künftige Wohnung bestimmt war, und hier sagte er der Vielgeliebten ein schmerzliches Lebewohl, auf das sie schon seit dem frühen Morgen vorbereitet war. Das war ein schweres Scheiden, wie noch selten geschehen zwischen zwei liebenden Eheleuten. Vor Schluchzen und Weinen konnte die Vielgetreue kein Wort hervorbringen, sie zitterte und bebte in des Gemahls Armen, und lange ruhte ihr todtenblasses Antlitz an seinem von Jammer und Leid gepreßten Herzen — dann schlang sie krampfhaft ihre beiden Arme um ihn, und wollte ihn nicht von sich lassen — erst, als er das Wort rief: Gott will es so! und seinen Mund zum letzten Mal auf ihre bebenden Lippen preßte, ließ sie ihn aus ihrer Umarmung, aber sie sank ohnmächtig in ihre Knie, also, daß er die geistlichen Frauen herbeirufen mußte, um ihr Hülfe zu leisten. Als sie unter ihrer Sorge wieder zu sich kam, war ihr Gemahl schon aus der Zelle verschwunden. Bereits war er wieder auf der Heineburg angekommen, nahm dort Pilgergewand und Stab, und in kurzen wandelte er mit bloßen Füßen aufwärts die Tauber, und trat seine Pilgerfahrt an.

II. Von Kloster-Praktiken.

Das Klösterlein, in welches Herr Gottfried von Hohenlohe seine Gemahlin zur Huth übergab während seiner Pilgerfahrt, lag zunächst bei der uralten Ortskirche, und war eine Clausur geistlicher Frauen, Benediktiner-Ordens, wie die Clausuren zu Neunkirchen und Wachbach. Die Martine von Mergentheim, seßhaft zu Niedern-Balbach, hatten schon vor mehr als 100 Jahren dieses Klösterlein gestiftet, und sich deßwegen die Vogtei über dasselbige seit ewigen Zeiten vorbehalten, so wie auch das Recht, daß immer eine Meisterin aus dem Geschlecht der Martine, Sützel oder Riche von Mergentheim gewählt werden mußte. Also stand das Klösterlein immer in gewissen Beziehungen zu den Herren dieses Geschlechts. Besonders stand Frau Apollonia, die dermalige Meisterin, mit Herrn Weiprecht Martin, ihrem Vetter und Vogtherrn, auf gar freundlichem Fuße, was aber weder die Schwestern der Clausur noch sonst die Bewohner des Dorfes mißdeuteten. Wußte ja Männiglich, daß Herr Weiprecht ein Sohn Herrn Rüdegers war, dieser Rüdeger aber war ein Bruder Herrn Bernigers von Mergentheim, der ein Vater der Frauen Apollonia gewesen; also waren beide leibliche Geschwisterkinder. Darum achtete man nicht darauf, wenn Herr Weiprecht, der in den letzten Jahren seine Haus-

frau durch den Tod verloren, manchmal von Balbach herauf wandelte, und im Klösterlein ansprach. Ihm als seinem Vogtherrn durfte ohne dieß seine Pforte nicht verschlossen bleiben; die Meisterin hatte auch nicht nöthig, ihn durch's Sprachgitter zu sprechen, sondern sie durfte mit ihm alle Zeit unter vier Augen zwiesprachen.

Noch keine zwei Tage war die Burgfrau von Heineburg in der Mitte der geistlichen Frauen, so fand sich schon Herr Weiprecht Martin im Klösterlein ein, und hielt geheime Zwiesprache mit der Meisterin, denn er hatte gehört, daß Herr Gottfried von Hohenlohe seine Burg verlassen hatte — wie es um diese Sache gethan wäre, wohin derselbe seine Fahrt mache, warum er sie unternehme und wie lange er ausbleibe, auch wem die Huth der Burg übergeben worden — darüber wollte er nun bei seiner Base Bescheid erhalten — und wo konnte er dieß besser, als bei ihr? — Ueberhaupt waren in jener Zeit solche geistliche Sammlungen in Städten und Flecken die Orte, wo alle Neuigkeiten, die sich in der Nähe und Ferne begaben, troz der Clausur Eingang fanden, und besprochen wurden, denn es wäre von Frauen zu Viel verlangt, wenn sie bei ihrem sonstigen Abschlusse von der Welt so ganz und gar die angeborne Neugierde bemeistern müßten, und sich gar nicht mehr um die Angelegenheiten der Welt bekümmern dürften. — Wie viel Mehreres konnte Herr Weiprecht Martin in diesem Klösterlein erfahren, da ja die sicherste Berichterstatterin in der Angelegenheit, über die er Bescheid wollte, mitten unter den Frauen weilte. Ja, er vernahm in einer zweistündigen Audienz, welche ihm die Meisterin gewährte, Mehr, als er nur gewünscht hatte, und hatte Gelegenheit, zu erfahren, daß in einem Weiberkopf und Weiberherzen oft mehr Praktiken und Finten wohnten, als in dem ver-

schlagensten Manne. Wir theilen dem geneigten Leser nur den Schluß der Unterhaltung unter vier Augen mit, und werden vom Letzteren überzeugt werden.

„So wäre Niemanden besser geholfen mit der Abfahrt des Edelherrn auf Heineburg, als euch, liebwerthester Herr Vetter, sprach die Meisterin — trachtet ihr ja schon lange nach Alle dem, was er allhier zu Oettelfingen besitzt an Gülten, Gericht, Leuten und Gut, und wer kann und mag euch den Hasen besser in die Küche jagen, als ich, eure wohlgewogene Base, die Meisterin dieser armen Clause, wenn anders der Edelherr eine Weile verzeucht auf seiner Fahrt, auf daß wir freies Spiel haben. Kehrt er dann wieder, dann muß euch Alles, was ihr wünschet, um einen Spottpreis zufallen.

Wie wollet ihr aber das anstellen, liebwerthe Base? fragte der Ritter.

Da lasset nur mich sorgen, entgegnete Frau Apollonia — wisset ihr nicht, was man im gemeinen Sprichwort sagt? Weiberlist geht über alle List — hab' Alles schon in meinem Kopf zu Faden geschlagen, wie die Sache werden muß; wir haben ja in unserer Mitte die Burgfrau von der Heineburg, die soll uns das Werkzeug werden, um unsere Praktiken durchzuführen; kehrt der Edelherr dann wieder, und will sein Ehgespons heimholen auf die Burg, so ist sie natürlich eine der Unsern geworden, und er hat kein Recht mehr an die Himmelsbraut, oder noch besser, die gute Frau ist gestorben aus lauter Herzeleid — für ein Plätzlein über oder unter der Erde will ich schon für sie sorgen, daß kein sterblicher Mensch ahnen soll, wo sie hingekommen; dann wird der einsame Ehherr der Welt Valet sagen vor Jammer und Leid, und bei den Herren in Mergenthal ein Plätzlein suchen, oder wo er eines finden mag als Klosterbruder — was er allhier hat,

kann er nicht mitnehmen, also wird er es dem nächsten besten Käufer zukommen lassen. — Das wäre dann eine Klostergeschichte, wenn es anders gerade so geht, wie ihr meinet, und Niemand einen Strich durch die Rechnung macht, sagte Herr Weiprecht Martin — aber bewundern muß ich eure Feinheit und List, liebwerthe Base; da könnet ihr es fürwahr mit manchem Manne aufnehmen.

Würd' mich schämen, bemerkte die Meisterin spottend, wenn ich nicht das schon vergessen hätte, was ihr Männer erst lernet — aber, lieber Herr Vetter, setzte sie mit Nachdruck hinzu — wenn es geht, wie wir's vor haben, und ihr seid Grund- und Gerichtsherr allhier durch unsere Vermittlung und Zuthun, dann werdet ihr unseres armen Klösterleins gedenken in Gnaden, und uns auch Etwas zukommen lassen von eurem Ueberfluß — da sind z. B. hinter dem Dorfe im Mühlrain etlich schöne Gärten, die an unsre Clause stoßen, und uns anständen, auch zunächst an der Tauber ein Wieslein, recht gättlich, um unsre Wäsche drauf zu bleichen, und so noch Mehreres, das unsrer Armuth zu Gut käme, und euch kein Abbruch wäre.

Davon läßt sich ja immer noch reden, sagte der Ritter — ihr werdet mir zutrauen, liebe Base, daß ich für eure Mühwaltung erkenntlich sein werde — je nach Umständen — macht nur eure Sache gut und haltet geheim, was ihr thun wollt — wenn ich wiederkehre, ein Mehreres, denn jetzt muß ich nach Hause, da es bereits Nacht werden will, auch mag ich euch nimmer länger lästig fallen. Das sprechend, faßte er mit der Linken die Thürklinke der Zelle, mit der Rechten die Hand der Meisterin, die die fromme Frau nicht zurück zog, und er küßte sie gar ehrerbietiglich. — Als der Ritter durch das Klosterpförtlein ging, welches ihm die Meisterin in eigner Person öffnete, da schlüpfte ein Zweiter herein, ein schlanker

Mann in einer Mönchskutte, mit hellem blondem Bart und jugendlichem Angesicht; er huschte schnell an Beiden vorüber, ohne ein Wort zu reden. — Das ist Bruder Florens von den Dominikanern zu Mergenthal, bemerkte Frau Apollonia, unser Herr Beichtiger, der zur kranken Schwester Hilaria berufen worden.

War mir doch, als ob ich ihn kennen sollte, sprach der Ritter — ich meine, er sei auch Beichtiger bei den Schwestern zu Königshofen — aber daß er so still, ohne Laut und Gruß vorbeigehuscht. Das ist sein Wesen, — er ist gar schüchterner Natur — entgegnete die Meisterin. Wie alle Leute von so jugendlichem und blühendem Alter schüchtern sind — setzte der Ritter hinzu — doch ihr habt euch einen schmucken Beichtiger erkoren, das muß man gestehen.

Ihr kennet unsern Geschmack, liebwerther Vetter, versetzte Frau Apollonia — aber jetzt gehabt euch wohl, und kommt gut nach Hause. Sie bot ihm für dießmal von selbst ihre Hand, die er noch einmal mit einem Kuß beehrte. Ob es dem Ritter mit dem ehrerbietigen Handkuß zuvor und dießmal so gar Ernst gewesen, möchten wir bezweifeln. War wohl noch eine schöne und glatte Hand, die er mit seinen Lippen berührte, denn Frau Apollonia zählte noch nicht 40 Jahre, aber er hatte heute seine Base nicht gerade von einer Seite kennen gelernt, vermöge der sie den Namen „Ehrwürdige" verdiente. Ja es mag ihm, als er hörte, wie sie ihre böse Praktiken abwickelte, jene böse Frau in den Sinn gekommen sein, mit der einst der Teufel eine Wette eingieng, wer am schlimmsten von Beiden wäre — die sodann die Wette gewonnen, aber der Teufel wagte es nicht, mit eigener Hand derselben den Preis der Wette, ein Paar neue Schuhe zu übergeben, darum er sie dem Weibe an einer Stange

darbot, vor lauter Verwundrung und Ehrerbietung gegen eine Solche, die dem Teufel durch ihre Teufelei noch den Rang abgelaufen. Ja Frau Apollonia lief dieser noch den Rang ab in der Verschlagenheit und Bosheit, wie wir bald sehen werden.

Noch nicht war Ritter Weiprecht Martin in seinen vier Wänden zu Balbach angekommen, so schritt sie schon zur Ausführung ihres bösen Werks. Das Erste, was sie that, war, daß sie ihren neuen Schützling aufsuchte, die Burgfrau von Heineburg, die seit ihrer Ankunft im Klösterlein trauernd in ihrer Zelle saß, und voll Wehmuth ihres Gemahls gedachte, der ins heilige Land gezogen war. — Warum immer noch trauernd und in Thränen, edle Frau? so begann die Meisterin ihre feine Rede — indem sie sich auf einen Stuhl gegenüber setzte — lasset ab von eurem Jammer, wer weiß, ob es nur der Mühe werth ist, daß ihr euch also härmet um euren Gemahl — wer hat ihn denn geheißen, von euch gehen? säßet ihr nicht noch jetzt in Friede und Freude mit einander droben auf der Heineburg?

Ihr habt Recht, ehrwürdige Frau, entgegnete die Edelfrau — habe es auch für kein Nothwerk gehalten, daß er von mir gieng und mich allein ließ — wenn wir ernstlich zu unserem lieben Gotte beten wollen, so mag er uns hier so gut erhören, als in St. Petersdom oder auf heiligem Boden — auch kann es doch nicht der Wille Gottes sein, daß zwei, die mit einander aufs Innigste verbunden sind, sich ohne Noth trennen, also, daß das eine seine Tage verlassen und in Einsamkeit hinbringe, wie ich dermalen einsam und alleine bin, und daß Beide den Schmerz der Trennung erfahren sollen.

Wie ihr denket, so denke auch ich, bemerkte die Meisterin — es kann Gottes Wille nicht sein, daß ihr dermalen

eine verlassene und einsame Frau seid — aber der lieblose Wille eures Gemahls ist es gewesen, der sich von euch trennte, weil ihr ihm längst gleichgültig seid.

O sagt das nicht, ehrwürdige Frau, rief Frau Cunegunde — mein Gemahl hat mich immerdar so innig und zärtlich geliebt wie nur ein Gatte seine Gattin lieben kann.

Das meinet ihr nur, gute Frau — von dem Tode eures Kindes an, und seitdem er weiß, daß ihr ihm keine Nachkommenschaft mehr gebet, seid ihr ihm gleichgültig und zuwider — darum hat er euch verlassen, unter dem Vorwand, eine heilige Fahrt zu thun, was ihm noch nie sein Ernst gewesen — das gelobte Land, das er gesucht hat, ist nicht weit von hier — bald sitzt er drüben auf der Burg Braunek, bei seinen lustigen Vettern, bald in Neuenstein und Oehringen, und läßt sich's wohl sein, unter Jagden und Zechgelagen, bei Herren und Frauen, und lacht in seinem Herzen, daß ihr allhier sitzet in der einsamen Zelle, und für ihn betet um eine glückliche und gesegnete Wallfahrt. An eine Heimkehr gedenkt er nicht so bald.

Das ist eitel Lüge, was ihr sagt, rief die Edelfrau schmerzlich, und wenn ihr auch nie eine Lüge im Leben gesprochen habt, so habt ihr dießmal gelogen — wer hat euch solche Mittheilung gemacht.

Mein kleiner Finger nicht — entgegnete höhnisch die verschlagene Nonne — vor einer Viertelstunde hätte ich euch den Berichterstatter, der es sicher weiß, an die Seite stellen können — er hat mir's zwar nur im Vertrauen mitgetheilt, und nicht, damit ich es euch wieder mittheile — aber ich bin zu gutmüthig und redlich gesinnt, als daß ich so Etwas vor euch verhalten könnte.

So sagt mir's, wer es ist? fragte die Edelfrau.

„Euer nächster Nachbar und Lehensmann, mein liebwerthester Vetter, Herr Weiprecht Martin zu Balbach, dem es euer Gemahl vor seiner Abfahrt persönlich anvertraut, warum er Haus und Hof verlassen. — O Gott, wenn es dieser ist, seufzte Frau Cunegunde, dann ist es eine elende Lüge, denn dieser Mann ist längst ein Feind unseres Hauses, obgleich er meinem Gemahl stets freundlich gethan.

„Was man gern glaubt, das glaubt man, was man aber ungern glaubt, glaubt man nicht — haltet's, wie ihr wollt, edle Frau — der liebe Gott weiß es, ich habe nur meinem guten und redlichen Herzen gefolgt, daß ich euch kund that, was mir mein lieber Vetter gleichfalls aus guter Gesinnung und redlicher Meinung berichtet hat — haltet die Sache für wahr oder nicht wahr — aber gebt euch zufrieden, und härmt euch nicht ab im Jammer und Leid um den Entfernten, wo er nun sein mag, auf dem Weg ins heilige Land, oder auf heiteren und lustigen Wegen, und lasset es euch wohl sein in unsrem Klösterlein, denn es hat noch Jedmänniglich unter uns gefallen. Wünsch' euch eine ruhige Nacht, edle Frau, und zürnet mir nicht, daß ich euch eine so bittre Pille eingegeben, das Bittre bekommt dem Magen oft besser, als das Süße." So sprechend reichte sie noch ganz treuherzig der Edelfrau die Hand und verließ sie, ehe sie sie noch zu einem Wort der Gegenrede kommen ließ.

Ja wohl, die verschlagene und feine Meisterin hatte der zärtlich liebenden Gattin eine bittre Pille geboten, die aber nicht zur Genesung, sondern zur Krankheit wirkte, sie hatte ihr langsam einen Dolch in die Brust gedrückt, der nach dem Herzen zielte, wenn er ihm auch nicht gleich den Todesstoß gab.

Die Einleitung zum bösen Werk war gut getroffen,

und man konnte schon bei der Vorarbeit sehen, daß die ehrwürdige Frau Apollonia sich leicht mit jenem bösen Weibe messen konnte, vor der sogar der Teufel als Besiegter seine schuldige Reverenz machen mußte.

Frau Cunegunde von Hohenlohe glaubte zu sehr an die Liebe und Redlichkeit ihres Gemahls, als daß sie jene Lügenmähre, ob sie auch aus dem Munde einer frommen Klosterfrau kam, für wahr halten konnte, aber jene bösen Worte fielen doch tief in ihre Seele, ihr zuvor fester Glaube machte zuletzt Zweifeln Platz, denn wo ist bei einer Frauenseele Glaube an Liebe und Treue, der nicht erschüttert werden könnte? Von nun zehrte ein Gram an ihrem Herzen, in dem sie leider! bei keiner Seele Trost suchen konnte, an diesem unheimlichen Orte, da alle Schwestern mit der Meisterin Ein Herz und Eine Seele waren. Als Frau Apollonia sah, daß ihr erster Anlauf auf das Seelenleben der edlen Burgfrau nicht vergebens war, versuchte sie einen zweiten und dritten, immer unter dem Vorwande des Trostes; sie erfand immer wieder eine neue Geschichte, und drückte immer tiefer den Dolch in die Seele der Leidenden, bis sie sich vor Jammer und Leid ganz und gar von aller Gesellschaft im Kloster zurückzog, und in die Zelle verschloß, wo sie nur der Meisterin, gerade der unredlichsten der Schwestern, Zugang gestattete. Ihr äußeres Leben welkte sichtbar dahin; nach wenigen Wochen legte sie sich aufs Krankenlager, ein schweres Siechthum überfiel sie, das wohl ein halbes Jahr andauerte, und die gute Edelfrau bis an den Rand des Grabes brachte, also, daß bereits unter den Nonnen das Gespräch gieng, sie werde es nimmer lange treiben. Was man aber im Klösterlein sprach, das wurde bald ortskundig, denn von dem Sprachgitter weg, an dem jeden Mittag arme und geringe Weiber des Orts

die übrige Speise holten, wie es in Klöstern zu sein pflegt, wurde die Kunde von der schweren Erkrankung der Edelfrau weiter getragen, und jeden Tag waren die Leute mit Bangen auf den Trauerklang des Scheideglöckleins gefaßt, das die frommen Schwestern beim Hingang der Edelfrau von der Heineburg läuten würden.

Während die Kranke von den sämmtlichen Klosterfrauen, sowie von allen Ortsbewohnern schmerzlich bedauert wurde — denn wo war Jemand, dem sie nicht wohlgethan hatte, besonders auch seit ihres Aufenthalts unter den geistlichen Frauen? — da war die Meisterin Apollonia die einzige, welche ohne Wehmuth oder nur mit einer verstellten Rührung am Lager der Schwererkrankten stand — denn die Erkrankung der guten Frau, die sie durch ihre Lügenmähren veranlaßt hatte, kam ihr ganz gelegen, um ihr böses Werk auszuführen. Hatten ihre Lügenworte Anfangs hauptsächlich den Zweck, der guten Edelfrau das Leben zu verleiden, und sie nach und nach dahin zu bringen, daß sie sich zuletzt in den Bund der Schwestern aufnehmen ließe — ihr schweres Erkranken kam nicht minder ihrer bösen Absicht zu Hülfe, denn so konnte sie zu jeder beliebigen Zeit die falsche Nachricht von dem Hinscheid der Edelfrau verbreiten, und Jedmänniglich konnte es für wahrscheinlich halten, daß sie gestorben wäre, während die verschlagene Meisterin sie dem Auge der Menschen entrückte. Die Stunde der Vollendung ihrer Bosheit kam bälder als man vermuthete.

III. List über List!

Im Frühling des Jahres 1379 war Gottfried von Hohenlohe in das heilige Land gezogen, im Spätherbste desselben Jahrs war er bereits wieder auf der Heimkehr. Wohl waren in jenen Zeiten die Verkehrsmittel noch geringe; denn, um eine Fahrt bis nach Genua oder Venedig, an das Gestade des Meeres zu machen, bedurfte man mancher Tagreisen voll Mühe und manchmal voll Abenteuer, die dem Reisenden auf dem Lande zustießen; aber die Fahrt über Meer gieng desto schneller, denn die Genueser und Venediger, welche in immerwährendem Verkehr mit dem Morgenlande standen, hatten schon damals rüstige Segler, auf denen man bei günstigem Winde nach einigen Wochen die Küste von Akkon oder Joppen erreichen konnte. Dieses Glück hatte Herr Gottfried von Hohenlohe auf der Hinfahrt ins gelobte Land — in der heiligen Zeit der Pfingsten hatte er bei der Stadt Joppen gelandet, war den nächsten Weg nach der Stadt Jerusalem gewallt, und hatte die heilige Stätte gesehen, wo der Heiland der Welt für die sündige Menschheit litt und starb. — Er war voll Andacht am heiligen Grabe gekniet, und hatte so heiß und innig gebetet, wie noch nie in seinem Leben; ja er ließ keinen der heiligen Orte unbesucht, den die Pilger zu besuchen pflegen, und nahm von allen Orten Andenken

mit, um seine liebe Gemahlin in der Heimath damit zu erfreuen. Aber jetzt, nachdem er sein Gelübde erfüllt, und überall seine Andacht verrichtet hatte, überkam ihn auf einmal Sehnsucht, wieder an das Ufer der Tauber, zu seiner einsamen Gemahlin zurückzukehren, und diese Sehnsucht war nicht minder brennend als jene, die ihn nach dem heiligen Lande geführt hatte. Ueber die Stadt Akkon trat er wieder den Rückweg an. Die Heimfahrt auf dem Meere war minder günstig, als früher. Nicht weit von der Insel Cypern wurde der Venediger Segler von einem Sturm ergriffen; das Schiff scheiterte im Angesicht des Hafens von Famagusta, und nur durch die schleunige Hülfe der Bewohner der Stadt, welche zahlreiche Boote entgegenschickte, wurde die Schiffsmannschaft gerettet. Aber Alle, die auf dem Schiff waren, trugen nur das nackte Leben davon. Als sie im Hafen ankamen, versank das Schiff mit aller ihrer Habe. Herr Gottfried von Hohenlohe rettete Nichts, als was er am Leibe trug; das waren jene Andenken, welche er mit einigen Bisantern um den Leib gebunden hatte, nemlich eine Rose von Jericho, ein Oel-Zweiglein aus dem Garten Gethsemane, ein Fläschlein von Balsam aus Cairo, dem köstlichsten, den man in der Welt bereitet.

Während Gottfried von Hohenlohe mit seinen Gefährten in augenscheinlicher Todesgefahr schwebte, hatte er knieend das Gelübde gethan, wenn der Herr ihn vom Tod in den Wellen rette, und wieder wohlbehalten in die Heimath zurückführe, wolle er ihm eine stattliche Kirche bauen. Sein Gebet blieb nicht unerfüllt, denn der Herr errettete ihn vom Tode, und führte ihn auch wohlbehalten in die Heimath zurück.

Mit den beiden Goldstücken, die ihm nebst den genannten Dingen geblieben waren, wurde es ihm möglich,

wieder einen Platz auf einem Schiffe zu miethen, das nach dem Abendland segelte; auch reichten sie hin, als er glücklich zu Venedig landete, um seine Reise bis in die Heimath fortzusetzen.

In den letzten Tagen des Oktobers, gerade sieben Monate, nachdem er die Heimath verlassen hatte, setzte der heimkehrende Pilger seinen Fuß wieder in den Taubergrund. Bereits bei einbrechender Nacht zog er durch das Wachbacher Thor, über dem sich damals ein alter Thurm, genannt der Dankenrathsthurm, erhob. In der Herberge zum Stern, an dem die Straße nach Oettelfingen vorbeiführt, hielt er an, um der letzten Rast zu pflegen, um dann seinem Ziel zuzueilen. Man kannte den Edelherrn nicht, als er eintrat, denn er hatte den Pilgerhut tief eingedrückt, auch war sein Haar struppigt und sein Bart lang gewachsen. Ohne dieß kamen tagtäglich Pilger in seiner Tracht durch Mergentheim, die bald auf, bald abwärts das Thal giengen, und gewöhnlich im Stern einkehrten, wo man schon damals den besten weißen Taubergründler trank. Es war kein Gast mehr in der Stube, denn damals machten die Gäste bälder Feierabend, als in unsern Tagen, da Manche oft ganz und gar das Heimgehen vergessen. Nur ein Becher so eben ausgeleert, stand noch auf dem Tische, an dem sich der Edelherr niederließ.

Woher des Wegs, Pilger? fragte die freundliche Wirthin, indem sie ihm den Becher mit Wein hinstellte.

Vom heiligen Land, erwiederte der Edelherr, aber heute von Heilbronn.

Da werdet ihr müde sein, Pilger, sprach die Wirthin, und ich werde euch wohl ein Nachtlager bereiten dürfen.

Nicht doch — murmelte der Pilger unter seinem Hut hervor, den er noch tiefer hereinzog — ich will noch weiter, den Taubergrund hinunter.

Ei, wie Schade, sprach die Wirthin — da hättet ihr noch vor wenig Augenblicken einen Geleitsmann haben können — noch steht sein Becher da — ich habe ihm hinausgeleuchtet, während ihr in meine Hausthüre eingetreten seid.

Ist es nicht der Ritter Weiprecht Martin von Balbach gewesen? ich habe ihm im Schein eures Lichtspans in die Augen gesehen.

Ja, der war es auch, er spricht bei uns ein, so oft er hieher kommt; heute hat er eine böse Kunde die Tauber heraufgebracht: die gute Frau von Hohenlohe auf der Heineburg, welche während der Abwesenheit ihres Gemahls im heiligen Lande bei den geistlichen Frauen zu Oettelfingen ihren Aufenthalt genommen, soll dieser Tage Todes verschieden und heute Vormittag begraben worden sein.

So mög' mir Gott helfen! rief der Pilger — der Becher, den er eben zum Munde führen wollte, fiel aus seiner Hand — er zitterte und bebte auf einmal an seinem ganzen Leibe, wie im Fieberfrost, und gleitete auf die Bank nieder. Als die Wirthin den Pilger umsinken sah, lief sie der Thüre zu, öffnete sie und rief hinaus, so laut sie konnte: Jörge, Jörge! Im Nu kam Jörge der Sternwirth aus dem Stalle herbei, aus dem er kurz vorher dem Ritter Weiprecht Martin sein Roß vorgeführt hatte. Was gibt's, Anna, was gibt's? fragte Jörge, — man meint ja, es brenn' im Hause, so lärmst du? Nicht umsonst, entgegnete die Wirthin — sieh da! dem Pilger will es ohnmächtig werden — wir wollen ihn in den Lehnstuhl bringen, bis es ihm wieder besser wird. Die beiden Eheleute nahmen ihn bei den Armen, und führten ihn zum Lehnsessel am Ofen. Während sie ihn an den Armen faßten, glitt sein Pilgerhut herab, und sie

schauten in das bleiche und wohlbekannte Antlitz. Bei St. Görgen, das ist ja der Edelherr von Hohenlohe auf der Heineburg, rief der Sternwirth. O weh, o weh, seufzte Frau Anna, — kein Wunder, wenn es ihm ohnmächtig geworden, hab' ihm ja den Tod seiner guten Ehgemahlin angekündet. — Nur einige Augenblicke ruhte der Edelherr mit zurückgelegtem Haupt im Lehnsessel, er richtete sich wieder empor, und fragte mit schwacher Stimme: habt ihr nicht gesagt, daß meine Frau Todes verschieden? — es ist nicht euer Ernst gewesen, Frau Wirthin, nicht wahr? war nur ein Mährlein? O nein, gnädiger Herr, es ist nur zu wahr — entgegnete die Wirthin — ihr dauert mich — Gott mög' euch trösten, ihr habt eine gute Frau verloren.

Glaub's noch nicht, ist ein Mährlein, will's noch heute von den Nonnen selbst erfahren, was daran ist, gebt mir meinen Hut und Stab, daß ich weiter komme. — Aber heute nimmer, gnädiger Herr, sprach der Sternwirth — ihr seid ja krank, ihr zittert wie Espenlaub und bedürft der Erholung — was würden die Leute sagen, wenn ich euch in solchem Zustande aus meinem Hause ließe?

Und doch will ich gehen — ich muß fort, ich kann nimmer bleiben! rief der Edelherr, und wollte sich in die Höhe richten, aber der Sternwirth hielt ihn mit beiden Armen, sprechend: und ihr bleibet, gnädiger Herr, so wahr ich Jörge heiße — er gab seinen Worten auch Nachdruck, denn er drückte den Edelherrn, der doch eine Manneskraft hatte, wie Wenige, in den Lehnstuhl hinein, daß er sich nimmer rühren konnte. Wäre aber nicht nöthig gewesen, denn, wenn er auch den Edelherrn hätte laufen lassen, er wäre nicht bis zur Stubenthüre gekommen, so sehr hatte der Schrecken in seine Glieder geschlagen. Als der Sternwirth dem Edelherrn versprach,

er wolle ihn in eigner Person noch in der Nacht nach Oettelfingen begleiten, so bald er sich ein wenig erholt hätte, gab er sich zufrieden und blieb ruhig im Lehnstuhl sitzen, und der Sternwirth, wie ein besorgter Wärter, setzte sich auf die Ofenbank neben ihn. Doch mit der Wiederkehr der Kräfte ging es bei dem Edelherrn nicht so schnell, denn er wollte weder eine erquickende Speise noch einen Trank zu sich nehmen. Die Mitternacht kam, und der Sternwirth suchte es dem drängenden Herrn begreiflich zu machen, daß es dermalen zu spät wäre, um Einlaß in das Klösterlein zu begehren; erst als der neue Tag graute, schickten sich Beide an zum Weg thalabwärts, und verließen das Haus.

Es war, als ob es so sein sollte, damit die verschlagene Meisterin Apollonia ihre böse Praktike zu Ende führen könnte. Während der heimkehrende Gottfried von Hohenlohe noch im Lehnstuhl an seinem Schrecken darniederlag, war Einer, dem er im Stern zu Mergentheim noch an der Hausthüre begegnete, längst als Warner vor dem Klösterlein erschienen. Herr Weiprecht Martin hatte dem Edelherrn im Scheine des Lichtspans so gut ins Antlitz gesehen, als derselbe ihm, und hatte ihn für seinen Lehensherrn erkannt, der wohl noch an diesem Abend heimkehren wollte. Dem mußte er zuvorkommen, und die liebwerthe Base im Klösterlein verwarnen, daß sie noch nöthige Vorkehrungen träfe.

Es war um die neunte Stunde, als das Glöcklein am Klösterlein angezogen wurde, das bereits fest verschlossen war. Ein anderer Christenmensch hätte es um diese Zeit nicht mehr wagen dürfen, vor dem Pförtlein zu erscheinen, und um Einlaß zu bitten; darum mußte er 2 und 3mal läuten, bis die Pförtnerin aus ihrem Bette kroch, und es für gut fand, am Fensterlein über der

Pforte zu erscheinen. Wird nicht mehr aufgemacht, brummte sie hinunter — ist das nicht ein Unfug, geistliche Frauen so spät in der Nacht in ihrer Ruhe zu stören? Und doch müßt ihr öffnen, Frau Cölestine, rief der Ritter mit gedämpfter Stimme hinauf, und die Meisterin muß herunter an's Sprachgitter, und wenn sie im besten Schlaf läge. Ja so, ihr seid es, Herr Ritter, entgegnete jetzt die Pförtnerin mit milderer Stimme — da muß ich freilich öffnen. Die Pförtnerin erkannte die Stimme des wohlbekannten Vogtherrn, dem auch in der Nachtstunde das Oeffnungsrecht im Klösterlein zustand. Sie eilte hinunter, und schloß auf, und kehrte eilig wieder in die Clause zurück, um die Meisterin zu wecken. Die erschien auch alsbald im Sprachzimmer, vor das der Ritter indessen getreten war. Was Wichtiges habt ihr, liebwerther Vetter, daß ihr noch so spät erscheint? fragte sie nach kurzem Grüßen durch das Gitter hindurch.

Der Edelherr von Hohenlohe ist auf dem Wege — ich habe ihn vor einer halben Stunde noch im Stern in Mergentheim gesehen — antwortete der Ritter; das ist die Hiobspost, die ich euch bringe. Sputet euch jetzt, daß ihr die Edelfrau in ein verborgen Gewahrsam bringt, denn vielleicht kommt der Heimkehrende heute noch, in dieser Nacht, und wird nach seiner Gemahlin fragen; wohl hat er schon in Mergentheim vernommen, daß ihr der Lebenden das Glöcklein geläutet, und sie begraben habt, aber er ist einer von Denen, die vorher sich überzeugen wollen, ehe sie glauben, und den Frauen nicht trauen, besonders den Klosterfrauen.

Und er muß glauben, ob er will oder nicht, sagte die Meisterin — weiß denn nicht Jedermänniglich im Ort, daß man längst auf ihr Ende wartete? — Dann habe ich bei Zeit dafür gesorgt, daß auch in der Gruft

Alles seine Richtigkeit hat, wenn wir je öffnen müßten. Aber, Frau Base, was wollt ihr machen, wenn der Edelherr nicht die Todte, sondern die Lebende bei euch sucht? fragte der Ritter; er läßt in seinen Zweifeln Bühne und Keller aufschließen, und könnte eure Clause durchstöbern, wie es noch Keiner gethan hat.

Da könnte er freilich auf den Spuck kommen, sagte bedenklich die Meisterin, denn gerade im Keller wollt' ich unsrem Schützling ein Plätzlein anweisen. —

Will nicht hoffen, liebwerthe Base, daß ihr so grausam mit der guten Frau verfahret, versetzte der Ritter — das wäre ja wie ein Burgverließ, wohin weder Sonne noch Mond hinschaut — da weiß ich besseren Rath: übergebet die Edelfrau mir in Gewahrsam, ich will ihr in meinem Steinhaus ein freundlich Stüblein anweisen, daß sie die Zelle in eurer Clause nicht vermissen wird, und keine Seele wird es nur ahnen, daß sie sich bei mir befindet; aber was geschehen soll, muß alsbald geschehen, denn Herr Gottfried von Hohenlohe könnt' euch auf den Hals kommen, wie ein Dieb in der Nacht.

Da habt ihr einen guten Einfall, Vetter, rief freudig Frau Apollonia — jede Stunde bin ich bereit, euch euren neuen Schützling zu überantworten, wenn ihr euch seiner annehmen wollet; daß ihr die junge hübsche Frau gut verwahren und verpflegen werdet, traue ich eurer Artigkeit zu, die ihr immerdar gegen Frauen beweiset — ich kenne meinen Vetter.

Alsbald wurde zwischen Beiden die Verabredung getroffen, wie die Edelfrau in aller Stille und noch in dieser Nacht könnte nach Balbach gebracht werden — Herr Weiprecht Martin wollte sie abholen lassen.

Alles zu eurem Besten, liebwerther Vetter, sagte die Meisterin, als sich der Ritter verabschiedete. Und euch

nicht zu Schaden, werthe Base, fügte der Abgehende hinzu. Zum Handkuß kam es dieses Mal nicht, denn wenn auch Frau Apollonia eine kleine und niedliche Hand hatte, sie war nicht so geschmeidig, um durch das Gitter zu schlüpfen — dafür gab sie dem Gehenden mit der Hand ein Zeichen, daß sie ihn in Gnaden entlasse.

Keine halbe Stunde war vorüber, so standen schon verabredeter Maßen 2 vermummte Knechte an dem kleinen Pförtlein des Klostergartens, mit einer Tragbahre, um die Edelfrau damit gen Balbach zu bringen. Sie mußten lange harren, bis die Erwartete erschien. Wohl durfte die Meisterin sie nicht aus dem Schlafe wecken, da die noch kranke Frau wachte, ja man hätte sie noch um Mitternacht wachend finden können, denn sie brachte ganze Nächte schlaflos zu, nicht allein wegen Krankheitsschwäche, sondern, weil ihre Seele immer mit ihrem fernen Gemahl beschäftigt war, besonders aber jetzt, da die Zeit herbeigekommen war, wo er möglicher Weise wiederkehren konnte, denn mit dem Herbste kehrten gewöhnlich die Pilger wieder heim, die im Frühjahr über Meer fuhren. Darum hatte auch das Mährlein bei der Edelfrau einigen Glauben gefunden, das ihr Frau Apollonia vormachte, um sie ohne Anstand bei Nacht aus der Zelle zu bringen: sie log ihr vor, es wäre von der Heineburg herunter eine Kunde gekommen, daß der Edelherr heute Nacht noch auf seine Burg heimkehre, darum wolle sie sie jetzt hinaufbringen lassen, um dem Heimkehrenden eine Ueberraschung zu bereiten. Was glaubt nicht ein sich sehnendes Herz, und wenn es auch noch so unglaublich wäre. Schnell stand Frau Cunegunde auf, und legte mit Hülfe der Meisterin und der Pförtnerin ein Gewand an, das sie ihr eigens mitgebracht; sie ließ sich aus der Zelle führen, da sie vor Schwachheit kaum auf den Füßen stehen konnte.

Jeder Schritt die schmale Treppe hinab gieng der kranken Frau durch Mark und Bein, und unten wäre es fast Noth gewesen, daß die beiden Frauen sie getragen hätten, so überkam sie eine Schwäche. Doch brachten sie sie, wenn auch mit großer Mühe, bis vor das Gartenpförtchen. Anfangs wollte die Edelfrau erschrecken, als sie die beiden Vermummten sah, welche sie nicht eben mit sanften Händen auf die Tragbahre huben, aber Frau Apollonia wußte die gute Frau mit ihrer scheinheiligen Rede zu beschwichtigen, daß sie nicht widerstrebte. Nach rührendem Abschied, wenigstens von Seiten der Meisterin, welche, wie die alten Klagweiber, weinen und schluchzen konnte, je nachdem es die Umstände erforderten, zogen die beiden Männer von dannen. Rasch ging es den Balbacher Weg hinab. Bald sah die arme Edelfrau, daß es nicht über die Tauber und bergan der Heineburg zuging, aber wohin man sie brachte, davon hatte sie keine Ahnung. Erst, als sie am Thore des Herrenhauses zu Balbach ankam, und Herr Weiprecht Martin sie begrüßte als einen willkommenen Gast, der von nun an in seine Obhut und Pflege käme, da that sie einen lauten Schrei, daß es im Hofe wiederhallte, und ein Strom von Thränen folgte nach, denn sie sah sich betrogen von einer Heuchlerin, die sie bisher für ihre redliche Freundin gehalten hatte, sie sah sich in der Gewalt eines Mannes, dessen Falschheit sie mehr als ihr Gemahl erkannt hatte, eines Listigen, der sogar eine verschlagene Klosterfrau überlistet hatte. — Was wird wohl ihr Loos sein? —

IV. Heimkehr aber kein Wiedersehen.

Kaum war der Tag angebrochen, so wurde am Klösterlein zu Oettelfingen schon wieder die Glocke am Pförtlein angezogen, aber heftiger, als es je geschehen war. Einer zog an, der noch nie vor dem Klösterlein gestanden hatte, der Sternwirth von Mergentheim, welcher den Edelherrn hieher begleitete. Das war für die Pförtnerin eine große Widerwärtigkeit, denn die Stunden, die sie in der Nacht sich am Schlafe hatte abbrechen müssen, wollte sie am Morgenschläflein wieder hereinbringen. Hatte sie gestern Nacht gebrummt, so brummte sie heute noch mehr, doch die Beiden vor der Pforte machten sich wenig daraus, besonders der Sternwirth, der, wenn die Pförtnerin nicht bald geöffnet hätte, grob genug gewesen wäre, die Pforte einzustoßen und den Eingang zu erzwingen. Fast zu gleicher Zeit mit der Pförtnerin erschien Frau Apollonia, aber was machte die für große Augen, aus denen sie eben noch den Schlaf gewischt hatte, als mit dem Sternwirth ein wohlbekannter Pilger eintrat, der kein andrer sein konnte, als Herr Gottfried von Hohenlohe. Ach Gott! ihr seid es, gnädiger Herr! rief sie, ehe er noch zu reden begann — und ihrem Ach folgten Thränen, denn sie hatte das Weinen in ihrer Gewalt, wie wir schon gehört — und ihr Weinen wurde schnell zu einem

lauten Schluchzen: o Jammer und Leid! daß ich eure gute selige Frau euch nicht mehr entgegenführen kann.

So ist es wirklich also, wie ihr sagt, Frau Apollonia? fragte mit betrübter Stimme der Edelherr. Bei allen Heiligen, entgegnete die Meisterin, es ist so, wie ich euch sage, und wie ihr wohl schon gehört habt, denn Männiglich im Dorfe und in der Gegend weiß, daß die gute Frau bald nach eurer Abfahrt vor Jammer und Leid erkrankte, und in ein schweres Siechthum verfiel, von dem sie der liebe Gott vorgestern um diese Zeit durch ein seliges Sterbestündlein erlösete, freilich euch, gnädiger Herr, zu großem Jammer und Leid, denn ihr habt die frommste Frau verloren, die je an der Tauber wandelte — gestern Morgen haben ihr die Schwestern das Ruheglöcklein geläutet — der liebe Gott sei ihrer Seele gnädig und verleihe ihr eine fröhliche Urständ! die Meisterin begleitete diese Worte mit einem lauten Schluchzen, in das auch die Pförtnerin mit einstimmte, denn sie war so weichmüthiger Natur, daß sie mitweinen mußte, wenn sie Thränen fließen sah, und wußte sie auch nicht, warum sie weinte. Auch dem Sternwirth wurde es fast wehmüthig um's Herz, weniger dem Edelherrn, denn er wollte immer noch nicht recht dem Bericht der Meisterin glauben, und es däuchte ihm unbegreiflich, daß sein zuvor so gesundes und blühendes Ehgemahl sollte so schnell in ein tödtliches Siechthum verfallen sein. Führet mich auf ihre Zelle, sprach er, wo sie zuletzt gelebt. Nicht nur in ihre Zelle will ich euch führen, gnädiger Herr, versetzte die Meisterin, sondern sogar an die Stätte, wo sie begraben liegt. Sofort führte sie die Beiden die Stiege hinauf, dann in den Gang, wo die Zellen neben einander lagen; diese waren aber schnell leer geworden, denn auf die Nachricht, daß der Edelherr von der Heineburg im Kloster sei, waren

alle geistlichen Schwestern aus den Bettlein gekrochen, und fanden sich ein, um ihre schuldige Reverenz darzuthun, und zugleich, um mit traurendem Blicke das Lügenmachwerk zu bestätigen, das ihre Meisterin angezettelt hatte. Als der Edelherr mit seinem Begleiter in die Zelle eintrat, die Frau Cunegunde bewohnt hatte, da lagen neben dem Bette auf einer Truhe noch die Hauskleider, welche sie getragen hatte.

Schauet, edler Herr, sprach Frau Apollonia, indem sie den Edelherrn zu der Truhe führte, da sind die Kleider, die eure seelige Frau abgelegt, als sie dort das Krankenbettlein bestieg, und in der Truhe liegt ihr Sonntagsstaat. Sie schlug die Truhe auf, da lag das schwarze Sammtkleid der Edelfrau, und auf demselben der Rosenkranz mit einem vergoldeten Crucifixe — weinend und schluchzend hob sie Gewand und Rosenkranz in die Höhe, und alle übrigen Frauen weinten mit, denn die Meisterin hatte sie oft das Sprüchlein gelehrt: seid fröhlich mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden.

Jetzt wurde es auch dem Edelherrn wehmüthig um's Herz, als er die Gewänder seiner Gemahlin erblickte, besonders auch den Rosenkranz mit dem Kreuzlein, auf das sie immer große Stücke gehalten, denn es war ein Erbe von ihrer Mutter seeligen zu Wertheim. Doch waren noch nicht alle Zweifel von seiner Seele genommen, und es war ihm sogar erwünscht, als sich die Meisterin erbot, ihn in die kleine Klosterkirche zur Ruhestätte der seelig Verschiedenen führen zu wollen. Von der Klause führte ein schmaler Gang in den kleinen Betsaal oder die Kloster-Kapelle. Vor dem Altare war der Eingang in die Gruft der Klosterfrauen; ein großer viereckigter Quaderstein mit einem Ring bezeichnete die Stelle, wo man hinunter stieg. Wollt ihr in die Gruft hinunter,

gnädiger Herr? fragte der Sternwirth. Als der Edelherr es wünschte, sagte die Meisterin: da müssen wir etliche Männer aus dem Dorfe holen. Nicht nöthig, bemerkte der Sternwirth — will's allein versuchen, ob ich den Stein nicht wegbringe. Damit bückte er sich nieder, faßte den Ring des Quaders, und riß ihn zum Staunen aller Umstehenden in die Höhe. Unter dem Steine befand sich eine Treppe, die in die dunkle Tiefe führte. Der Edelherr hatte sich gedacht, daß hier in diesem düsteren Raume die Särge der Entschlafenen stehen würden, dem war aber nicht so, sondern man sah an den vier Wänden nur Inschriften von Verstorbenen, deren Särge in nischenartige Vertiefungen eingeschoben waren. Hier ist das Schlafkämmerlein eurer seeligen Gattin, gnädiger Herr, sprach die Meisterin, indem sie ihn an eine Nische führte, die noch nicht lange zugemauert war, und eine ebenfalls noch neue Inschrift zeigte den Namen der Edelfrau sammt ihrem Sterbetag. Die fromme Frau, setzte sie hinzu, und ein wehmüthiges Schluchzen unterbrach ihre Worte, hat ausdrücklich verlangt, in unserer Mitte, allwo sie so viel Liebs und Guts genossen, und neben unseren seeligen Schwestern ein Ruheplätzlein zu finden, und uns selbst, die wir sie so herzlich liebten, ist es wohlthuend, daß wir die irdische Hülle der frommen Frau noch unter uns haben. — Ohne ein Wort zu sprechen und voll Nachdenken stand der Edelherr vor der Inschrift — er las sie und las sie wieder, wie Etwas, das man nicht recht verstehen will. — Ihr seid doch nunmehr überzeugt von der traurigen Wahrheit, gnädiger Herr, so unterbrach Frau Apollonia das eingetretene Stillschweigen. Der Edelherr blieb in seiner nachdenklichen Stellung, und gab keine Antwort. Dafür nahm der Sternwirth das Wort und sprach: ja, ehrwürdige Frau, mein gnädiger Herr

könnte davon überzeugt sein, wenn es möglich wäre, diesen Deckel da mit der Inschrift wegzuschieben, um den Sarg mit der Todten schauen zu können; auch ist es tröstlich, wenn man den lieben Entschlafenen noch einmal in's Angesicht sehen kann. Das ist nicht möglich, Herr Sternwirth, denn die Nische ist fest vermauert, entgegnete Frau Apollonia — und wär's auch möglich, zu öffnen, setzte sie hinzu, wie wollten wir eine so große Sünde begehen, und die Entschlafene in ihrer Ruhe stören! ist schon genug gethan, daß wir die Gruft geöffnet haben — nicht wahr, gnädiger Herr, das verlangt ihr auch nicht, denn ihr gönnet der Abgeschiedenen ihren Frieden, in den auch sie nach des Lebens Irrsal eingegangen? Der Edelherr bewegte den Kopf — man konnte nicht recht unterscheiden, war es ein Ja, daß er mit den Worten der Meisterin einverstanden war, oder war es Bewegung des Haupts, um anzudeuten, daß er die letzten Worte bezweifelte. Mein gnädiger Herr und ich glauben euch auf's Wort, ehrwürdige Frau, sagte der Sternwirth — denn wem sollte man mehr glauben, wenn man euch, einer so heiligen Frau und Oberin des Klosters, nicht glauben dürfte? kommt, gnädiger Herr — er wandte sich zum Edelherrn — wir wollen wieder hinauf zu den Lebenden, denn je länger ihr hier verweilet an der Stätte des Todes, desto düsterer wird euer Sinn und Gemüth. Er nahm den düsteren Herrn bei der Hand und führte ihn die Treppe herauf. Als auch die Meisterin mit ihren Schwestern, die alle nach einander hinab gekommen waren, wieder oben war, legte der Sternwirth wieder den schweren Quaderstein über die Gruft. Ein noch schwererer Stein fiel der Meisterin vom Herzen, als die Gruft wieder verschlossen war, ohne daß ihr Betrug entdeckt worden, denn hätte der Edelherr verlangt, den Deckel mit der Inschrift

wegzuheben, welchen die schlaue Meisterin zur Vorsicht schon vor mehreren Wochen hatte fertigen und einmauern lassen, so hätte man nicht einmal einen leeren Sarg gefunden. Aber noch leichter wurde es ihr und allen Schwestern ums Herz, als Herr Gottfried von Hohenlohe mit dem Sternwirth das Klösterlein verließ, aus dem er von allen Habseligkeiten seiner vermeintlich verstorbenen Gemahlin nur den Rosenkranz als liebes Andenken mit sich nahm. Die Traurigkeit der Meisterin verwandelte sich schnell in Fröhlichkeit, denn ihre Klugheit und List hatte ja den Sieg davon getragen. Um diesen Sieg zu feiern, wurde dießmal im Klösterlein gesotten, gebraten und gebacken, so herrlich, wie es bisher noch nie vorgekommen war. War auch nicht mehr, als billig, daß ein Uebriges im Klösterlein geschah, denn, wenn das Erste gelungen war, so konnte auch das Zweite nicht fehlen: ohne Gattin muß dem Edelherrn das Leben in der Welt verleidet sein, Herr Weiprecht Martin erlangt leichten Kaufs seine Güter zu Oettelfingen, und das Klösterlein erhält den schönen Garten und die Wiese zum wohlverdienten Lohn, weil Frau Apollonia dem Ritter durch ihre Praktike zum Vortheil verholfen. So hat Frau Apollonia calculirt, und so geht es auch, ja noch schneller, als sie es vielleicht selbst vermuthete — und doch eines Theils gegen ihren Sinn.

V. Wie Herr Gottfried von Hohenlohe sich aller seiner Habe und Güter entschlägt und der Welt absagt.

War es denen im Klösterlein leicht ums Herz, als Herr Gottfried von Hohenlohe durch das Pförtlein gieng, und den Rückweg antrat, desto schwerer war es ihm ums Herz, als er über die Tauberbrücke gieng und wieder die Höhe hinanstieg, wo seine Burg lag, obgleich der ihm zur Seite gehende Sternwirth mit seinem freundlichen Zuspruch ihm das Herz zu erleichtern suchte. Sonst ist es, wenn man kurz oder lange auswärts gewesen, das freudigste Gefühl, wenn man wieder auf dem Boden der Heimath ankommt, wenn man die Wohnung wieder sieht, in der man sonst aus und eingieng — diese Freude hatte der Edelherr von Hohenlohe nicht, denn ihn empfieng ja diejenige nimmer, deren Bild er in seiner Seele trug, und die auf heiligem Boden wieder der Gegenstand seiner Sehnsucht geworden war, die ihn wieder rasch in die Heimath zurückführte. Der Burgwart wie die übrigen Burgbewohner empfiengen mit trübem Blicke den trauernden Herrn, dem sie nicht erst ansagen durften, daß Diejenige nicht mehr unter den Lebenden sei, welche seines Herzens Wonne und seines Lebens Leben gewesen war. Kaum konnten sie die Thränen zurückhalten, deren sie schon genung um die selige Edelfrau vergossen hatten,

denn ihnen war vom Klösterlein aus die Kunde vom Heimgang der Burgfrau geworden, aber erst, als sie bereits in die Gruft gesenkt war. Gerade das konnte aufs Neue den noch zweifelnden Edelherrn im Glauben bestätigen, daß seine Gemahlin wirklich nimmer unter den Lebenden sei.

Der erste Gang, den Gottfried von Hohenlohe nach seiner Ankunft auf der Heineburg that, war in die Burgkapelle zum Grabe seines lieben Söhnleins, des Einzigen, was er noch Liebes auf der Burg hatte, wenn es auch nur seine irdische Hülle war. Wäre Frau Cunegunde noch an seiner Seite gewesen, so hätte er freudiger seinem Gotte können danken für seine Heimkehr aus dem gelobten Lande; und doch hatte er alle Ursache, wenn auch mit traurendem Herzen, voll Dankbarkeit und Preis anzuerkennen, was der Herr Großes an ihm gethan; denn hatte er ihn nicht aus den Fluthen des Meeres errettet, als er Schiffbruch litt, und glücklich an's Land gebracht? Dessen gedachte er jetzt mit Preis und Lob gegen Gott, auch, wie es nunmehr Zeit sei, sein Gelübde zu erfüllen, das er in augenscheinlicher Todesgefahr gethan, daß er nemlich dem Herrn eine Kirche bauen wollte auf dieser schönen und luftigen Höhe über der Tauber, und diese Kirche sollte sich erheben über dem Grabe seines geliebten Söhnleins Theobald. Sofort hatte er keinen andern Gedanken mehr, als wie er dieß sein Vorhaben sobald als möglich ausführen wollte. Die Mittel zum Bau der Kirche sollten ihm seine Güter reichen, deren er sich ohne dieß entschlagen wollte, denn er war auf einmal satt geworden alles zeitlichen Besitzes, seit dem Die nicht mehr um ihn war, die sein theuerstes Besitzthum im Leben gewesen.

Wollet ihr einen Gang für mich thun, guter Freund?

begann der Edelherr, als er wieder von der Kapelle in den Saal herauf kam, zu dem Sternwirth. Zu jeglichem Dienst, den ihr von mir verlangt, bin ich bereit, gnädiger Herr, entgegnete der Sternwirth. So gehet hinab gen Balbach, fuhr der Edelherr fort, und redet mit Herrn Weipreсht Martin, Ritter, ob er nicht meine Güter im Dorf unten, und Alles was ich darin besitze an Gülten und Rechten, um einen billigen Preis zu kaufen gedenke, — da er mein nächster Nachbar und Anstößer — und will er es, so machet ihr den Mittelsmann, sintemalen ich mich wenig auf Handel und Wandel verstehe — auch soll es nicht euer Schaden sein.

Das war Wasser auf des Sternwirths Mühle, denn er hatte mehr Geschick zum Handel und Wandel, denn zu irgend einem andern Beruf, und war tagtäglich statt in der Wirthschaft, die hauptsächlich der Sternwirthin oblag, auf den Füßen, um der Handelschaft nachzugehen. Darum ließ er sich's nicht zweimal sagen, sondern machte sich alsbald auf den Weg zum Ritter Weiprecht Martin gesessen zu Balbach. Der stutzte Anfangs und machte große Augen, als der Sternwirth in seinen Saal trat, und meldete, daß er von der Heineburg komme, ja es klopfte ihm ein wenig das Herz, wie jedem Schelmen, der kein gutes Gewissen hat, als er den Namen des Edelherrn nannte, und es war ihm, als wäre das schlimme Geheimniß schon verrathen, daß er die Edelfrau verborgen halte; doch, als er von dem Sternwirth hörte, daß Herr Gottfried von Hohenlohe auf seiner Burg sitze einsam und lebenssatt, voll Trauer um sein hingeschiedenen Gemahl, da erholte er sich wieder von seinem Schrekken, und gedachte: nun hat's keine Noth. Ja, als er vernahm, daß Herr Gottfried von Hohenlohe gewillt sei, Alles was er besitze zu Oettelfingen, zu veräußern und

an ihn als den nächsten Anstößer um einen geringen Preis abzugeben, da war auf einmal alle Furcht verscheucht, und er verhandelte wegen des Kaufs mit dem Sternwirth, der Vollmacht von dem Edelherrn hatte, zu thun nach Gefallen. Also ließ Herr Weiprecht Martin, Ritter, von einem Schreiber eine Kaufsurkunde aufsetzen, in der alle Güter, Gülten und Rechte genau beschrieben waren, die der Edelherr zu verkaufen Willens, nur die Stelle war in der Urkunde leer gelassen, wo der Kaufschilling benannt würde, denn darüber sollte noch der Edelherr seinen Willen kund thun, ob er einverstanden wäre mit dem Preise, über den der Sternwirth mit Herrn Weiprecht Martin eins geworden war. Auch hatte er noch zwei gerade im Ort anwesende Ritter, die Gebrüder Dieterich und Wilhelm Gyer erboten, als Bürgen ihre Namen darunter zu setzen.

Noch an demselben Tage kam der Sternwirth, begleitet von Herrn Weiprecht Martin, auf die Heineburg, um den Kauf vollends in Richtigkeit zu bringen. Mit frecher Miene trat der Ritter vor den Edelherrn, beglückwünschte ihn wegen seiner glücklichen Heimkehr, und bezeugte zugleich mit seltener Verstellungskunst und Heuchelei sein Beileid über den schnellen Hingang der edlen Burgfrau, die er doch frevlerischer Weise in seinem Hause gefangen hielt. War ein Wunder, daß er nicht so frech war, seinem heuchlerischen Worte noch einen frommen Zuspruch und Trost beizufügen. Er war auch nicht um des Tröstens willen da, sondern er wollte ja nur durch den Kaufsabschluß die Früchte seiner bisherigen Praktiken erndten. Herr Weiprecht Martin zog die Urkunde heraus, der Sternwirth las sie vor, raunte dann dem Edelherrn einige Worte in die Ohren, füllte dann die Lücken in der Schrift aus, und also kam der Kauf zu Stande, welcher

in der noch vorhandenen Urkunde wörtlich also lautet: „Ich Gottfried von Hohenloh thue kund und zu wissen Allen, so das lesen oder hören, daß wir an Herrn Weiprecht Martin von Mergentheim, Ritter, zu Balbach gesessen, geben und verkaufen eines ernstlichen und redlichen Kauf's all unsere Gülten, Gericht, Leut und Gut zu Oettelfingen, wie unsre Vordern und wir alle das bisher besessen und gehabt, um 1224 Pfund. Heller, ächter und genehmer Landeswährung. Als Bürgen haben ihren Namen unterschrieben und ihr angeboren Sigill angehängt: Dietrich Geyer, Ritter, und Wilhelm Geyer zu Gibelstadt gesessen. Als einger Zeuge hat sich unterzeichnet Jörge Bleibimhaus, der Sternwirth, und in Ermanglung des eignen Sigills das des Löwenwirths zu Balbach beigefügt. So geschehen an St. Gallen Abend im Jahr nach der Geburt unseres Herrn und Heilandes eintausend dreihundert und in dem neunundsiebzigsten Jahr."

Der Kauf geschah ohne Andingung einer Wiederloosung, und war ein steter und ewiger Kauf, in dem der Edelherr auf ewig auf seine Güter und Rechte verzichtete, denn er war ja ohne Gattin und Kinder. Nur Eine Bedingung war gemacht, daß der Kaufsschilling straks nach Antritt des neuen Besitzes aufgelegt würde. Daran ließ es Ritter Weiprecht Martin auch nicht fehlen, denn er konnte es nicht erwarten, bis er in den Besitz des Erkauften eintrat. Alle Kisten und Schreine wurden im Schlosse zu Balbach durchstöbert, um die 1224 Pfund Heller zusammenzubringen, und die Grundholden zu Balbach mußten es fühlen, daß Herr Martin Weiprecht einen Kauf gethan, denn noch am späten Abend, als der Ritter nach Balbach zurückkehrte, ging der Büttel von Haus zu Haus, und haischte alle noch rückständige Gülten und Zinse, ja von den Wohlhabenderen zum Voraus die

Martini-Gülten und Zinse, denn der Termin war nur noch einige Wochen ferne. Was aber nicht reichte zur Summe, das mußten die beiden unterschriebenen Bürgen, die Gebrüder Gyer von und zu Gibelstadt als Anlehen herschießen, und hatten also schon jetzt die Ehre, Selbstzähler zu sein.

Schon am andern Morgen in der Frühe stand ein Knecht Herrn Weiprecht Martins vor dem Burgthor mit einem zweirädrigen Wägelein, und begehrte Einlaß, der ihm auch nicht verweigert wurde, denn er brachte einen schweren Geldsäckel, in dem kein Heller mehr oder weniger war, denn 1224 Pfunde. Landolin der Burgwart, seit Jahren zugleich Kämmerer und Schatzmeister des Edelherrn, nahm im Thorstüblein das Geld in Empfang, schrieb Namens seines Herrn eine Quittung, und entließ wieder den Knecht des Ritters. Dann trug er, von einem Knecht unterstützt, den Geldsäckel in das Schlafstüblein seines Herrn, der gerade aufgestanden war. Guten Morgen, gnädiger Herr, sagte Landolin, als er eintrat — schaut, wie viel ich euch Geld bringe! heißt bei euch fast, wie in der Bibel steht: seinen Freunden bescheert's Gott schlafend — hätt's nicht geglaubt, daß der Käufer ein so pünktlicher Zähler wäre — dieß sprechend riß er den Nestel vom Geldsäckel und schüttete, was darin war, auf den eichenen Tisch, daß er über und über voll war von lauter Münzen — aber was wollet ihr mit dem vielen Geld da anfangen, gnädiger Herr? Das hat schon seinen Herrn, lieber Landolin, entgegnete der Edelherr, und wenn es nur hinreicht zu dem, für was ich das Geld bestimmt habe. Was sagst du dazu? ich will diese meine Burg abbrechen, und über dem Ruhekämmerlein meines Söhnleins eine schöne Kirche bauen lassen, die freudig von dieser Höhe schaue, und die vorüberziehenden Wandrer

ermahne, herauf zu steigen und allhier anzubeten; also hab' ich's gelobt auf meiner Wallfahrt und will auch mein Gelübde erfüllen, das ich gethan; darum hab' ich, was ich im Dorf unten an Gütern und Rechten besessen, aus den Händen gegeben, denn was nützt mir mein zeitlicher Besitz, da ich ja keinen Erben habe, dem ich meine Haabe verlassen könnte; dann muß ich doch auch gedenken meiner Diener, die mir bisher in ihrem Dienste Treu' erwiesen. Wo wollt ihr aber wohnen, gnädiger Herr, wenn ihr die Heineburg abzubrechen gedenket, und was soll aus eurem Burgwart werden?

Wo dein traurender und einsamer Herr sein Unterkommen sucht, entgegnete der Edelherr, das wirst du bald erfahren — dir aber habe ich in meinen Gedanken bereits ein neues Amt angewiesen: du sollt Glöckner und Sakristan an der Kirche werden, die ich zu bauen gelobt habe, und dir an dieselbe eine kleine Wohnung anbauen; ist auch etwas Gottgefällig es, wenn man Morgens frühe und Abends das Glöcklein zur Andacht läutet, oder den Pilgern die Kirche öffnet und ihnen am Altare vorbetet. Für den Unterhalt meines alten Burgwarts wird gesorgt werden, denn einmal will ich durch eine Urkunde festen, daß Alles, Bebautes und Unbebautes, Aecker und Gärten sammt Waldung zunächst um die Kirche herum ihr Eigenthum sei, und du, sowie alle Glöckner nach dir, sollen diese Güter verwalten und bebauen, und ihren Unterhalt davon haben. Auch will ich eine Summe Gelds stiften zu einem Jahrstag für mein Kind, für mein Ehgemahl und mich, und den soll halten in der neuen Kirche der Pfarrer zu Oettelfingen mit dem Frühmesser zu Balbach Verstehst du jetzt, lieber Landolin, zu was das Geld, das ich erlöst habe, verwendet werden soll? Komm nun her, lieber Landolin, und theile mir das Geld in zwei gleiche

Theile. Der Burgwart trat an den Tisch, theilte den Geldhaufen nach bestem Wissen und Gewissen, indem er einen Theil rechts, den andern links schaltete. Als das geschehen war, legte der Edelherr auf einen Haufen die Rechte, auf den andern seine Linke. Was ich mit der Rechten decke, rief er, ist für die neue Kirche, das andre für meine Getreuen, denn das geziemt wohl auch einem Christen, daß er seiner Brüder gedenke, die bisher für ihn gearbeitet und sich gemüht, und ich für ihr Auskommen sorge, wenn ich ihnen von nun an kein Atzung und kein Obdach mehr geben kann.

Da wollt ihr ja gar wieder einen Abschied machen von Denen, die euch bisher so herzlich zugethan? fragte der Burgwart mit wehmüthiger Stimme.

Allerdings, versetzte der Burgherr, von dir und allen meinen Getreuen will ich einen Abschied machen, und zwar heute noch; du aber, lieber Landolin, erzeigst mir noch die Liebe, und vertheilst, was ich mit meiner Linken deckte, unter alle meine Ehehalten und Knechte, je nachdem einer mir Dienste geleistet, oder wegen des Alters eines Leibgedings dürftig ist, denn keiner soll von mir sagen, daß er mir umsonst gedient, oder daß ich ihn darben ließe — aber das thust du erst, mein Lieber, wann ich die Burg verlassen habe, und fügest zur Gabe noch meinen Abschiedsgruß, denn es wäre mir ein großes Leid, wenn ich selbst noch einen Abschied mit denen machen müßte, die mir bisher wie meine eigenen Kinder gewesen sind. Und noch Eines — unter deiner Aufsicht und Leitung soll die Kirche gebaut werden, die ich gelobt habe. Du berufst und zahlst die Bauleute von dem, was ich deinen Händen übergeben; in wenigen Tagen, werde ich dir senden den Baumeister mit dem Riß und Plan, nach dem er das Werk beginnen und vollenden soll; über der

Burgkapelle, wo das Grab meines Söhnleins ist, soll sich der Chor der künftigen Kirche wölben, und dir mache ich es zur heiligen Pflicht, daß du während des Baues die Grabstätte meines Söhnleins hütest und wahrest, daß ihm kein Unbill geschehe. Von ihm, den ich sende, wirst du auch erfahren wohin ich gegangen, wenn ich dir's auch jetzt verschweige.

Der treue Landolin richtete keine Frage mehr an seinen Herren, wohin er gehe? denn er wußte, daß er keine Antwort erhalten würde; mit schwerem Herzen verließ er das Schlafstüblein und erst draußen rollte die Thräne über die Wange, die er vor seinem Herrn zurückgedrängt hatte. Mit Mühe verbarg er den übrigen Hausgenossen und Knechten sein Herzeleid und was ihnen allen bevorstand, aber nicht mehr lange. — Am andern Tage in der Frühe, als der Mond mit fahlem Lichte über der Heineburg stand und Alle in der Burg noch schliefen, erschien der Burgherr vor dem kleinen Thörlein der Burg — er war kurz zuvor auch in der Burgkapelle gewesen, und hatte im Scheine des ewigen Lichtes vom Grabe seines Kindes wehmüthig Abschied genommen — hinter ihm gieng der Burgwart mit dem Schlüssel, um das Pförtlein zu öffnen, das in das Ringelster Thälchen führte. Landolin schloß auf und der Edelherr trat durch die Pforte; er faßte noch einmal des getreuen Dieners Hand, die dieser unter Schluchzen ans Herz drückte — Lebewohl! rief der Scheidende mit gepreßter Stimme — und auf Wiedersehen, wenn die Kirche ins Thal schaut und geweiht wird. Er zog seine Hand aus des Dieners Hand, und warf die Pforte hinter sich zu. Gottfried von Hohenlohe war von seiner Burg geschieden — von unten sah er noch einmal hinauf mit wehmüthigem Blicke — er sah sie nimmer mehr.

VI. Das Ordensgelübde.

Schon im Anfang des XIII. Jahrhunderts war in der Stadt Mergentheim, auf deren Grund und Boden die 3 Gebrüder Andreas, Heinrich und Friedrich von Hohenlohe dem ritterlichen Orden die erste Vergabung gemacht, die ansehnlichste Commende dieses Ordens. Unter Heinrich von Hohenlohe, der im Jahr 1244 bis zur Würde eines Hochmeisters emporstieg, erhielt diese Commende noch größeres Ansehen und Bedeutsamkeit, denn der genannte Hochmeister wählte das Ordenshaus zu Mergentheim zu seinem dauernden Wohnsitze, und einige seiner Nachfolger haben sich wenigstens vorübergehend zu Mergentheim aufgehalten. Vor Allem aber ist das Ordenshaus zu Mergentheim vom XIII. bis in das XIV. Jahrhundert der ständige Wohnsitz der Meister des Ordens in deutschen Landen (der Deutschmeister) gewesen.

Da war freilich noch kein so fürstliches Schloß, wie wir es jetzt vor uns sehen, mit seinen stattlichen Flügeln und Nebengebäuden. War es auch ein stattlicheres Bau werk, als die übrigen Ordenshäuser in Franken, wir dürfen uns doch nicht mehr und nicht weniger darunter denken, als eine geräumige Burg oder Steinhaus, umgeben von einem Wassergraben, dergleichen noch im XIV. Jahrhundert hohenlo'sche Herrenhäuser in der Stadt gestanden. Da war der frühere Rittersaal der Burg zum gemeinsamen Speisesaal der Brüder geworden, wo der Meister, der Commenthur und die Brüder zu Mittag und zu Abend

essen und trinken — alle ohne Unterschied an Einem Tische und mit derselben Kost. Die Gesindestube im früheren Herrenhaus ist zum Schlafsaal geworden, in der die Brüder gemeinsam schlafen, in Untergewändern und Beinkleidern. Nur der Meister hat seine eigene Kemenat (Kammer) wo er wohnt und schläft, von den Brüdern gesondert. Neben dem Schlaf-Gaden der Brüder ist das Krankenstüblein, wo die Siechen besonders essen und schlafen. Aber schon im XIV. Jahrhundert hat dies in das Ordenshaus umgewandelte Herrenschloß keinen Raum mehr für den großen Brüder-Convent. Ursprünglich hatte jede Commende nur 12 Brüder und einen Commenthur; das Ordenshaus zu Mergentheim hatte bald eine viel größere Zahl von Ordens-Brüdern, so wie dienenden Brüdern. Unter letzteren befanden sich die für den Orden nöthigen Handwerker: Wagner, Steinhauer, Schuster, die natürlich alle außerhalb des Ordenshauses in den sogenannten kleineren Häusern wohnten, die im Umkreis der Burg erbaut waren. Unter diesen Nebengebäuden befand sich das Spital, (Krankenhaus hauptsächlich für Fremde) die Bäckerei, und unten an der Tauber die Mühle, (noch jetzt Herrenmühle genannt) so wie der Marstall. Bereits am Anfang des XIV. Jahrhundert werden die niederen Ordensämter aufgeführt: als der Vize-Commenthur, Cammerer (Schatzmeister) Trapierer (Kleideraufseher) Mühl-, Bau-, Spital-, Küchen- Kellermeister, Marschall (Stallmeister) Oberbäcker, Pförtner und dgl. Das Alles weist auf den größeren Umfang des Ordenshauses zu Mergentheim, und bezeugt mit triftigen Gründen, daß hier der Sitz der ältesten Deutschmeister gewesen. Derselbe freilich wenn er auch hoch angesehen war unter den Brüdern, war in jenen Tagen immer noch eine geringe und demüthige Person ohne die geringsten Ansprüche. Er aß

an der Conventtafel mit den übrigen Brüdern dieselbe Kost, nur mit dem Unterschiede, daß er eine vierfache Portion Fleisch und Fische erhielt, um davon den Dürftigen mittheilen zu können; und wenn er mit den Kranken aß, erhielten diese einige Tage wegen des Meisters eine bessere Kost. Welch ein Unterschied zwischen dem damaligen und späteren Deutschmeister zu Mergentheim, bei dem es hieß, wie beim reichen Mann im Evangelium: er lebte alle Tage herrlich und in Freuden, und die ausgesuchtesten Speisen zierten die fürstliche Tafel, an der er mit den Ordensrittern saß. Wie der Meister in früheren Tagen sich seinen niedrigen und anspruchslosen Brüdern im Essen und Trinken gleichstellte, so war auch seine Wohnung in den Ordens-Statuten keine fürstliche, sondern eine schlichte und geringe, denn sie heißt ausdrücklich eine Kammer, worunter wir uns also keinen Saal, sondern höchstens eine Erkerstube im oberen Stockwerk des Hauses vorstellen dürfen, oder ein Gaden über dem Thore neben dem Stüblein des Thorwärters, um allzeit den Aus- und Eingang der Brüder, und aller Dinge wahren zu können, die außerhalb und innerhalb des Ordenshauses vorgiengen, denn der Meister des Ordens oder der Commenthur ist der oberste Wächter des Hauses und der Brüder.

In diesem Ordenshause, von dessen damaliger Beschaffenheit wir nur eine kurze Darstellung gegeben, saß um die Zeit, da Herr Gottfried von Hohenlohe die Heineburg verließ, als Meister in deutschen Landen Bruder Cunrad von Rüde, dessen angeborenes Wappen noch in der Dominikanerkirche am Chorschluß zu sehen ist. Sein Stammhaus, die Burg der Rüde von Collenberg, lag unter Wertheim am Main, und darum wegen der Nähe mag besonders Herrn Cunrad Rüden der Aufenthalt im Ordenshaus Mergentheim

ein genehmer gewesen sein. Erst seit einigen Tagen war der Meister von einer längeren Reise zurückgekehrt, die er in die Ordens-Commenden in Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz unternommen, um, was den Meistern alljährlich zu thun oblag, ihre Zustände zu prüfen. Nun hatte er wieder ruhigere Tage, ob gleich seine Thätigkeit für des Ordens äußere Angelegenheiten nie stille stand, und wenn er auch nur zwischen den vier Wänden seiner Kemenat sich bewegte.

Es war an St. Lukä, des Evangelisten Tag, um die Zeit, da der Ordens-Priester die Frühmesse las. Eben hatte der Meister sammt allen Brüdern die Messe gehört, deren er keine verlag, es mochte die Jahreszeit so streng sein als sie wollte, und doch war er bereits ein Mann, den man zu den Greisen zählen konnte — er stieg schon wieder den Schneken hinan, der in seine Erkerstube führte da trat durch die Pforte des Ordenshauses ein Fremder, der lange vor derselben gestanden war, denn der Pförtner ließ ihn nicht ein, bis die Messe vorüber war. Nun aber führte er ihn auf sein Verlangen hinauf in die Stube des Meisters. — Der Meister kannte kaum mehr den nachbarlichen Edelherrn, denn er hatte ihn seit wohl einem Jahre nimmer gesehen, und in dieser Zeit war Herr Gottfried von Hohenlohe fast weiß geworden an Haaren.

Ihr habt euch sehr verändert, edler Freund und Nachbar, sagte der Meister, indem er ihm freundlich die Hand reichte. Daran ist viel Herzeleid schuld, so ich bisher erlebt, hoher Meister, entgegnete der Edelherr — ich bin gleich einem Baum, der keine Krone und keinen Ast hat — ein hoffnungsvolles Zweiglein ist mir frühe verdorrt, und die Krone des Hauses, mein Ehegemahl, ist mir in's Grab gesunken, während ich nach dem heiligen Lande zog, um

anzubeten. Da werdet ihr freilich jetzt ein gar einsam Leben auf eurer Burg haben, bemerkte der Meister. Ihr wollt sagen freudlos und trostlos, hoher Meister, versetzte Herr Gottfried, — darum eben habe ich diese trübe Einsamkeit verlassen, habe mich des Zeitlichen entschlagen, und will von nun an dem Seelenheil obliegen; das mag wohl am besten geschehen, wenn ich mich in einen geistlichen Orden begebe, und darum bin ich hieher kommen, um euch zu ersuchen, ehrwürdiger Meister, ob ihr mich nicht würdiget, mich in euren Orden zu empfahen. Ist es euer Ernst, Herr von Hohenlohe, und habt ihr es wohl überlegt, was ihr zu thun Willens seid? fragte der Meister, indem er ihm scharf in's Auge sah. In alleweg, entgegnete der Edelherr, denn was bindet mich noch an diese Zeitlichkeit? soll ich den Rest meiner Tage verbringen auf der öden Heineburg, wo ich mich keines Dings mehr ergötze? lieber will ich hier unter den Brüdern Gotte dienen, und der leidenden Menschheit Hülfe und Labsal reichen, als dort mein Leben in Herzeleid verzehren. — Wenn ihr es denn fest entschlossen seid, in unsern Orden zu treten, sagte der Meister, so will ich eurethalben Kapitel halten, und euer Begehren den Brüdern kund thun; ihr aber gehet von hier aus hinunter in die Ordenskapelle, um noch einmal an heiliger Ställe euren Entschluß zu prüfen, und durch Gebet euch vorzubereiten zu der feierlichen Handlung, bis ich euch in das Kapitel rufen lasse. — Eben trat der Hauscommenthur in das Gemach des Meisters, um in Angelegenheiten des Hauses, wie er an jeglichem Tage gewohnt war, mit dem Meister zu verhandeln. Kommst wie gerufen, Bruder Adelbert, sprach der Meister zu dem Commenthur — begleite diesen unsern Gast in die Kirche, und belehre ihn, was er zu thun hat, wenn er vor das Capitel tritt. Gottfried von

Hohenlohe verbeugte sich ehrerbietig vor dem Meister und folgte seinem Führer in die Ordenskapelle, die durch einen Gang mit dem Ordenshause verbunden war.

Hatte es in dem Edelherrn von Hohenlohe schon wunderbare Gefühle erregt, als er vor einer Stunde vor dem Hause stand, das seine frommen Vorfahren vor 180 Jahren dem Orden zu einem Eigen übergeben, wie viel viel wunderbarer war es ihm jetzt zu Muth, als er an der Hand seines Führers in eine ehrwürdige Kirchenhalle trat, in der so Viele seines erlauchten Geschlechts sich ihre Ruhestätte erkoren hatten.

Damals war die Ordenskirche noch ein düsteres aber in ehrwürdigem Style erbautes und Ehrfurcht erregendes Gotteshaus, das schon seit 1255 an die Stelle einer uralten wohl noch kleinen Burgkapelle getreten war. Was das Innere dieser Ordenskirche besonders ehrwürdig machte, das waren die vielen Denkmale, die die Wände des Chors zierten, Ordens-Brüder und andre edle Ritter und Herrn, die ehrfurchtgebietend die Eintretenden anschauten. Da kommt ihr zu lieben Bekannten, die ihr selten begrüßet — sprach der Commenthur, ich will euch mit ihnen allein lassen, denn eben habe ich die Glocke gehört, welche die Brüder ins Kapitel ruft, dabei darf ich nicht fehlen — bald werde ich kommen, und euch vor's Capitel berufen. —

Als Herr Gottfried von Hohenlohe in die Mitte der Kirche getreten war, verrichtete er zuerst seine Andacht am Altare, und bat Gott flehentlich, daß er sein Vorhaben segnen möge. Dann gieng er im Chor in die Runde, um den Männern in's Angesicht zu schauen, deren irdische Hülle der Boden deckte. Es gibt das Anschauen großer Todten zum Lebenskampfe neue Kraft — ihm wohl nicht mehr zum Lebenskampfe, denn er stand jetzt am

Ziel seines Lebenskampfes, und er wollte eingehen schon in dieser Zeit in den Port der Ruhe und des Friedens — aber das Anschauen der Männer, die im Bilde vor ihm standen, konnte ihm Kraft geben, ohne Schmerz der Welt ganz und gar und für immer zu entsagen. — Wer ist der vornen im Chor? der Ordens-Commenthur Bruder Andreas von Hohenlohe, der Erste seines Geschlechts, der den frommen Entschluß gefaßt, sich zu entschlagen der Welt und arm und blos dem armen Heiland nachzufolgen. Mit recht beginnt er die Reihe, denn er ist ja dieses Ordenshauses erster Stifter gewesen. Neben ihm steht eine hohe und ritterliche Heldengestalt im pelzverbrämten Ordensmantel, mit aufgestürztem Helm, aus dem ein edles und kampffreudiges Antlitz hervorblickt; die Rechte hält eine aufgerollte Ordensfahne mit dem Kreutze, während die Linke auf das Schild sich stützt, in dem die beiden Leoparden schreiten, das Wahrzeichen von Hohenlohe. Es ist Bruder Heinrich von Hohenlohe, der Hochmeister, der durch seine ritterliche Fahrt in's heidnische Preußenland hohen Ruhm, und durch seine Tugenden die Würde des obersten Meisters verdiente. So stand er da, als er seiner ritterlichen Brüderschaar zum Kampfe die Fahne vortrug, und über Herzog Suantepol den glorreichen Sieg erkämpfte. An ihn reihen sich die edlen Meister in deutschen Landen, Cunrad von Nürnberg, Werner von Battenberg, Johann von Nesselrod, Philipp von Bikenbach, Johann von Hayn, lauter herrliche Rittergestalten im Ordensmantel und Waffenschmuck. Die beiden letzten hat der Edelherr noch gekannt — sie sind seine werthen Gönner und Freunde gewesen, und manches liebe Stündlein hat er in ihrem Umgang verbracht. Damals waren es schönre Zeiten, seufzet Gottfried und wischt eine Thräne aus dem Auge — wie ist es so gar anders geworden!

wie lange noch, und ich werde auch versammelt zu meinen Freunden — lieber heut als Morgen. — Aber vorerst werdet ihr noch einer der Unsern, Herr von Hohenlohe, unterbrach ihn der Commenthur, der wieder eingetreten war, und schon einige Augenblick hinter ihm stand — die Kranken in unsrem Sichenhaus bedürfen noch eines Pflegers und Wärters, der ein liebend und mitleidig Herz hat wie ihr, und euer Arm ist noch stark genug, um den Schwerdtknauf zu führen, und seine Klinge über dem Nacken der empörerischen Preußen saußen zu lassen — sehet! alle eure Altvordern, die hier begraben liegen, und deren Schilde im Chore stehen, haben im Leben das Ihre gethan, aber bevorab Bruder Andreas der Stifter, und Heinrich, der glorreiche hohe Meister des Ordens, haben im Dienste des Heilandes, im Kampf für unsern heiligen Glauben und im Dienste der leidenden Brüder das Ihrige gethan, sie sind nicht unthätig in's Grab gestiegen und ihre Werke folgen ihnen nach — denn, mein Herr von Hohenlohe, denket nicht, wie Viele es irrig meinen, das Leben höre auf in den 4 Mauren dieses Ordenshauses, nein, das Leben fängt erst an unter uns, denn nur wer für den Glauben, und im Dienste der leidenden Brüder lebt und stirbt, von dem sagen wir, er hat gelebt, und sein Andenken wird unter den Brüdern nimmermehr vergessen. Doch kommt, edler Herr, ich bin hier, um euch vor das Kapitel zu holen. — Während Gottfried von Hohenlohe mit dem Commenthur gieng, wurde er von demselben kürzlich über alle Dinge belehrt, welche er zu beobachten hätte, wenn er vor das Capitel und den Meister träte, um Aufnahme in den Orden bittend.

Sie traten in die Kapitelstube — das war kein prächtiger und geschmückter Saal, wie der Capitelsaal, den wir noch im Schlosse zu Mergentheim sehen, an dessen Wänden

die prächtig gemalten Bilder zweier Hoch- und Deutschmeister prangen, und von dessen Decke ein strahlender Kronleuchter herabhängt — der Saal war nicht größer und nicht kleiner, als die ehemalige Conventstube bei den Dominikanern, und an den Wänden hiengen die einfachen hölzernen Rundschilde der Ritterbrüder mit ihren angebornen Geschlechtswappen. Gerade aus von der Thüre oben in einer erkerartigen Vertiefung, saß auf hohem alterthümlichen Stuhl der Meister im vollen Ordenshabit, um ihn herum im Kreise standen die Brüder in ihren weißen Mänteln, und der Kapuze, welch letztere ihren Mönchsstand bezeichnet und nur im Feld vor dem Feinde hinabgeschlagen wird, wenn der Ritterbruder den Helm über das Haupt stürzt. Als der Edelherr, geführt von dem Commenthur eintrat, öffnete sich der Kreis der Brüder, und er wurde von den Versammelten mit dem Gruße empfangen: Gelobt sei Jesus Christus! In Ewigkeit Amen! antworteten die Eintretenden, und giengen durch den geöffneten Kreis, der sich hinter ihnen wieder schloß. Dann trat Herr Gottfried vor den Stuhl des Meisters und kniete nieder. Was ist euer Begehr? fragte dieser, indem er vom Stuhle aufstand. Ich bitte euch um Gott, hoher Meister, antwortete der Knieende, daß ihr mich empfahet in euren Orden, um meine Seele zu behalten. Darauf der Meister: die Brüder haben eure Bitte erhört, so ihr anders nicht an euch habet der Dinge eines, ob denen wir euch nun befragen: Habet ihr euch in keinen Orden verlobet? seid ihr keinem Weibe durch ein Gelübde verbunden? seid ihr keines Herren Eigen? seid ihr nicht schuldig, Etwas zu thun, davon der Orden möchte bekümmert werden? habt ihr keine verborgene Krankheit? Und wäre dieser Dinge, die wir euch vorgeleget haben, irgend eines an euch, und ihr saget es uns nicht, wir würden es aber hernacher

innen, so möchtet ihr unser Bruder nicht sein, und ihr gienget des Ordens wieder verlustig. Ich bin dieser Dinge keines bewußt noch schuldig, antwortete der Gefragte mit fester Stimme.

So gelobet mir, fuhr der Meister fort, daß ihr dienen wollet den Siechen, daß ihr beschirmen wollet vor den Feinden Gottes das heilige Land und andre Lande, die zum Orden gehören; ihr gelobet mir, daß ihr verhehlen wollt das Kapitel und des Meisters heimliche That, und daß ihr nicht fahret von diesem Orden ohne Urlaub zu einem andern Leben, und daß ihr halten wollet die Regel und die Gewohnheit des Ordens.

Ich gelobe das Alles, antwortete Gottfried von Hohenlohe, so viel in meiner Macht stehet.

So leget eure Hand auf dieses Buch, sprach der Meister, in dem er dem Knieenden mit der Linken das Evangelienbuch darreichte, welches er eben aus den Händen des neben ihm stehenden Ordenspriesters empfangen hatte — und sprechet diese Worte: ich verheiße und gelobe Keuschheit meines Leibes, und ohne Eigenthum zu sein, und gehorsam Gotte und der h. Maria und euch Meister des Ordens des deutschen Hauses, wie auch euren Nachkommen nach der Regel und Gewohnheit des Ordens des deutschen Hauses, und will gehorsam sein bis in den Tod.

Der Edelherr legte die Rechte Hand auf das Buch, und sprach mit feierlicher Stimme vernemlich und deutlich alle Worte nach, die der Meister ihm vorgesprochen.

Darauf legte der Meister die Rechte auf Gottfrieds Hand und sprach: somit binde ich euch an den Orden der Brüder vom deutschen Hause St. Marien zu Jerusalem, Amen! Amen riefen die versammelten Brüder.

Da Gottfried von Hohenlohe bereits als Junkherr den Ritterschlag erhalten hatte, so bedurfte es dessen

nimmer, und er hatte nur noch das Ordenskleid zu empfahen, was in der Ordenskirche geschehen mußte. Dahin begaben sich jetzt die versammelten Brüder, an der Spitze der Meister, neben dem der neuaufgenommene Bruder gieng.

Ein Ordenspriester stand vor dem Altare, auf dem das weiße Ordenskleid mit schwarzem Kreuze lag. Während das Amt der Messe begann, führte der Commenthur den Neuaufgenommenen vor den Altar. Dieser verbeugte sich, und legte sich dann mit ausgestreckten Armen vor seinen Stufen nieder. Als der Gesang: komm heil'ger Geist! begann, da knieten alle Brüder nieder und mit ihnen der Meister, um für den neuen Bruder Gnade, Kraft und Beistand zu erflehen. Nachdem der Gesang vorüber war, trat der Ordenspriester dem neuen Bruder nahe und betete über ihm also: gib, o allmächtiger Gott, daß dieser Dein Diener, der um des ewigen Lebens willen Alles verlassen, und Dir unsrem Herrn mit ganzem Glauben und ganzer Seele zu leben begehrt, auf seinem heiligen Vorsatz verharre; mögest Du ihn in Ewigkeit segnen und erhalten, verleihe ihm Milde, Keuschheit, Gehorsam, Liebe und die Fülle aller guten Werke. Du hast diesen Deinen Diener errettet aus dem Schiffbruch und den Gefahren dieser Welt, und würdigest ihn des Rufes zu Deiner Herrlichkeit; o so sei ihm gnädig, daß er den engen und schmalen Weg, so er erwählet, eifrig liebe, erhalte und verfolge, bis er gelanget zur ewigen Herrlichkeit, welchen Du verheißen hast Allen, die bei Dir verharren. Amen." Nun stand der Commenthur auf, trat zu dem Neuangenommenen, richtete ihn vom Boden auf, und zog ihm sein weltlich Gewand ab; der Ordenspriester aber nahm das Ordenskleid von dem Altar, und legte es dem neuen Bruder, der das Haupt demüthig beugte,

und die Hände faltete, über die Schulter, mit den Worten: Der Herr ziehe dir den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit, Amen. Der Neubekleidete kniete sodann wieder nieder, und blieb also bis zum letzten Evangelium, nach welchem der Priester das „Herr Gott Dich loben wir" anstimmte, und dann mit dem gewöhnlichen Segen die feierliche Handlung schloß.

Als die Versammelten in derselben Ordnung, in der sie in die Kirche gegangen waren, wieder in die Kapitelstube zurückgegangen waren, traten alle Brüder, wie auch der Meister, zu dem neuen Bruder, umarmten ihn herzlich und gaben ihm den Bruderkuß.

In späteren Zeiten des abnehmenden Ordens reihte sich an eine solche Bruder-Einkleidung, besonders, wenn noch ein Ritterschlag damit verbunden war, ein stattliches und solennes Festmahl, dergleichen uns der ehrwürdige Ordenspriester Herr Caspar Venator eines beschreibt, bei dem er selbst gesessen, und das nach der strengsten Gastmahls-Sitte und Rangordnung abgehalten worden — in den alten Zeiten des Ordens, da er noch rechte Kraft und Leben hatte, wußte man Nichts von solchen Dingen, denn Geringigkeit, Einfachheit und Entbehrung war noch sein Wahlspruch. Als man daher damals, nach vollendeter Handlung zum Mahle saß, da kamen dieselben Gerichte, wie sonst: Rindfleisch, gesalzene Fische, ungeschälte Bohnen und gesalzene Käse, wozu ausnahmsweise noch ein besonderes Gericht kam, ein Mus aus gedörrtem Obst, das der Küchenmeister auf besonderen Befehl des Meisters, dem neuen Bruder zu Ehren, hatte bereiten lassen; auch wurde den Brüdern für dießmal ein Becher Wein mehr, als sonst dargereicht. — Durfte wohl auch ein Uebriges geschehen dem neuen Bruder zu Ehren, denn er hatte, ob

er gleich Alles, was er besaß, von sich gegeben, doch auch der Brüder nicht vergessen, unter die er sich aufnehmen ließ. Ja alle Lehen, so Weipracht Martin von Mergentheim zu Balbach von ihm bisher getragen, und das waren bedeutende Stücke zu Feld und Hof, besonders schöne Wiesen und Gärten, auch Weinberge am Gainhardt, übergab er an das Deutsch-Ordenshaus zu Mergentheim, also, daß Ritter Weipracht Martin von nun an seine hohenloh'schen Lehen vom Orden muthete.

War noch Keiner des Geschlechts von Hohenlohe, der in den Orden trat, mit leerer Hand gekommen, also wollte auch Gottfried von Hohenlohe den Orden nicht unbedacht lassen, dem er von nun an als treuer und eifriger Bruder angehörte. Ja treu und eifrig, denn wer diente seitdem liebevoller und aufopfernder am Lager der kranken Brüder oder der leidenden Pilger und Fremdlinge, die im Ordenshause Obdach und Pflege suchten? Wer ließ sich's nicht verdrießen, ganze Nächte bei den zum Tod Erkrankten zu wachen und auszuharren, bis das Stündlein ihrer Erlösung kam? Wer war es, der die Sterbenden tröstend in den Armen hielt, und ihnen die Augen zudrückte? Das war Bruder Gottfried von Hohenlohe, dessen Seele oft leidender war, als Diejenigen, denen er Schmerzstillende Tränklein reichte, oder die, deren Wunden er mit Oel begoß. Für seinen Schmerz hatte keiner der Brüder ein Weh stillendes Tränklein, für seine Wunde hatte Keiner einen Schmerz stillenden Balsam. Vielleicht, daß wieder einmal ein Fähnlein von Ordensbrüdern aus Franken vom obersten Ordensmeister zu Marienburg nach Preußenland berufen wird, gegen die heidnischen Nachbarn zu kämpfen, denen sich Bruder Gottfried von Hohenlohe anschließen kann, um auch auf dem Felde der Ehre, im Kampf für den heiligen Glauben,

dem Orden seine treuen Dienste zu erzeigen, und sich vielleicht Ruhe und Frieden zu erstreiten, was ihm diese Welt nie vollkommen gegeben. — Du hoffst vergebens, du Gottgeweihter, du bist noch ferne vom Ziel deiner Wünsche, vom Port der Ruhe und des ewigen Friedens, in den du Diejenige eingegangen wähnst, die deines Herzens Trost und deiner Augen Wonne gewesen, und Deren Bild noch jetzt dein Herz und deine Seele füllt. Was du nicht zu hoffen wagst, wird geschehen, du wirst sie wiedersehen, aber es wird kein Wiedersehen sein zur Wiedervereinigung, sondern zur ewigen Trennung für dieses Erdenleben.

VIII. Die Gefangene.

Etwas entfernter, als das Dorf Oettelfingen, liegt Balbach vom Ufer der Tauber, und mehr an das sich sanft anziehende rechte Gelände des Flußes angelehnt. Auf einer Anhöhe des Orts steht die neue freundliche Kirche, welche an die Stelle eines alterthümlichen Kirchleins getreten, wo die Sützel und Martine von Mergentheim ihr Erbbegräbniß hatten. Mit dem Umbau der Kirche giengen auch die merkwürdigen Grabsteine dieser Familie zu Grunde, welche zuvor die Kirchenwände und den Boden zierten. Aus einigen machte man Treppen und Thürschwellen, die meisten wurden verkehrt im Boden eingemauert, damit nicht der Fuß des darüber Gehenden sich stoße an den Wappenschildern der alten Herren; bei einzelnen wurden die Turnierhelme ausgemeiselt, die Schrift war ohnedieß ausgetreten, also, daß sie die Füße nimmer irrten. Gegenüber der Kirche, in gleicher Höhe, stand die alte Burg der Ritter von Mergentheim, ein Steinhaus mit Ringmauern und Gräben umgeben, welches dermalen Herr Weiprecht Martin bewohnte. Aus seiner Mitte erhob sich ein kleiner Luginsland, von dessen obersten Fenstern aus man die schönste Aussicht Tauber aufwärts und Tauber abwärts hatte; leider! hatten die, welche das oberste Gaden bewohnten, gewöhnlich wenig Lust,

Thal auf- oder abwärts zu schauen, denn hieher kamen die Gefangenen, aber nur Solche, welche man in ritterlicher Haft hielt, die gewöhnlich bald, nach geschworner Urfehde, wieder in Freiheit gesetzt wurden. Aber unten in der Tiefe des Thurmes war eine Behausung für andere Gäste, das Burgverließ mit dem Haspel; wer da hinab kam, durfte meistens versichert sein, daß er nicht mehr an das liebe Tageslicht gelangte, sondern auf immer dem Auge der Sterblichen entrückt blieb. In dieses Verließ kamen entweder Knechte, die in ihrem Dienste gegen ihren gestrengen Ritter und Herrn sich verfehlten, oder Grundholden, die einmal ein Häslein auf ihrem Felde gekapert, wo es ihnen Schaden gethan, oder solche, die aus Armuth ihre Zinse und Gülten nicht bezahlen konnten. Auch andern Gästen wurde zuweilen allhier ihre Wohnung angewiesen, und Niemand erfuhr mehr im Leben Etwas von ihnen.

Unter der Regierung des nichtswürdigen Kaiser Wenzels, der in seinem Böhmen auf der Bärenhaut lag, oder sich mit Bademägden vergnügte, und unser liebes Deutschland Deutschland sein ließ, gieng es in dem Reiche wieder drunter und drüber her, und die Faustrechtsritter, Heckenreiter und Wegelagerer hatten wieder die Oberhand. Unter diese unritterlichen Ritter gehörte auch Herr Weiprecht Martin zu Balbach, aber man munkelte es nur in der Gegend, denn er trieb sein Heckenreiten und Wegelager nur in der Nacht mit vermummten Knechten, und diejenigen, denen er die Säcke leicht machte, waren es Christen oder Jüden und Jüdengenossen, die ließ er nicht weiter springen, wie andre ehrliche Schnapphähne thaten, sondern er ließ sie in seine Burg schleppen mit sammt ihrer Habseligkeit und in das Verließ werfen; wer sich mit schwerem Geld lösen konnte, den ließ er nach einiger Zeit mit verbundenen Augen über die Tauber hinüber bringen, und

auf die Straße von Boksberg setzen, und allda laufen, damit der Verdacht auf die Ritter von Rosenberg zu Boksberg käme, die freilich auch einen schlimmen Leumund hatten — wer aber sich nicht mit Geld lösen konnte, den ließ er drinnen, bis er schwarz wurde.

Also war es gethan in dem Räuberhaus zu Balbach, und doch war Ritter Weiprecht Martin darum nicht viel reicher geworden, denn unrecht Gut faselt nicht, und er war von seinen Standesgenossen doch im Stillen darum angesehen, besonders auch in der Stadt Mergentheim, obgleich in jenen Tagen noch mächtigere Ritter solch elend Gewerbe trieben. — Weil Weiprecht Martin ein Solcher war, so haben wir auch das Loos der edlen Frau Cunegunde von Hohenlohe mit Schmerz beklagt, als sie von der ränkevollen Meisterin des Klösterleins zu Oettelfingen in die Hände des Ritters überliefert wurde — von der Wolfsgrube war sie in das Lager des Tiegers geflüchtet worden.

Weiprecht Martin hatte verheißen, die Edelfrau in den nächsten Tagen wieder zu den geistlichen Frauen zu bringen, wenn diese vor einer weiteren Nachforschung sicher sein würden, aber sein Herz dachte nicht daran, so wenig, als er auch seines Wortes eingedenk war, das er gegeben, daß er von den, von seinem Lehensherrn erkauften Gütern, den Frauen die schönen Gärten abtreten wolle. Das Letztere hatte freilich Frau Apollonia mit großer Bitterkeit aufgenommen, denn war sie nicht mit sammt ihren frommen Schwestern um der Gärten willen zur Verrätherin geworden. All ihre Praktike hatten nunmehr weiter Nichts eingetragen, als die Gewänder der Frau, denn der Edelherr hatte ja das Kostbarste, den Rosenkranz mit Cruzifix, als einziges Andenken an die vermeintlich Dahingeschiedene mit sich genommen. Das

mehr als freundliche Verhältniß zwischen der liebwerthen Frau Base zu Oettelfingen und dem Ritter Weiprecht Martin war nunmehr auf einmal abgebrochen: ob das dem Ritter groß Leid bereitete, ist kaum zu glauben, denn es gibt Verhältnisse im Leben, deren man gerne los wird, und wo man sich noch dazu glückwünscht, wenn sich eine passende Gelegenheit findet, ihrer los zu werden. Das Letztere war bei dem Ritter der Fall: er freute sich im Stillen, daß er einen so glücklichen Tauschhandel fast ohne sein Zuthun gethan hatte, denn wenn er zwischen der mehr als vierzigjährigen geistlichen Frau und der noch jugendlichen Edelfrau von seltenem Liebreiz und minniglichem Wesen eine Vergleichung anstellte, so fiel es natürlich zu Gunsten der Letzteren aus. Darum verfuhr er auch mit seiner schönen Gefangenen in den ersten Tagen, besonders, da sie noch krank und schwach war, so ritterlich und höfisch als möglich. Er erzeigte sich gegen ihr als Einen, der es für sein größtes Glück erachte, einen so liebenswürdigen Gast bei sich zu beherbergen, und stolz darauf sei, ihr einen Ritterdienst erwiesen zu haben, daß er sie aus dem ränkevollen Klosterneste zu Oettelfingen erlöset; also hatte sich die arme Gefangene beinahe noch zu bedanken bei ihrem sogenannten Erretter und Erlöser. Doch es wurde dem Listigen nicht möglich, die Edelfrau von seinen um sie gehabten Verdiensten zu überzeugen, vielmehr erkannte sie bald, daß sie aus den Händen von Ränkevollen in die Hand eines noch Ränkevolleren übergegangen war, den sie schon längst besser kannte, als Viele ihn nicht kannten. Wurde ihr ja das oberste Gaden im Thurme, von dem wir schon oben geredet, zur Wohnung angewiesen, und wer in diesem seinen Ansitz bekam, war nicht gerade als vielgeehrter Gast anzusehen, ob es gleich darin an keiner Bequemlichkeit fehlte.

Auch sonst stand der Edelfrau Alles, was sie nur wünschen mochte, bei ihrem neuen Gastfreund zu Gebote; nur durfte sie das Gemach nicht verlassen, nicht einmal, um in dem mit einer Mauer umgebenen Burggarten sich zu ergehen, und das nach des Ritters Vorgeben nur darum, daß sich die zarte Frau nicht in der schon rauheren Jahreszeit durch einen Luftzug erkälte und an ihrem ihm so theuren Leben einen Schaden leide. Auch wurde weder Magd noch Diener in ihr Gemach gelassen, um sie von aller Zwiesprache ferne zu halten. Lieber bequemte sich der Ritter selbst, ihr alle Dienste zu erweisen, welche einer Dienerschaft aufgetragen sind, Alles unter dem Vorgeben, er beneide Diejenigen, welchen das Glück zu Theil würde, eine so edle und minnigliche Frau zu bedienen, und darum wolle er ihr, als der Herrin seines Hauses, lieber in eigener Person aufwarten. Also war er ihr Truchsesse und Mundschenk, der das Essen auftrug, immer die ausgesuchtesten Gerichte, und den Wein ihr darreichte, den besten, der auf der steilsten Anhöhe des Gainhards gewachsen war, und der ihr jederzeit freundliche Gesellschaft leistete. Das Letztere meinte er wohl, aber es war dem nicht so, denn alle diese Erweisungen seiner Artigkeit, ja seines dienstbaren und oft kriechenden Wesens, fanden bei der Edelfrau im Mindesten keine Beachtung.

Alles sein Mühen, ihre Gunst und Freundlichkeit zu gewinnen, war ein vergebliches. War es der Edelfrau noch keine Stunde heimlich gewesen in diesen vier Mauren, es war ihr noch unheimlicher, wenn der Ritter in ihrer Nähe war, dessen ganzes Aeußere schon die Wolfsnatur seines Herzens verrieth; seine freundlichen Worte waren ihr wie giftige Pfeile in's Herz, der Hauch seines Mundes, wie ein Pesthauch. Bald mußte er fühlen, daß er ihr von Herzen widerwärtig war — aber er that, als ob

er es nicht merke; je mehr sie sich von ihm ferne hielt, desto aufdringlicher wurde er ihr mit seiner Gegenwart; an ihrem stillen Seufzen hätte er oft erkennen mögen, wenn er wollte, wie sie sich nach der Stunde sehnete, wo er wieder von dannen gienge, damit sie sich allein und ungestört dem Gedanken an den theuren Gemahl überließe, den sie immer noch fern von der Heimath wähnte. Denn mit frecher Stirne hatte Ritter Weipreсht Martin der armen Edelfrau in's Angesicht behauptet, es sei eine Lügenmähre gewesen, welche die Base Apollonia in jener Nacht ihres Wegganges aus dem Klösterlein ihr vorgemacht, er hatte es behauptet, während er selbst die erste Kunde der Meisterin überbracht hatte, daß der Edelherr aus dem Morgenlande zurückgekehrt sei. Er war so frech, es vor der Edelfrau zu läugnen, während doch der Sternwirth von Mergentheim als Sendling des Heimgekehrten in sein Haus gekommen war, und wegen des Verkaufs der Hohenloh'schen Güter und Rechte zu Oettelfingen unterhandelt hatte. Die arme Gefangne sah von ihrem Luginsland aus diesen Mann, den sie von Mergentheim aus kannte, über den Hof gehen — wie gerne hätte sie ihm von der Höhe aus ihren Gruß zugerufen, und hätte erfahren können, was ihrem Herzen die liebste Kunde gewesen, und ihrer im Leid begrabnen Seele Ostertag geworden wäre, aber sie konnte ja kaum die Hand, viel weniger ihren Kopf durch das Fensterlein strecken, das dicht mit Eisenstäben vergattert war, denn Herr Weiprecht Martin wußte seinen kostbaren Vogel gar gut zu bewahren. Wenn das der gute Sternwirth geahnt hätte, daß dort oben im Luginsland die todtgeglaubte Gemahlin seines edlen Gönners auf der Heineburg in Haft säße, er hätte alle List angewendet, um zu ihr zu gelangen, ja er hätte mit dem Ritter bis auf's Blut gerungen, bis er ihm den

Kerker der Gefangnen geöffnet und sie frei gelassen hätte. Aber ob sie gleich ihn erblickte, sein Auge drang nicht so weit, um die am Fensterlein stehende Edelfrau zu erkennen, und ihr war nur das Leid erneut, denn jetzt erkannte sie erst recht, daß sie eine arme Gefangne war, die nicht fragen durfte: warum? denn auf jede Frage hatte Ritter Weiprecht Martin eine Lüge bereit. Nur einmal sprach er eine Wahrheit vor der armen Gefangnen aus, aber die fiel wie ein Donnerschlag in ihre Seele und beugte die ohne dieß schon Tiefgebeugte vollends zu Boden.

Es war schon einige Zeit, nachdem Gottfried von Hohenlohe das Ordenskleid zu Mergentheim empfangen hatte, bereits hatte er, wie er vor seinem Abgang von der Heineburg verheißen, aus der Stadt einen Baumeister mit dem Plan und Riß der künftigen Kirche auf die Heineburg gesendet, und seinem treuen Burgwart Landolin durch ein Brieflein kund gethan, daß er im Deutschordenshaus als Bruder eingetreten sei, mit dem Bemerken, Letzteres so lang als möglich geheim zu halten. Ja schon hatte der Bau der Kirche begonnen, doch so, daß man lange nicht wußte, wie ein Bau auf der Heineburg vorgenommen wurde, denn nach dem Willen des Gründers sollte der viereckigte Burgmantel unversehrt bleiben, um der neuen Kirche zur Umfangsmauer und zum Schirme zu dienen. So hätte man kaum Etwas davon gewußt, daß hier oben gebaut wurde, wären nicht die Knechte der Burg von Zeit zu Zeit mit ihren Karren zu Thal gefahren, um Holz, Steine und Kalk herbeizuschaffen. Aus lauter Treue gegen ihren früheren Herrn und aus Anhänglichkeit gegen den Ort, wo sie bisher so freundlich gehalten worden waren, waren alle Knechte der Burg, trotz dem letzten Wunsch und Willen des Abgegangnen, auf der Heineburg verblieben, und keiner hatte von dem

alten Burgwart den ihnen zugedachten Sold angenommen. Sie wollten mit bauen an dem Werke zu Gottes Ehren, und dann erst, wenn dieses vollendet wäre, vom Berge scheiden, aber ohne Geld, denn das sollte noch auf die innere Ausstattung der neuen Kirche verwendet werden, die ohnehin bei der Theilung, statt die Hälfte der 1224 Pfund Heller auf wunderbare Weise zwei Drittheile erhalten, so sehr auch der alte Burgwart damals nach genommener Uebersicht und gutem Gewissen den Münzhaufen geschieden hatte.

Wie stille und fast verborgen auch der Bau der Kirche vor den Bewohnern des Thals vor sich gieng, so lange die Mauren des Schiffs und des Chors nicht über die Zinnen des Burgmantels stiegen, dem Nachbar gegenüber zu Balbach war es so bald als den Bewohnern zu Oettelfingen kund, was oben auf der Heineburg vor sich gieng, und Ritter Weiprecht war einer der Ersten, der sich daselbst einstellte, um zu forschen, was Neues geschehe. Da erst erfuhr er, was Niemand ihm verhelen konnte, daß Gottfried von Hohenlohe wieder seine Burg verlassen, nachdem er seinen Willen wegen des Kirchenbaues kund gethan, aber wohin er sich gewendet hatte, darüber blieb er im Unklaren, so sehr er auch sich Mühe gab, aus dem redseeligen alten Burgwart das Geheimniß herauszulocken. Mißmuthig stieg er wieder ab der Burg, da seine Neugierde nur halb befriedigt worden war, und gieng der Stadt Mergentheim zu. Dort verfolgte er die Spur weiter, und vermöge seiner Spürhunds-Natur war er endlich so glücklich, das Geheimniß zu erfahren, das bisher in die 4 Mauern des Deutschordens-Hauses eingeschlossen geblieben, über dessen Bann Bruder Gottfried von Hohenlohe seit seiner Einkleidung nie geschritten war.

Das war ein Fund, der sein Herz mit einem unbeschreiblichen Jubel erfüllte, und kaum war es ihm möglich,

seine Freude in sich zu verbergen, als er bei des Sternwirths Haus vorbeikam, der ihn anrief, daß er wie gewohnt, seinen Becher Markelsheimer leere, aber der Ritter mochte sich nicht aufhalten, denn er wollte noch vor Nacht der Edelfrau seinen Abendbesuch machen, und ihr eine Neuigkeit mittheilen, die liebste, die er je im Leben erfahren hatte. Jetzt meinte er, es sei ein Hinderniß aus dem Wege geräumt, das der Erfüllung seiner Herzenswünsche bisher entgegenstand. Welch unglückseligen Wahn, daß der Thörichte glaubte, zwischen der Edelfrau und ihm wäre nur der noch zurückerwartete Ehgemahl eine Scheidewand, daß er nicht aus allen ihren Aeußerungen, die sie seiner Zudringlichkeit entgegenstellte, die Wahrheit vernehmen wollte: wie stimmt Christus mit Belial? wie der unschuldige Lammessinn mit der Wolfsnatur? Erst am gestrigen Abend hatte die Edelfrau sein ungestümmes, aufdringliches Wesen mit ernsten Worten zurückgewiesen, sie hatte die ganze Nacht in Seufzen und Thränen zugebracht, und Gott um Erlösung aus ihrer peinlichen Lage gefleht — heute ist der Ritter auf dem Wege, um ihr eine noch peinlichere Stunde zu bereiten.

Gerade stand Cunegunde von Hohenlohe am kleinen Fenster des Gadens, als Ritter Weiprecht Martin seiner Burg zu ritt. Wehmüthig schaute sie hinüber zu der nahen Heineburg, zu der man mit einem starken Bogenschuß hinüberreichen mochte. Sie gedachte der glücklichen Zeit, als sie noch in jenen Gemächern wandelte, die jetzt einsam und verlassen waren; als der kleine Theobald noch zwischen Vater und Mutter hüpfte, und bald den Vater, bald die Mutter seiner herzlichsten Liebe versicherte. Ihr Auge richtet sich auf die beiden kleinen Bogenfenster der Burg, und es füllt sich mit heißen Thränen, denn das sind die Fenster der Burgkapelle, in deren Mitte die

irdische Hülle des geliebten Söhnleins liegt, wo sie jede Abendstunde in frommer Andacht zugebracht; aber jetzt kann sie nur von Ferne die Hände falten, und ihre Gebete hinübersenden über die Ufer der Tauber, die den Fuß des Hügels bespült, auf dem die Burg und die heilige Stätte liegt. Und von der Burg schweifen ihre Gedanken in die weite Ferne über Meer, nach den heiligen Stätten des gelobten Landes, wo vielleicht noch der theure Gemahl in frommer Andacht weilte. Oder ist er schon auf dem Heimweg, sein Schiff durchfurcht die brausenden Wogen des unermeßlichen Meeres, und kann nicht landen im sicheren Port, von Winden und Stürmen umhergetrieben. Nein, du arme Gefangene, der, nach dem sich deine Seele sehnet, er ist gelandet im sicheren Porte, aus den Stürmen des Lebens, aus dem Getümmel der Welt, an einem Orte der Ruhe und des Friedens. Und dieser Ort, wo er den Port des Friedens gefunden, ist dir so nahe, oben im Thale; die Wellen der Tauber, die dort unten vorüberrinnen, kommen von jenem Orte her, wo sein von der Zeitlichkeit abgewandtes Herz nur an seinen Gott und Heiland und — an dich denkt.

Die Hufschläge eines Roßes tönen vom Hofe herauf, und unterbrechen die Edelfrau in ihren Gedanken, sie blickt in den Hof hinab, da eben ist der Burgherr durch das Thor geritten; sie schreckt in sich, noch nie hat der Anblick des Ritters ihr Innerstes so widerlich erregt, es ist als ob sie auf seinem Gesichte den Jubel seines bösen Herzens läse, als ob sie schon ahnete, daß, wenn er in's Gemach trete, eine Hiobsbotschaft von seinen Lippen komme. Kaum hat der Diener des Ritters Roß am Zaum genommen, so ist er schon aus dem Sattel, steigt rasch den Schnecken hinauf, und tritt in das Gemach, nicht der Harrenden, sondern der armen Bedrängten, der es schon wieder graut vor dem Eintretenden.

Ich bring' euch neue Mähre, edle Frau, begann der Ritter — mit höflichem Gruße, indem er sich tief vor der Edelfrau verbeugte, — ich bin, um eurem Wunsche Genüge zu thun, der mir als der Befehl meiner gnädigen Herrin gilt, dort oben auf der Heineburg gewesen, um mich zu erkundigen, wie die Dinge allda gethan sind. Was meint ihr, gnädige Frau, wie ich staunte, als ich Maurer und Steinmetzen im Hof erblickte, die haben bereits einen Theil des Herrenhauses mit seinen Gadenen und Erkern, die dem Dorfe zu liegen, abgebrochen, und die Mauerwände einer Kirche aufgeführt, welche an der Stätte der Burg erstehen soll.

Einer Kirche, fragte die Edelfrau erstaunt — nach wessen Willen und Befehl?

Auf wessen Befehl? — fragt Ihr? wenn ich es euch sage, edle Frau, so zeiht Ihr mich Lügen, und glaubt mir's nicht — auf Befehl Herrn Gottfried's von Hohenlohe, eures Gemahls — er hat auf seiner Heimfahrt Schiffbruch gelitten, und Gott gelobt, über dem Grabe des Söhnleins eine Kirche zu erbauen, damit Die, welche durch das Thal ziehen, einen Ort haben, wo sie anbeten.

„Woher habt ihr diese Kunde? mein Gemahl ist ja noch ferne von der Heimath?"

„Das Letztere möget nur Ihr glauben, arme Frau — ich kann Euch eines Besseren belehren. Mein Herr Gottfried von Hohenlohe ist vor mehreren Tagen schon in die Heimath zurückgekehrt, das hat mir euer alter Burgwart Landolin erzählt — durch einen Mittelsmann, den Sternwirth von Mergentheim, hat er alle seine Güter, Gülten und Zinse, Rechte und Leute mir antragen lassen, ich habe Alles für 1224 Pfund Heller an mich gekauft, und ihm den Tag nach dem Kaufe durch meinen Knecht das Geld hinaufschaffen lassen, der aber hat den Edel-

herrn nicht gesehen, wie ich ihn auch nicht gesehen — dann hat er seinem Burgwart Befehl und Verordnung wegen des Kirchenbaues gegeben, und hat die Heineburg wieder verlassen, um sie nicht wieder zu sehen.

„Er mein Gemahl ist heimgekehrt, ist auf der Heineburg gewesen, hat sie wieder verlassen, und ihr habt mir's nicht angezeigt?"

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich es erst heute von eurem Burgwart erfahren; auch hat der Sternwirth von Mergentheim nur im Namen des Entfernten mit mir gehandelt."

„Das ist eine Lügenmähre, Ritter, die ihr ersonnen habt, um mich mehr zu kränken, wie wenn ich nicht schon genugsam von euch gekränkt worden wäre; schämet euch, der ihr ein Rittersmann sein wollt, daß ihr euch erniedriget, solch ein Lügenwerk zu erfinden. Ach! wie sollte mein Gemahl heimgekehrt sein, ohne mich aufzusuchen, und mir die freudige Stunde des Wiedersehens zu bereiten? O, wäre es Gottes gnädiger Wille, daß er heimgekehrt wäre — da wäre ich nimmer in der Gewalt eines unritterlichen Mannes, nimmer in dieser Wohnung des Unrechts, nicht mehr in dieser Räuberburg.

Weiprecht Martin hatte bisher alle Worte der Edelfrau, so hart sie auch seinen Ohren klangen, mit einer verstellten Gleichgültigkeit angehört, aber, als sie von Räuberburg sprach, da war es ihm nimmer gleichgültig — sollte die edle Gefangene, so vermuthete er aus ihren letzten Worten, seinem unritterlichen Treiben auf die Spur gekommen sein, sollte sie in der Stille der Nacht aus dem Burgverließ heraus das Winseln und Heulen jener beiden Juden gehört haben, die er erst in den letzten Tagen auf der Straße gekapert und an jenen schauerlichen Ort gebracht hatte. — Jetzt hab' ich's genug, Frau

von Hohenlohe, rief er mit zornrothem Angesicht — ihr habt mich Alles geheißen, was kein Andrer ertragen hätte, ihr habt mich einen Lügner geheißen, und doch habe ich die Wahrheit geredet, ich habe euer Scheltwort ertragen, weil ich weiß, daß nicht alle Worte bei den Frauen Pfeile sind, weil sie leicht erregbar sind, aber jetzt kann und will ich es nimmer ertragen; ein Thor bin ich gewesen, daß ich mir bisher von eurer Laune habe so viel gefallen lassen, weil ich euch liebte und verehrte wie ich noch keine Gottes-Creatur auf Erden verehrt, ja angebetet habe, aber jetzt steht es in andern Rechten; nicht ihr seid meine Herrin, sondern ich bin der Herr dieses Hauses, in dem ihr hättet gebieten können als Herrin, wenn ihr hättet wollen, aber in eurer Thorheit habt ihr mein Herz verschmäht und meine Hand zurückgestoßen, ob ihr gleich jetzt die vollkommene Ueberzeugung habt, daß ihr auf euren Gemahl nimmer hoffen dürfet, der zum zweiten Mal sich von euch gewendet, ob ihr gleich jetzt wisset, daß ihr eine arme verlassene Frau seid.

Wohl eine arme und verlassene Frau, seufzte Frau Cunegunde, und Thränen brachen aus ihren Augen — wohl eine arme und verlassene Frau, wenn sich Gott nicht meiner erbarmt, und mich aus den Händen meines Peinigers befreit.

Der Euch zur Stunde wieder sein Herz zuwenden will — begann der Ritter auf einmal wieder mit schmeichelnder Stimme — ja der euch auf den Händen tragen wird, der euch durch Liebe und Treue dieses Haus, das ihr ein Haus des Unrechts und eine Räuberburg genannt habt, zu einem Paradiese machen will.

Aus dem mich Gott erlösen möge so bald als möglich, das ist täglich und stündlich mein Gebet, entgegnete die Edelfrau unter Schluchzen.

Und doch wird euch diese Räuberburg noch ein lieber Aufenthalt werden, ihr werdet daran noch froh sein, spröde Frau, rief er mit heftigem Tone, den er zuvor nur scheinbar gemildert hatte, ja ihr werdet noch froh sein, wenn ich euch allhier Unterschlauf gestatte, wenn ich euch höfe und ätze als eine arme und verlassene Frau, die weder Haus noch Hof hat, nichts als die Kirche dort oben, wo sie betend am Altare rutschen kann — eine Hinausgestoßene, der sich Niemand mehr annehmen will, denn ihr angeborener Schutzherr und Versorger hat sich kalt und lieblos von ihr gewendet, um ....

Schweigt, schweigt, unterbrach ihn die Edelfrau schluchzend, indem sie sich von dem Ritter abwandte — ich will Nichts mehr von euch hören, denn jedes Wort von euch ist ein Schwertstoß in meine Seele, euer Hauch ist mir wie ein Hauch des Todes — verlaßt mich, heuchlerischer Mann, ich bitt' euch bei Allem, was Euch heilig.

Ich gehe, ich gehe, thörlich Weiblein, entgegnete der Ritter mit teuflischem Lachen, aber zuvor aus dem Munde, dessen Hauch euch dünket wie Todeshauch, eine Kunde, eine wahre, kein Mährlein: Er ist heimgekehrt, er ist nahe, recht nahe, ich will nicht selig werden, wenn es keine Wahrheit ist.

Ja nahe, recht nahe rief die Edelfrau, fast höhnend — vielleicht liegt er in eurem Burgverließ, unter meinen Füßen, in dem schon manches Opfer eurer Rache geschmachtet und sein Leben verhaucht hat, denn eurer Bosheit und Arglist trau' ich Alles zu.

Das eben nicht, sagte der Ritter in gleichgültigem Tone — aber in der Stadt Mergentheim hat euer sehnsüchtiger Ehgemahl Wohnung und Ansitz genommen, er hat sich lieber alles Zeitlichen entschlagen, als wieder zurückzukehren in ein Ehe-Joch, das ihm längst zuwider

gewesen, — er hat das Mönchsleben vorgezogen dem Leben mit einer Riegeliebten, im Haus der Brüder Deutschordens hat er dieser Tage Profeß gethan; eine Scheidewand trennt ihn von euch und der Welt — Herr Gottfried von Hohenlohe, jetzt Bruder des Ordens, ist euch verloren für dieses Leben — die Bruderclause gibt ihren Raub nimmer zurück — wünsch Glück zum Wittwenstande!

Eine schreckliche Wirkung hatte diese Hiobspost mit den sie begleitenden Worten voll Hohn und Bitterkeit. Wie vom Schlag getroffen sank sie auf den Stuhl nieder, also daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnte; ihr Angesicht, das auf einmal leichenblaß geworden war, ließ sie auf die Lehne des Stuhles gleiten. Gleichgültig, mit übereinander geschränkten Armen, stand der Ritter eine Zeit lang vor der Zusammengesunkenen; fast hätte man glauben können, er weide sich noch an dem Opfer seiner Bosheit. So gerade war er vor Jahren an dem Sterbelager seiner Gattin gestanden, der er durch sein rohes und bösartiges Wesen ein Leben voll Qual geschaffen hatte, dem der gnädige Gott ein frühes Ziel setzte; so gleichgültig und ohne Thränen schaute er damals in der Dahingeschiedenen todten-fahles Antlitz, und doch mußte er sich das traurige Zeugniß geben, daß er ihr den ersten Nagel in die Bahre geschlagen. —

Mit aufgerichtetem stolzem Haupte, bei all der Schuld, der er sich bewußt war, oder hielt er, was er im Leben schon begangen, aus Verstocktheit für keine Schuld mehr, schritt er aus dem Gemach, und überließ die Tiefgebeugte ihrem traurigen Zustande. Als sie sich aufrichtete, und umher blickte, war ihr Peiniger verschwunden — mit Mühe schleppte sie sich ohne fremde Beihülfe auf ihr Lager; noch in der Nacht brach ein hitziges Fieber an ihr aus, von dem sie nimmer genesen.

VIII. Die Einweihung der Kirche.

Der Bau des Kirchleins auf dem Berge gieng schneller von Statten, als man geglaubt hatte, denn sobald die Bewohner im Thale sahen, daß dort oben an einer Kirche gebaut wurde, eilten sie herbei und thaten auf allerlei Weise Handreichung, denn alle Christlichgesinnten wollten sich an diesem Werke zu Gottes Ehren betheiligen.

Während die einen Handlanger für die Maurer und Steinmetzen waren beim Aufbau der Kirchenmauren, ebneten die andern den Burgwall und füllten den Thorgraben aus. Bald ragte der Giebel des Kirchenschiffs über den Burgmantel, und man sah jetzt schon in der Ferne, was aus dem Bauwerk werden wollte. Das Letzte von der Burg, was man einriß, war die Vorderseite über dem Thore, die das Thorstüblein trug, in dem bisher der alte Landolin gewohnt hatte. Es that ihm in der Seele wehe, das Stüblein abbrechen zu müssen, das ihn bereits 30 Jahre beherbergt, wo er des Lebens Freud und Leid getragen hatte; darin war es in letzter Zeit gar eng hergegangen, denn alle Knechte der Burg hatten allda ihren Unterschlauf gesucht, als man die Gesinde-Stube bereits abbrach. Dafür wurde ihm jetzt seine Clause aufwärts gegen den Wald, zunächst der Kirche, aufgebaut, wo er von nun an als Kapellenmann wohnen sollte. Sogar das Kellergewölbe

der Burg wurde ausgebrochen, und seine mächtigen Steine für den Kirchenbau verwendet. Für Entleerung seiner Fässer hatten die Steinmetzen und Maurer redlich gesorgt. Die hatten an dem alten Landolin, wenn auch keinen Handlanger beim Bauwerke, einen desto fleißigeren Kellermeister und Darreicher des edlen Taubergewächses, das der Burgherr in früherer Zeit an den steilen Abhängen des Ringelsters und Weinhalders in reichem Maaße gewonnen. Der alte Burgwart gieng fleißig ab und zu und mancher große Henkel-Krug wanderte an der Hand des alten Mannes aus der Unterwelt herauf in die Oberwelt, bis die Fässer, statt dumpf, alle laut und hell klangen.

Kein Wunder, wenn der Kirchenbau so rasch und schnell vor sich gieng, denn ein solcher kräftiger Vorspann, wie ein Gewächs von Anno 1377 gab den Händen Kraft, um Hammer und Kölle zu führen; auch kein Wunder, daß es ein so fester und dauerhafter Bau wurde, denn der Mörtel für das Mauerwerk war mit Wein angemacht, das heißt, der Krug mit edlem Wein kam nicht aus der Bauhütte auf der Heineburg. Aber nicht nur die Maurer, Steinmetzen und Zimmerleute, sondern auch Alle, die nur als Handlanger mithalfen, erhielten reichlich des erquickenden Trunks bei ihrer Arbeit.

Während der Ban der Kirche so rasch als möglich vorwärts gedieh, denn, wo Mittel zum Bauen reichlich vorhanden sind, da kann man leicht und rasch bauen — wurde Alles, was zur inneren Ausstattung gehörte, von kunstreichen Meistern in der Stadt Mergentheim gefertigt, die schon damals manchen kunstreichen Mann in ihrer Mitte hatte. Allda hieb Meister Imhof der Bildhauer den schönen Altar aus einem einzigen Block rothen Sandsteins, wie er Tauberabwärts bei Werbach gebrochen wird, und stellte auf den Seiten des Altars gar kunst-

reich die Geschichte des Heilandes dar. Die Betstühle für den Chor schnitzte Meister Volk der Bildschnitzer, und brachte gar zierliche Figuren oben an der Krönung an: auf der rechten Seite die Apostel sammt den Evangelisten, auf der linken Seite die Propheten des alten Testaments. Das schöne Altarblatt fertigte der kunstreiche Maler Wendel Breidenbach, der ursprünglich bei einem Vergolder seiner Vaterstadt das Wandmalen und Vergolden erlernt hatte, dann aber den Rhein hinab wanderte, und in der alten Malerstadt Köllen bei den dortigen Meistern die Malerkunst vollkommen erlernte. Mehr als 10 Altarblätter hatte er bereits für die Kirchen der Stadt und Umgegend gefertigt, und darum hatte Herr Gottfried von Hohenlohe, nunmehr Bruder im deutschen Haus, bei ihm diese Arbeit schon damals bestellt, als er den Baumeister auf Heineburg abordnete, und ihm noch angegeben, daß die Legende des heiligen Theobalds auf dem Altarblatt sollte dargestellt werden, denn es war sein letzter Wunsch und Wille bei Stiftung der Kirche, daß sie sollte zu Ehren des heiligen Theobalds geweiht werden, zugleich auch, um das Andenken seines lieben Söhnleins dadurch zu verewigen.

Auf das Altarblatt sollten nach dem Willen des Stifters absonderlich große Kosten verwendet werden, damit es ein kunstreiches, sehenswerthes Werk würde. Darum wurde es auch am Letzten fertig, nachdem der Altar und was darauf gehört, so wie die Kirchenstühle für den Chor, bereits fertig waren. Deßhalb kam jeden Abend, sobald die Maurer und Steinmetzen sammt den übrigen Arbeitern und Handlangern von der Arbeit giengen, der alte Landolin in die Stadt zu Meister Breitenbach auf die Werkstatt, und trieb und drängte denselben, das Altarbild zu vollenden. So oft er kam, hatte der Meister

eine Decke über das Bild gezogen, weil er es nie leiden konnte, wenn Jemand eine noch unvollendete Arbeit beschauete und beurtheilte; er nahm sie nicht weg, und wenn ihn der alte Mann auch noch so sehr bat, denn er wollte ihn zugleich auch angenehm überraschen, wenn er das vollendete Bild in seinem herrlichen Farbenglanz auf einmal vor ihm entfaltete. Endlich kam die Stunde, da der Meister die Neugier des alten Mannes befriedigte.

Es war in der Woche vor dem ersten Advent, an St. Catharinens Abend, da erschien Landolin wieder in der Werkstätte des Meisters. Fertig, fix und fertig, rief er dem Meister mit freudestrahlendem Antlitz entgegen — ist endlich unsere Kirche, lieber Meister — der Chor bis zum Schloßstein, vom Dach bis zur Spitze des Thürmleins — wär' es ein weltlich Haus, so könnt' ich euch Morgen schon zum Zimmerspruch einladen, aber was würd' unser geistlicher Herr, der hochwürdig Herr Bischof dazu sagen, der am Adventfest das Gotteshaus in höchst eigner Person einweihen will, wenn Meister Conrad von Balbach, der Dachstuhl und Bühne gefertigt, oben auf dem Kirchlein stände, und seine wunderlichen und schnakischen Reime predigen würde, wie er auf den Häusern zu thun pflegt. Doch am Mahl mit Trunk soll es nicht fehlen, und das muß stattlich ausfallen, es soll das Henkermahl sein, weil ich meine Leute endlich einmal vom Hals kriege — den Letzten und Besten will ich einschenken, denn bald könnte der Wein im Faß einfrieren, da Faß und Wein längst schon im Freien stehen, sintemalen wir bereits das Gewölbe abgebrochen und den Keller verschüttet haben; auch könnten den Arbeitern die Finger an der Arbeit steif werden vor Kälte, und den Maurern der Mörtel in der Kölle frieren, wenn wir noch länger fortbaueten. Aber, nun die Kirche fertig und auch

der Altar von Meister Imhof bereits an Ort und Stelle ist, wie steht es mit eurer Arbeit, mein Freund? Eile thut uns Noth, da am nächsten Adventsfest die Kirche geweiht werden soll.

Da will ich kein Hinterniß sein, mein lieber Landolin, versetzte der Meister, denn schaut, auch mein Werk ist fix und fertig, und darf nur auf den Altar gebracht und eingelassen werden. Er führte den alten Mann vor seine Staffelei, wo das Bild stand, bereits mit einem goldenen Rahmen umgeben, aber die Hülle noch darüber. Wie gefällt euch die Arbeit? fragte der Meister, indem er rasch die Umhüllung wegriß. Da machte der alte Landolin große Augen, und vor lauter Verwunderung konnte er keine Antwort hervorbringen, als das Gemälde im herrlichsten Farbenglanze erschien, dessen Schöne durch den breiten goldnen Rahmen mit gothischer Zierrath nochmehr herausgehoben wurde. In den fünf oberen Feldern des Bildes sah man die Legende des h. Theobald dargestellt, im unteren Felde aber war der Stifter mit seiner Hausfrau und seinem Söhnlein in knieender Stellung abgebildet. Auf diese richtete Landolin zuerst sein Augenmerk. Als er sie lange schweigend betrachtet, rief er: diese drei habt ihr herrlich getroffen, Meister Breidenbach, absonderlich das Junkherrlein mit seinen goldgelben Haaren, das zwischen Vater und Mutter kniet; habt's bis auf das Grüblein im Kinn getroffen, das der Knabe von seinem Vater hatte, von der Mutter hatte er sein blondes Haar und seine blauen Augen — da müßt ihr das Bild recht im Andenken behalten haben, denn lange vor dem Tode des Junkherrleins seid ihr bei uns auf der Heineburg gewesen. Allerdings, sprach der Meister, das Bild eines so wunderholden Knaben prägt sich auch tiefer im Herzen, besonders des Künstlers ein, der solche liebliche Bilder

aufsucht und in seine Seele aufnimmt, um sie auf diesem oder jenem Gemälde wieder zu geben — nun aber, was sagt ihr zu den übrigen Bildern, guter Landolin?

Dieß kann ich erst sagen, wenn ihr mir erklärt, was diese Bilder in den einzelnen Feldern bedeuten, versetzte der Burgwart. „Das will ich, sprach der Meister — dieß ganze Gemälde stellt die Legende des h. Theobalds dar — und nun erklärte er Bild für Bild dem alten Manne, indem er mit einem Stäblein bald auf dieses, bald auf jenes Feld deutete. Schaut her, lieber Freund, das blondgelockte Junkherrlein, das vor dem alten Eremiten mit langem weißem Barte steht, ist der noch jugendliche Theobald, Sohn des fränkischen Grafen Arnulf und der edlen Gisela. Der Waldbruder erzählt ihm von dem Leben der Heiligen Gottes, was ihn also entzündet, daß er den Entschluß faßt, sich der Welt und ihrer Lust ganz und gar zu entschlagen. Dort verläßt er die Heimath, begleitet von Walther, seinem lieben Kumpan, der sich mit ihm zu gleichem Entschlusse verbunden; den beiden Pilgern, die ihnen begegnen, geben sie ihre kostbaren Gewänder sammt ritterlichem Schmucke, ziehen deren Pilgerkleider an, und wandern mit nakten Füßen in die Ferne. Hier auf diesem Bilde sind beide nach langer Wanderung auf einem großen Waldgebirge angekommen, da finden sie die Ruinen einer alten Kirche, und bauen sich daran eine schlechte und geringe Clause, wo sie ein Leben voll Armuth und Entbehrung führen, und nur von Kräutern und Wurzeln leben. Dort erhält Theobald von Vater und Mutter, die ihn lange für verloren gehalten, und von einer großen Schaar von Edlen und Rittern einen Besuch in seiner Einsiedelei. Schaut, wie die Mutter unter Freudenthränen den langvermißten Sohn ans Herz schließt, und ihn nicht mehr aus ihren Armen lassen will. Ja

sein heiliges Leben macht einen so tiefen Eindruck auf ihre Seele, daß sie sich entschließt, mit ihrem Sohne die Einsamkeit zu theilen. —

Und nun noch das mittlere Feld mit dem Hauptbilde. Das ist das fromme Sterben des heiligen Mannes Theobald. „Schon 2 Jahre vor seinem Hingang hat ihn eine schreckliche Krankheit befallen, denn sein Körper ist mit Wunden und Geschwüren bedeckt, also, daß er weder Füße noch Hände mehr rühren kann. Ihr seht ihn hier auf seinem Sterbelager, das seinen Leiden bald ein Ziel setzen wird. Er hat den Abt Petrus, seinen vertrautesten Freund der ihn einst zum Priester weihte, zu sich berufen, und empfiehlt ihm seine geliebte Mutter, die bisher um ihn gewesen, in liebende Fürsorge. Dann empfängt er aus den Händen seines Freundes das heilige Sterbsakrament, und sieht freudig dem Tod in's Angesicht."

Auf dieses Bild richtete der alte Landolin besonders seine Aufmerksamkeit. Als der Maler seine Erklärung beendet hatte, sprach er: Meister Breitenbach, Alles, was ihr da gemalt habt, ist schön, aber das schönste bleibt doch dieses Bild, das den sterbenden Heiligen darstellt, wie er dem Freunde seine Mutter empfiehlt — da ist euch gewiß unser lieber Heiland vor die Seele getreten, wie er am Kreuze sterbend seinem geliebten Jünger Johannes seine Mutter übergab, mit den Worten: siehe, das ist deine Mutter! ebenso freundlich und liebevoll ist das Antlitz des frommen Mannes, und man meint, man höre die Worte der kindlichen Liebe aus seinem Munde gehen; wie die Mutter des heiligen Mannes so schmerzlich in die Augen des scheidenden Sohnes blickt, und jammervoll die Hände ringt. Die beiden haben sich doch recht lieb gehabt — und so soll es auch sein zwischen Kindern und Eltern — wenn es aber Kinder und Eltern gibt, bei denen

es noch nicht so ist, so mögen sie hinaufsteigen zu unsrer Kirche, und dort, wenn sie andächtig vor dem Altare stehen, dieses euer so trefflich gelungenes Bild betrachten; da können dann solche im Bilde schauen, was es etwas Schönes um Eltern- und Kinderliebe ist, sie können sich daran spiegeln, und ein Exempel daran nehmen. Wenn euer Bild dann einen solchen Segen an den Herzen der Beschauer stiftet, wird es eine viel größere Belohnung für euch sein, als der Lohn, den ihr für Fertigung des Gemäldes erhaltet — nicht wahr, Meister Breitenbach? Allerdings, entgegnete der Maler, so denke ich bei allen meinen Arbeiten, die ich fertige, und so habe ich auch bei dieser gedacht, auch soll ein jeder Künstler also denken, der seine Kunst zur Ehre Gottes betreibt, daß, was er schafft, zur Erbauung seiner Mitbrüder diene, und dieser Gedanke gibt ihm Ermunterung unter der Mühe der Arbeit — an der hat's bei mir auch nicht gefehlt.

Dafür wird das Werk den Meister loben, jetzt und in ewigen Zeiten, sagte Landolin; aber schaffet jetzt nur, lieber Meister, daß das Altarbild so bald als möglich in die Kirche kommt; ich will Leute senden, die es abholen, wenn ihr es gehörig verwahrt habt, und ihr selbst kommt dann mit, um es aufzustellen, könnet dann auch euer Geld, das für das Bild bedungen worden, in guter Münze abfassen. Meister Breitenbach versprach, dem Wunsche Landolins zu willfahren, und hielt es auch. Am Morgen mit dem Frühsten des andern Tags war der Meister mit seinem Gemälde bereits auf der Bergkirche, und setzte es auf dem Altar ein; die Strahlen der Morgensonne begrüßten das herrliche Bild und umgaben es mit ihrem goldnen Glanze. Doch in der schönsten Glorie strahlte das Bild am Tage der Einweihung der Kirche, da ein schöner Kranz von Epheu und Immergrün um den Rahmen geschlungen wurde.

Es war am ersten Adventsonntage, wie der alte Landolin gesagt hatte. Da war ein Regen und Leben im Taubergrund, wie noch nie erlebt worden war. Vom frühsten Morgen an kamen Züge von Wanderern und Wallfahrern thalauf und abwärts, und herüber vom Gau und dem Schüpfergrund, und Alles wallte dem Berge über der Tauber zu, von dem statt der früheren Burg nun eine stattliche Kirche mit einem schön durchbrochnen Thurme freundlich in's Thal schaute, und die Wallner einlud, an ihrem Ehrentage zu erscheinen und das Fest mitzufeiern, obgleich die 3 Glöcklein noch nicht ihren Ruf durch das Thal ergehen ließen, da sie noch nicht vom Bischof geweiht waren. Als die Sonne im Mittag stand, war der ganze Berg, wo die Kirche steht, wie mit Menschen übersät, bis hinauf an den nahen Wald, der jetzt den Namen Theobaldswald trägt. Da bis zur Ankunft des hochwürdigen Herrn Bischof's Niemand in die Kirche treten durfte, so hatten sich viele der Wallner, die schon früher aufgekommen waren, auf der Höhe und weit in den Wald hinein auf dem Moose gelagert. Erst um Mittagszeit erklangen alle Glocken zu Mergentheim, daß man es deutlich auf dem Berge vernahm, von dem aus man die Stadt so freundlich vor sich liegen sieht. Der Klang der Glocken war das Zeichen, daß der Herr Bischof in Mergentheim angekommen war, denn derselbe wollte zuvor mit dem Deutschmeister Philipp von Bikenbach wegen Vereinigung wichtiger Gränzangelegenheiten eine Zusammenkunft halten. Ehe der Bischof Gerhard von Würzburg in Mergentheim ankam, war ihm der Deutschmeister in eigener Person mit den Brüdern des Hauses bis Löffelstelzen entgegen gegangen. Wie er ihn mit seinen Brüdern eingeholt hatte, so wollte er ihm nun auch das Geleit geben bei seinem Gange zur neuerbauten Bergkirche ober-

halb Oettelfingen; ja noch mehr, Bischof Gerhard hatte ihn auch eingeladen, mit seinen Brüdern an der Einweihung der Kirche Theil zu nehmen, und der Deutschmeister hatte es zugesagt.

Es war ein stattlicher Zug, der sich um die zweite Stunde Nachmittags unter dem Geläute aller Glocken auf der Straße von Mergentheim nach Oettelfingen bewegte. Voran die Geistlichkeit der Stadt mit Kreuz und Fahnen, hinter ihnen der Prior bei den Dominikanern mit seinem ganzen Convent, und dann der Bischof Gerhard, ihm zur Rechten sein Weihbischof, zur Linken der Deutschmeister. Die geistlichen Würdenträger giengen unter einem Baldachin von rothem Sammt, den vier Ordenspriester trugen. Zu beiden Seiten und hinter ihnen giengen die sämmtlichen Brüder des Ordens in ihrer Festtracht. An sie hatte sich dießmal ganz friedlich der Commenthur der Johanniser mit allen seinen Brüdern angeschlossen. Den Schluß des Zugs machte eine unzählige Menge Volks aus der Stadt und den hinter derselbigen liegenden Dörfern und Weilern. Als der stattliche Zug oben auf dem Höhberg ankam, und Kreuz und Fahne in die Höhe tauchten, da wurden die Glocken in der Dorfkirche angezogen, und ihr Klang weckte alle Glocken Tauberabwärts bis über Königshofen hinaus. Zu gleicher Zeit machte sich der Pfarrer zu Oettelfingen mit seinem Schulmeister und den Schulkindern auf den Weg, dem hochwürdigen Bischof entgegen, und Frau Apollonia mit allen ihren Schwestern zog in feierlicher Prozession aus ihrer Clause, um den Kommenden mit schuldiger Reverenz zu empfahen. Am Brücklein unter dem Höhberg trafen sie mit dem Zuge zusammen, Pfarrer und Schulmeister mit ihren Kindern sangen ein geistliches Lied zum Willkomm, in das auch die geistlihen Frauen trillerten, dann wendeten sie sich

um und bildeten nun den Anfang des Zuges, der sofort durch das Dorf und dann über die Tauber-Brücke den Berg hinanzog. Es war ein herrlicher Anblick für die, welche auf dem Berge versammelt waren. Vom Fuße des Berges durch das ganze Dorf hin und aufwärts bis an den Höhberg, ein unermeßlicher langer Zug, den man kaum überschauen konnte, denn als die Ersten des Zugs unter dem Berge ankamen, tauchten erst die Letzten davon auf dem Höhberg in die Höhe. Besonders herrlich erschien jene Abtheilung des Zugs, da die Brüder vom Deutschen Orden und die Johannser giengen — die einen im wallenden schneeweißen Mantel mit schwarzem Kreuze, die andern im weißen mit rothem Kreuze, und bei diesen wie jenen eine hochwallende Fahne mit dem strahlenden Ordenswappen. Als der Bischof mit seiner Begleitung auf der Höhe ankam, fielen alle Versammelten auf die Knie und empfiengen seinen Seegen, den er nach allen Seiten hin ausspendete. So fort begann die Weihe der Kirche, von der Thüre an, wo das zurücktretende Volk einen ziemlichen Raum gelassen, damit der Bischof zunächst umgeben von den Geistlichen und Ordenspriestern seinen Umgang um die Kirche nehmen konnte. Dreimal geht die feierliche Prozession um die Kirche, dabei singen die Geistlichen ihre Responsorien, was den dreifachen Gang Christi vom Himmel auf die Erde, von der Erde in die Hölle, und aus der Hölle wieder in den Himmel bedeuten soll. Bei diesem Umgang besprengte der Bischof mit einem Isop, in Wahwasser getaucht, die Mauren der Kirche an 3 Orten, als unten am Grund, in der Mitte, und dann am oberen Theile. Zugleich klopfte er mit seinem Bischofsstabe an die verschlossene Thüre der Kirche, und rief: Machet die Thore weit, und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Der in der Kirche eingeschlossene Dia-

konus antwortet und fragte: wer ist derselbige König der Ehren? Der Bischof kommt das zweite Mal vor die Thüre und klopfte an, aber erst beim dritten Mal wird ihm die Thüre aufgethan; er geht zuerst allein hinein, und spricht beim Eintritt zu dreien Malen: Friede und Heil sei mit diesem Hause, und Allen denen die darinnen wohnen! Hintennach folgt die Clerisei, an die sich die Deutschordens-Brüder und die Johannser mit den Dominikanern und geistlichen Frauen anschließen, darauf die Thüre wieder verschlossen wird, denn das Volk darf an der eigentlichen Weihe der Kirche, des Altars, des Taufsteins und der Glocken nicht Theil nehmen.

Nur die Gebete des Bischofs, die er knieend vor den Stufen des Altares darbringt, ehe er ihn mit Weihwasser, Salz, Asche und Wein besprengt, vernehmen die vor der verschlossenen Kirche Versammelten, unter denen eine lautlose Stille herrscht; Alle sind Kopf an Kopf an die Kirche gedrängt und harren mit Verlangen des Augenblicks, wo die heilige Handlung vorüber ist, die Kirchthüre sich wieder öffnet, und der Klang der neugeweihten Glocken die Gläubigen in die heiligen Räume ruft. Und dieser Glockenruf der neugeweihten Kirche wird auch an das Ohr und Herz einer Entfernten dringen, die mit dem, der eben unter der Schaar der Deutschordensritter am Altare der neuen Kirche kniet, bisher so oft im Geiste an der theuren Stätte weilte, über die sich der Chor des Gotteshauses wölbt — der Ton der Glocken wird die Füße der von der Krankheit Gefesselten beflügeln, und sie an das Grab des Söhnleins und in die Arme des theuren Gemahls führen, der die Verlorne wiedersehen wird, um sie auf immer zu verlieren.

IX. Das Wiedersehen.

Wir haben die arme Gefangene im Schloß zu Balbach verlassen in jener Stunde, da sie, in Folge der Kunde des Ritters Martin Weipredht, in eine heftige Krankheit verfiel. Seitdem liegt sie an dieser darnieder, und hat nimmer das Siechbett verlassen. Erst seit einigen Tagen hat sich die Krankheit wenigstens in Etwas gemildert, und es treten Augenblicke ein, wo sie sich vom Lager aufrichtet, umherschaut, wenn auch noch mit irrem Blicke, und sich mit ihrer Wärterin unterhält, die seit vielen Tagen nicht von dem Lager der Kranken gewichen ist. Unter dem Fenster gegen die Straße hin ist das Lager der Kranken aufgestellt, aber bisher war dieses Fenster mit seinen runden Scheiben durch einen Vorhang verhüllt, damit das einfallende Licht die Kranke nicht störe.

Bitte dich, liebe Käthe, begann die Kranke am Tage, dessen Festlichkeit wir eben beschrieben haben, zu ihrer Wärterin — nimm den Vorhang weg, daß es heller um mich wird, denn es ist so gar düster im Gemache. Aber, wenn die Sonne hereinbricht, entgegnete die Wärterin, so wird sie euren Augen wehe thun, gnädige Frau. O, ich kann sie ertragen, rief die Kranke, ja ich sehne mich wieder nach dem Sonnenlicht recht herzlich, an dem ich mich so lange nicht mehr erquickt habe. Kaum hatte die

Wärterin den Vorhang weggezogen, und der Sonnenstrahl brach herein, so hatte sich die Kranke schon zum Fenster gewendet — sie blickte Anfangs ganz wonniglich durch die kleinen Scheiben, dann aber schob sie rasch das kleine Schiebfensterlein zurück, daß auf einmal ein frischer Hauch durch die Oeffnung zog. O wie erquicklich! rief die Kranke, ich spüre bis in die Brust hinein die frische Lebensluft, die bisher keinen Zugang zu meinem dumpfen Kämmerlein hatte. Ja, diese Luft wird euch tödten, edle Frau, wenn ihr nicht schnelle den Schieber wieder zustoßet, sprach die Wärterin, und sie machte bereits Miene, es selbst zu thun, da die Burgfrau zögerte, und den Kopf sogar weiter hinausreckte. Doch bald fuhr letztere wieder zurück, und sprach: ich will dir folgen liebe Käthe, aber zuvor schau auch Du durch das Fensterlein und sage mir, wohin wallen die festlich gekleideten Leute, die unten auf der Straße vorüberziehen? Die wallen der neuen Bergkirche zu, entgegnete die Wärterin, die heute von unsrem hochwürdigen Herrn Bischif von Würzburg geweiht werden soll; vor einer halben Stunde hat das Läuten von allen Kirchenglocken im Thal seine Ankunft verkündet, aber ihr habt so fest geschlafen, daß ihr den Klang nicht gehört habt — und nun muß der Herr Bischof bereits oben auf dem Berge sein — doch die Weihe ist noch nicht vorüber, denn die Glocken der Bergkirche haben noch nicht geklungen. O da möcht ich auch sein, sprach die Kranke, indem sie das Fensterlein zuschob — aber was soll ich anziehen? ich habe kein anderes Kleid, als das Nonnenkleid dort, das mir damals die bösartige Meisterin und ihre Helfershelferin anlegte. Saget vielmehr, edle Frau, bemerkte die Wärterin, daß ihr zu schwach seid, um nur auf den Füßen stehen zu können, und ihr wollet den Berg hinaufsteigen? Da irrst Du Dich, Käthe — der frische Luft-

zug hat mich gewaltig gestärkt, das sollst Du alsbald sehen. Mit diesen Worten sprang sie in einem einzigen Satz aus dem Bette, sie griff nach ihrem Gewand, und schickte sich an, es anzulegen. Was die Kranke vor hatte, konnte die Wärterin bald vermuthen. Was beginnet ihr, edle Frau? rief sie — ihr holet euch den Tod. Aber diese ließ sich nicht stören in ihrem Vorhaben. Von einem Widerstand der Wärterin gegenüber der Kranken, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten, konnte keine Rede sein, denn die erstere war nur ein schwaches Mädchen, darum wollte sich Käthe noch bei Zeit um Hülfe umsehen; sie lief alsbald der Thüre zu, schnell hinaus und die Hälfte der Wendeltreppe hinab, wo sie ihren lauten Ruf in den Hof hinab ergehen ließ. Der erste, der den Ruf der Wärterin hörte, war der Burgherr.

Eben war er im Begriffe, in vollem Harnisch sein Roß zu besteigen, um gen Oettelfingen zu reiten, und den festlichen Zug des Bischofs zu verherrlichen — da hörte er den Ruf, schnell sprang er wieder aus dem Bügel, in den er schon getreten war, und rasch durch die kleine Pforte des Thurmes die Wendeltreppe hinauf. Als er oben war, kam ihm schon die Edelfrau entgegen, im Begriff, die Treppe hinab und dem Berge zuzugehen. Halt! rief der Ritter — und vertrat ihr den Weg vor der Treppe, aber sie blieb nicht stehen, und suchte hinter ihm durchzuschlüpfen; da faßte er sie mit beiden Armen um den Leib, um sie festzuhalten, aber sie entwand sich wie ein Aal aus seinen Armen. Da faßte der Ritter die Kranke noch einmal. In diesem Augenblick ertönten die neuen Glocken auf der Bergkirche — ihr Schall fiel gerade durch die runde Oeffnung des Thurmes und ihr heller Ton traf die Ohren der Edelfrau, er gieng durch Mark und Bein. Der Schall der Glocken schien die Kraft der Gefangenen

zu verdoppeln, oder war es eine gesteigerte Fieberhitze, welche wiederkehrte, als sie im kalten Luftzuge stand. Eine Zeitlang rang sie hin und her mit dem Ritter, und es schien sich ein Ringkampf zu wiederholen, wie ihn einst die Nordlandsjungfrau Brunhilde mit dem starken Siegfried kämpfte — endlich brachte die Edelfrau ihre Hände frei und, gab dem Ritter einen gewaltigen Stoß, daß er rückwärts weichen mußte. Da sein Standpunkt, von dem aus er die Edelfrau zurückhielt, die erste Treppe der Wendelstiege war, und er hinter sich keinen Halt hatte, so stürzte er rückwärts und fiel der Länge nach die Treppe hinab; nur seine langen Sporen, an denen er hängen blieb, waren Schuld daran, daß er in der Mitte der Treppe liegen blieb. Mit schwerverletztem Hinterhaupte, das auf der Steintreppe aufgefallen war, erhob er sich, indem er das Treppengeländer neben ihm mit den Händen faßte. Während er das mit großer Anstrengung that, schlüpfte die Edelfrau an ihm vorbei, kam die Treppe hinab und suchte das Weite, denn eben war die Zugbrücke noch herabgelassen.

Wie ein flüchtiges Reh lief sie das Thal aufwärts dem Dorfe Oettelfingen zu, um von da aus den Berg hinanzusteigen. Es war auch Noth, daß sie sich sputete, denn bald sah sie hinter sich einen raschen Verfolger. Das war Ritter Weiprecht Martin. Ohne auf seine Kopfwunde zu achten, aus der sich stark das Blut ergoß, bestieg er, nachdem er sich aufgerafft hatte, sein gesatteltes Pferd, um die Fliehende zu Rosse desto sicherer zu erreichen, denn entkommen durfte ihm seine Gefangene nicht, sonst war ja zu befürchten, daß seine unritterliche Handlung gegen die Frau seines Lehensherrn an den Tag käme. Schon vor dem Thore seines Schlosses erblickte er die Fliehende auf der Straße dahin eilen. Er gab

seinem Roß die Sporen, daß es in raschen Sätzen lief. Bald hörte die Verfolgte hinter sich den Hufschlag des Rosses; sie blickte hinter sich und sah mit Schrecken, daß ihr der Verfolger nimmer ferne war, Rechts ab von der Straße konnte sie sich nicht wenden, denn sonst hätte sie der Verfolger hinunter an die Tauber gejagt, die damals noch weiter herauf gegen die Straße, in der jetzt sogenannten Lache, ihre Bahn hatte, und sie wäre ihm in die Hände gefallen. Darum beugte sie ab von der Straße, als sie halbwegs Oettelfingen war, und lenkte den Höhen des Gainhards und Kirchbergs zu, denn es war nicht vorauszusehen, daß der Ritter die Flüchtige bis auf diese Höhe herauf verfolgen würde. Einige Zeit gewann sie jetzt einen Vorsprung, aber darum ließ Herr Weiprecht Martin dennoch nicht von ihr. Er wußte, daß nicht ferne vom Dorfe Oettelfingen ein Hohlweg den Kirchberg aufwärts führe, auf dem sein Pferd gehen konnte. Jetzt ließ er sein Roß noch schneller laufen, um in diesen bald einzulenken, und die Edelfrau zu erreichen, die bereits weit oben lief. Immer behielt er die Fliehende im Auge, und sah bald nicht mehr auf den Weg, den sein Roß ging. Da, wo der Hohlweg bergauf geht, führt ein etwas schmalerer Weg über die Lehmgrube hin, aus der die Oettelfinger ihren Bedarf zu holen pflegen. Schon im Spätjahr hatten die Arbeiter einen tiefen Schacht gegraben, wodurch der Boden weithinein unterhölt war. In diesen lenkte das Roß ein, und trug seinen Reiter über eine gefährliche Stelle, die er kaum dem Namen nach gekannt hatte. Nur wenige Schritte trabte das Pferd darüber hin, da brach die unterhölte Decke unter seinen Füßen, und Mann und Roß stürzten in den Schacht hinab, der über beiden zusammenfiel, und sie auf immer dem Blicke der Lebendigen entzog. Der Ritter sammt

dem Rosse wurde von der hereinbrechenden Masse erdrückt und konnte sich nimmer aus dem Grab erheben, in das er lebenskräftig hinabgestiegen war. Er mußte elendiglich ersticken, denn, da alle Bewohner des nahen Dorfs auf dem Berge bei der Einweihung der Kirche waren, so hörte Niemand seinen dumpfen Jammerlaut, der noch Stunden lang ergieng, aber vergeblich. Er endete wie mancher der Unglücklichen, die er in seinem Burgverließ hatte verschmachten lassen. So lebte doch ein Rächer seiner Missethaten, an den er nie geglaubt hatte, ein Rächer des Unrechts, das er in letzter Zeit gegen seinen Lehensherrn und dessen arme Gemahlin verübt hatte. Nicht einmal ein ehrliches Begräbniß wurde dem Sünder zu Theil, dessen Maaß der Schuld voll geworden war. Da es der winterlichen Zeit zugieng, in der kein Arbeiter mehr in die Lehmgrube kam, so blieb der Schacht verschüttet, und das Grab des Ritters verschlossen. Bald wuchs Gras über dem Todtenhügel des verunglückten Ritters, der den Lohn gefunden hatte, welchen er verdiente.

Von dem Allem, was eben vorgegangen war, sah die Flüchtige Edelfrau Nichts, denn sie kehrte sich nimmer um und eilte unaufhaltsam vorwärts, um ihrem hastigen Verfolger zu entrinnen. Erst, als sie ganz oben auf der Höhe des Kirchbergs angekommen war, stand sie ein wenig hin, um zu athmen, und blickte hinter sich den Berg hinab. Da war Roß und Reiter verschwunden. Jetzt athmete sie leichter, denn wohl, so dachte sie, ist mein Verfolger von seinem Vorhaben abgestanden. Sie setzte sich auf einen Rasen am Weg, und ruhte einige Augenblicke aus, um wieder Kraft zu sammeln, aber nicht lange. Als sie sah, daß weder Roß noch Reiter sich mehr zeigte, lief sie ebenso schnell wieder den Berg hinab, dem Dorfe zu, rasch an der Kirche vorbei, dann über die Tauberbrücke,

und, ohne nur Augenblicke auszuruhen, den Berg hinauf, wo in der Kirche längst die Glocken ausgeklungen hatten.

Die Weihe der Kirche war vorüber, das Portal hatte sich unter dem Klange der neugeweihten Glocken weit geöffnet, und die Menge der Gläubigen aufgenommen, die kaum Raum genug fanden, um sich in ihren Hallen aufzustellen. Der Erzbischof begieng die erste feierliche Messe unten vor dem schöngeschmückten Altare, auf dem des Künstlers Meisterwerk in herrlicher Glorie strahlte. Als die Messe vorüber war, ertheilte der Bischof dem Volke den Segen, dann gab er der Kirche den Namen, und empfahl sie dem Schutz und der Aufsicht des h. Theobald, dessen Namen sie empfangen. Nachdem die Litanei vom Volke gesungen war, vermahnte er zum fleißigen Besuche der neuen Kirche, und zur Gutthätigkeit gegen dieselbige, und befahl dann, daß jährlich solch Einweihungsfest zum immerwährenden Gedächtniß gefeiert werden sollte. Eben hatte der Bischof geschlossen, und wollte nun, begleitet von der sämmtlichen Geistlichkeit, sich in die Sakristei begeben. Noch standen die Deutschordensritter und Johanniter in einem Halbkreise um den Altar — Bruder Gottfried von Hohenlohe stand wunderbarer Weise gerade auf der Seite des Altars, wo das Grabmal seines lieben Söhnleins vor seinem Angesichte lag — da auf einmal drängte sich durch die Volksmenge hindurch, welche eben auseinandergehen wollte, eine bleiche Frau im Nonnenhabit mit aufgelösten Haaren; Alles gieng aus dem Wege, wie vor einem Gespenst. Auch durch die Reihe der Ordensritter drängte sie hindurch, bis sie vor dem Altare stand. Jetzt irrte ihr Auge, aus dem die Fiebergluth strahlte, auf dem Boden umher; es suchte die Grabstätte des Söhnleins mit metallner Platte, auf der Name und Wappenschild eingegraben war. Als sie diese gefunden, kniete sie nieder und betete mit gefalteten

Händen. Der Nonnenschleier hatte sich so weit über ihre Stirne geschoben, daß die Nahestehenden, selbst der Nächste, ihr Gemahl, sie nicht erkannte. Und hätte auch nicht der Schleier ihre Stirn verhüllt, sie wäre nicht kenntlich gewesen, so sehr war ihr Gesicht von der Krankheit eingefallen und entstellt. In der Hast ihres Suchens nach dem Grabe ihres Söhnleins hatte sie den ihr so nahen Gemahl nicht beachtet. Als sie aber vom Boden aufsah, und ihr Blick auf den Gemahl fiel, als sie die lieben Züge erkannte, richtete sie sich rasch in die Höhe, stürzte auf ihn zu, und schlang die Arme um ihn, mit dem lauten Rufe: O mein Gemahl, so hab' ich Dich wieder! Jetzt erst an der Stimme erkannte Bruder Gottfried von Hohenlohe seine Gemahlin, die er für todt gehalten. Er konnte kein Wort hervorbringen, — er beugte sein Haupt auf ihr Haupt, daß seine Lippen auf den ihrigen ruhten, und drückte die Wiedergefundene inbrünstig an seine Brust. Aber die er in den Armen hält, die sich krampfhaft an ihn preßt, ihr Angesicht wird bleicher und bleicher und zuletzt todtenfahl, und das Herz, das eben noch in so raschen Schlägen dem seinigen entgegenschlug, schlägt auf einmal kaum noch hörbar, — ihre Lippen werden kalt, ihre Augen schließen sich, sie sinkt in die Kniee — eine Sterbende, eine todte Gattin hält er in seinen Armen. O trauriges Wiedersehen, um sich auf immer zu trennen im Erdenleben!

Der Meister des Ordens und die Brüder sehen mit Staunen und Wehmuth, was so eben vor ihren Blicken geschehen: Thränen der innigsten Theilnahme füllen ihre Augen. Düster blickt der Meister, aber nur aus Wehmuth, und nicht, weil der Bruder im Angesichte der Brüder das Gelübde des hohen Ordens verletzt hat. Er naht dem tiefgebeugten Bruder, der immer noch die Gattin in den Armen hält, die in die Kniee fiel, gerade über des

Kindes Grab, faßt seine Hand und spricht, nur ihm vernehmbar: Gott tröste Dich, armer Bruder, in deinem Leide; erfülle die letzte Pflicht, dann folg' uns und suche Trost in Deinem Schmerz in unsrer Mitte. Der hohe Meister hatte erkannt und gefühlt, daß das Band, das Gott geknüpft hatte zwischen zwei liebenden Herzen, nur der Tod trenne, und daß die Gattenliebe noch über dem Gelübde des Ordens stehe.

X. Die Wiedervereinigung.

So düster und traurig schloß die Weihe der neuen Bergkirche. Stumm und still verließen Alle, die an der Feier betheiligt waren oder derselben anwohnten, Geistliche und Ordensmänner, sowie Laien, hohe und niedere, die Hallen der neugeweihten Kirche, und gingen wieder den Berg hinab. Es war ein ganz anderer Zug, als derjenige, der den Berg heraufgekommen war. Weit voran diesem düstern und traurigen Zug war bereits eine Schaar furchtsamer Frauen gegangen, welche heute rascher trippelten, als sie je in ihrem Leben gegangen waren. Das waren die geistlichen Frauen von Oettelfingen, an ihrer Spitze die ehrwürdige Frau Meisterin Apollonia. Die trieb das böse Gewissen, und die Frauen Schwestern nicht minder. Als die kranke Edelfrau sich vor den Altar drang, und Niemand sie kannte in ihrem ungewohnten Habit, hatte Frau Apollonia, die mit ihren Schwestern auch vornen stand, das Opfer ihrer Praktiken am ersten erkannt. Sie erbleichte, zitterte und bebte, denn jetzt mußte ja ihr Lügenwerk an den Tag kommen. Alsbald gab sie ihren Schwestern einen Wink zum Abgang, denn sie war nimmer so begierig, abzuwarten, was weiter geschehen würde. Sie war die erste, welche sich durch die Menge hindurch drängte und aus der Kirche entkam. Ihr

nach die folgsamen Schwestern denn wo die rundliche und breite Meisterin durchbrach, konnten auch die schlanken Schwestern einen Durchgang finden. Wie eine Schaar furchtsamer Enten, die einer Gefahr entgehen wollen, trippelten die geistlichen Frauen davon und rasch den Berg hinab über Stock und Stein, denn diesmal sehnten sie sich gar sehr, so schnell als möglich in die schirmenden Mauern ihres Klösterleins zu gelangen, wo sie wenigstens für den ersten Anlauf geborgen waren. Wer ein böses Gewissen hat, der wähnt immer einen Verfolger hinter sich, so auch die geistlichen Frauen, absonderlich die hochwürdige Meisterin. Sie meinte nichts Anderes, als der Ritter im weißen Mantel mit blinkender Wehre, der seine Gattin wiedergefunden, liefe hinter ihr, um Rache an ihr zu nehmen für die Bosheit, die sie verübt. Wirklich gieng auch zunächst hinter dem furchtsamen Häuflein ein Anderer, der kräftig einhertrat, das war aber Niemand anders, als der Sternwirth von Mergentheim. Der war auch in der Kirche gewesen, und hatte die schauervolle Geschichte mit angesehen; er hatte alsbald auch die erbleichende und wie Espenlaub zitternde Meisterin, die Ursächerin alles Unheils, erkannt und ins Auge gefaßt, und war ihrer Fährte nachgegangen, als sie mit ihren Schwestern aus der Kirche verschwand. Im Innersten erbost über das ränkevolle Weib, war er nun Willens, im Fall er sie noch einholen sollte, sie wegen ihrer Bosheit zur Rede zu stellen, und wenn sie so frech wäre, zu läugnen, eine kleine Buße über sie zu verhängen — welche, darüber war er selbst bei sich noch nicht im Reinen, aber seine Faust ballte er schon im Gehen, und daß er kräftige Arme hatte, das wissen wir bereits von jener Nacht in Mergentheim, da er den Pilger von der Heineburg festhielt. Das mag die fromme Frau Apollonia gewittert haben, denn es

gibt Menschen, die haben ein so scharfes Ahnungsvermögen, daß sie nahende Gewitter, besonders Schlaggewitter, schon von ferne fühlen, und davor zittern. Aber ein Höherer griff ins Rächeramt, das der gute Sternwirth aus treuer Anhänglichkeit für den edlen Gottfried von Hohenlohe verwalten wollte. Wirklich schaute Frau Apollonia hinter sich; als sie einen Verfolger von seltener Mannsgröße hinter ihr erblickte — denn Herr Jörg Bleibimhaus der Sternwirth ragte über alle seine Mitbürger zu Mergentheim wohl um einen ganzen Kopf, wenn er in der Kirche kniete — da trieb sie ihre Schwestern zu größerer Eile an. War gerade vor der Tauberbrücke, die damals nicht so stattlich und breit, auch nicht so fest und dauerhaft war, wie die dermalige, sondern es war eigentlich nur ein schmaler Steg mit einem schwachen Geländer, über den nur wenige Leute nebeneinander und höchstens ein zweirädriger Karren gehen konnte. Rasch drängten sich die Eilenden hinein: eine jede wollte die erste sein, um vor dem Verfolger die Haut zu retten, sogar die Meisterin wurde von ihren Schwestern bald vorwärts, bald rückwärts geschoben, endlich an das Geländer der Brücke gedrängt, leider! gerade an der Stelle, wo es am schwächsten war. Den Druck der robusten geistlichen Frau hielt diese Stelle nicht aus, — sie gab der Uebermacht nach, das schwache Holz brach, und die Meisterin fiel hinab in die Tauber. Nur mit Mühe hielten sich die beiden ihr zunächst stehenden Schwestern an den andern, und diese faßten das Brückengeländer zur Rechten. Zum Unglück hatte die Tauber keinen geringen Wasserstand, und das Wasser riß gewaltig unter der Brücke, also daß die unglückliche Frau Apollonia alsbald von den Fluthen weit abwärts geschwemmt wurde. Zettermordio schreiend standen die Schwestern auf der Brücke; sie rangen die

Hände, und riefen um Hülfe für ihre Oberin. Aber Niemand hörte sie, denn es war noch Niemand vom Berge herabgekommen. Nur der Sternwirth war jetzt nahe; diesen, obwohl ihren Verfolger, riefen sie nun bei allen Heiligen an, der ins Wasser Gefallenen nachzuschwimmen, die immer noch nahe schwamm und ihre Arme in die Höhe reckte, wie Hülfe flehend. Aber der Sternwirth bezeugte keine Lust dazu, denn er freute sich sogar, daß der rächende Himmel ihm zuvor gekommen. Laßt sie schwimmen die Unselige, den Lügenbalg, rief er höhnisch, sie hat's nicht besser verdient an der guten Frau von der Heineburg — mög' sie dem Teufel zufahren, je bälder je lieber, die vermaledeite Lügenmeisterin. Oder habt ihr Lust, ihr sauberen Helfershelferinnen, ihr Gesellschaft zu leisten, so will ich euch nachschicken, nur ein Puff von meiner Hand und ihr zappelt eine wie die andere im Wasser. Diese ernste Rede und ein Zeichen mit seiner geballten Hand, welches anzudeuten schien, daß er seinen Worten alsbald Nachdruck geben möchte, machten einen so gewaltigen Eindruck auf die frommen Schwestern, daß sie auf einmal der Liebespflicht gegen ihre Oberin vergaßen, die sie doch nimmer retten konnten, denn bereits sah man weder Arme noch Kopf mehr über dem Wasser, sondern nur noch ihren Nonnenhabit. Sie machten, daß sie so schnell als möglich in ihre schirmende Herberge gelangten, wo sie, um doch der Pflicht der Liebe zu genügen, mit noch klopfenden Herzen sieben Paternoster beteten, zum Heil der guten Meisterin, und erst, als sie sich ruhig und gesichert wußten, sangen sie im Chore des Kirchleins der theuren Schwester seligen Angedenkens ein Requiescat in pace! Derweilen blieb der Sternwirth auf der Brücke stehen mit in die Seite gestemmten Armen, und schaute geruhlich der Schwimmenden nach, bis sie ganz und gar

unter dem Wasser verschwunden war, dann rief er: wünsch glückliche Fahrt — Dich hat Gott gerichtet wegen Deiner Missethat, Du schlimmste aller Weiber — Gott sei Deiner Seele gnädig!

So schauen wir unter dem Berge zwei Gottesgerichte an einem Tage, und oben auf dem Berge war's ein ernster und feierlicher Schluß des festlichen Tages. — Schon lagen Schatten der Dämmerung über dem Taubergrunde. Die neuen Glocken erklangen, aber nicht mehr so hell und freudig, wie am Nachmittag, als ihr Ton die Gläubigen in die neugeweihte Kirche einlud, es war ein wehmüthiger und düsterer Klang, und bald darauf ein feierlicher Grabgesang. Ein Grab in der Kirche hatte sich geöffnet, an derselben Stätte, da das Söhnlein des Herrn von der Heineburg ins Grab gesunken war. Auf seinen Sarg wurde ein anderer hinabgelassen, der die Reste seiner vielgeprüften Mutter barg. Vor dem offenen Grabe knieete in stummem Schmerz Gottfried von Hohenlohe, weiland Herr auf der Heineburg, nun Bruder Deutschordens, und neben ihm Landolin, der alte Burgvogt, jetzt Sakristan der Theobaldskirche, so wie alle Diener und Hausgenossen der früheren Herrschaft, die jetzt erst, nachdem sie beim Bau der Kirche mitgeholfen, den Berg zu verlassen Willens waren. Wie schmerzlich und doch erfreulich für alle diese Diener, daß sie noch ihr Gebet für die Gestorbene darbringen durften, die ihnen im Leben nicht eine Herrin, sondern vielmehr eine freundliche liebevolle Mutter gewesen war. Als die Litanei über dem Sarge gesprochen und die üblichen Todtenmessen gelesen waren, schied Bruder Gottfried von dem Grabe, aber unter großer Wehmuth, und ging schwankenden Schrittes den Berg hinab. Jetzt fühlte er, daß er nicht umsonst ein Kreuz außen auf der Brust trug, denn eine

Kreuzes- und Jammerlast lag auch auf seinem Herzen. Als er über die Tauberbrücke ging, ahnete er nicht, daß Gott hier über Diejenige gerichtet, welche die Ursächerin all seines Leids und Jammers gewesen, — er gedachte ihrer nicht im übergroßen Leid, und wäre es gewesen, so hätte er ihrer nicht gedacht mit rachsüchtigem Herzen, denn am offenen Grab unsrer Lieben söhnt sich das Herz aus mit aller Welt; er gedachte nicht des Weibes, das ihm den Himmel seines Lebens zerstört hatte, als er vorüber ging an dem Klösterlein, wo schuldbewußte Herzen die Rache eines schwerbeleidigten Gatten fürchteten. Es war bereits Nacht, als Bruder Gottfried vor dem Hause seiner Brüder zu Mergentheim ankam, und wieder in den Port des Friedens und der Ruhe eingelassen wurde. Hier fand er auch was der Meister des Ordens ihm verheißen in jener ernsten Stunde auf dem Berge — brüderlichen Trost, wie ihn Menschen geben können. Ob er auch Ruhe und Friede für seine Seele fand?

Der Erste, der zur Theobaldskirche über der Tauber wallte und allda betete, war Bruder Gottfried von Hohenlohe — auch war er von nun an der eifrigste und fleißigste Wallner. Jeden Abend, wenn er die Pflichten des Ordens am Lager der kranken Brüder erfüllt, ihrer treulich gepflegt und ihre Schmerzen gestillt hatte, ging er, mit des Meisters Erlaubniß, aus dem Ordenshause, und dem Höhberge, dann der Theobaldskirche zu, um auch für seine Wunde ein schmerzstillendes Mittel im andächtigen Gebete zu suchen. Jedesmal kam er erst in der Nacht in sein Ordenshaus zurück, und der Pförtner wußte, wenn das Glöcklein an der Pforte klang, daß es kein Anderer war, als Bruder Gottfried der Wallner, der im Gebete sich verweilt hatte. Einmal aber — es war in kalter Winternacht — wurde das Glöcklein nicht angezogen. Der

Pförtner wartete und wartete, der Bruder kam nicht. Aber einmal — es war die neunte Stunde der Nacht, eine ganze Stunde über die Zeit, da der Bruder zu kommen gewohnt war — da klang das Glöcklein, doch nicht gezogen von Menschenhand — es war, wie wenn dasselbe von einem Hammer ganz sanft berührt würde — und deutlich vernahm er 9 silberhelle Schläge, wie noch nie das Glöcklein geklungen hatte. Mit zitternder Hand öffnete er die Pforte, aber Niemand stand draußen. Da überlief ihn ein Schauer — schnell eilte er auf das Gemach des Meisters, der oft noch bis Mitternacht in Angelegenheiten des Ordens beschäftigt wachte, und machte die Anzeige von dem, was ihm eben vorgekommen war. Unsrem lieben Bruder ist etwas wiederfahren, rief der Meister, ohne den Pförtner recht ausreden zu lassen — auch ich habe einen Vorboten erhalten — als ich eben mein Nachgebet betete und das Brevier zuschlug drückte eine kalte Hand, wie die eines Sterbenden, innig meine Hand — es war gewiß das letzte Lebewohl unsers treuen Bruders — laß heute noch zween Knechte des Ordens aufsitzen, und auf dem Wege bis zur Theobaldskirche Nachsuchung halten.

Der Meister und der Pförtner hatten recht geahnet. Als die Ordensknechte durch das angelehnte Portal der Bergkirche eintraten, fanden sie den frommen Wallner in betender Stellung, über das Grabmal seiner vorangegangenen Gattin gebeugt, aber die Augen waren gebrochen, Händ' und Füße erstarrt. Erst jetzt eilte der alte Landolin herbei, der jeden Abend seinem lieben Herrn die Kirche aufgeschlossen, nie aber den Schluß seiner Andacht abgewartet hatte. Alle Bemühungen des treuen Dieners und der beiden Ordensknechte waren vergebens, den Erstarrten wieder in das Leben zurückzurufen. Er war

hinübergeschlummert in den Frieden, den er oft im heißen Flehen ersehnt hatte, er war jetzt auf immer vereint mit Derjenigen, welche Menschen-Bosheit im Leben von ihm getrennt hatte. — Nach den Satzungen des Ordens soll der Bruder in der Mitte seiner Brüder seine Ruhestatt finden. — Nicht also rief Bruder Cunrad von Rüde, der Meister des Ordens, der heiße Thränen vergoß, als er die Kunde von dem Heimgang des Bruders Gottfried von Hohenlohe erfuhr — des Bruders Leichnam soll ruhen neben der Hülle seiner Gattin, denn, was Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Am andern Tage in düstrer Abendstunde senkte der Sakristan Landolin, der treue Diener, die Hülle seines geliebten Herrn in die Gruft neben seiner Gemahlin, und nach kurzer Zeit ließ er durch Meister Imhof zu Mergentheim ein schönes steinernes Mal fertigen, auf dem Gottfried von Hohenlohe und sein Gemahl Cunigundis von Wertheim, einander gegenüber knieend, abgebildet waren; neben dem Ritter kniete das Söhnlein Theobald. Die Umschrift lautete: Anno Domini 1380 den 3. January starb der edel und ernvest Gottfried von Hohenloe deß Seel Gott genad! Anno 1379 den 30. Novembris verschied die edel und tugendhaft Frau Cunegundis von Hohenloe geborne Grävin von Wertheim, der Seel Gott genad! Er verleih ihnen beeden eine seelige Urständ!

Noch lange nach dieser Zeit stand dieses Denkmal am Altare der Theobaldskirche, als aber die Kirche zerfiel, wurden auch diese Steine herausgenommen, und für diese oder jene unheiligen Zwecke verwendet, wie es leider! das Loos schon so mancher ehrwürdigen Denkmale gewesen ist. Doch dauerte die Kirche mit ihren Denk-

malen noch länger als Alles, was an die traurige Geschichte des edeln Gottfrieds von Hohenlohe und an seine Gemahlin Cunegunde gemahnte. Das Klösterlein der geistlichen Frauen zu Oettelfingen wurde schon i. J. 1380 fast von seinen Bewohnerinnen entvölkert: eine Krankheit brach in der Mitte der Schwestern aus, die fast drei Theile derselben dahinraffte, während die Krankheit unter den Bewohnern des Ortes kaum bemerkbar, nicht ein einziges Opfer forderte. Ein sichtbares Gottesgericht für das Unrecht, das die geistlichen Frauen mit ihrer Meisterin an der Edelfrau von der Heineburg verübt hatten. Im Bauernkrieg wurde das Klösterlein von den wilden Bauern geplündert; zum Glück waren die Frauen zuvor gewarnt, hatten sich geflüchtet und da und dorthin zerstreut, daß keine mehr die andere gesehen. Ein Berauschter von der wilden Schaar warf einen Brander hinein, wider Willen der Genossen, aber da es einmal brannte, ließen sie es brennen, und lachten noch dazu, daß das Nest der alten Jungfern so schön lichterloh brannte. Bis auf die Mauern brannte das Klösterlein aus, und was noch stand, wurde nach und nach abgebrochen — gab gättliche Bausteine zu Häusern — und so verschwand das Klösterlein nach und nach, also daß man nur noch die Stätte weiß, wo es einst gestanden. Alte Leute aus der Gemeinde wollen noch von Mauerresten gehört haben, die ihre Urähnen und Ahnfrauen gesehen. Ueber das Schloß des Ritters Weipredht Martin zu Balbach erging ein ähnliches Loos. Im Jahr 1523, als Schloß Balbach unter jenen Burgen war, wo Thomas von Absperg, der Mörder des Grafen von Oettingen, Unterschlauf fand, wurde es von dem schwäbischen Bunde belagert, erobert und ausgebrannt. Im Baurenkrieg wurden die nackten Mauern vollends niedergerissen, also

daß man keine Spur mehr sieht von der Stätte des Fluchs, in der der räuberische und bösartige Ritter Weiprecht Martin weiland sein fluchwürdiges Wesen getrieben. Die Stätte, wo er so grausam und unmenschlich hauste, ist vergessen, wie er selbst, der von der Welt so spurlos verschwand. Keine Seele, weder Freund noch Feind, fragte mehr nach dem Ritter von Balbach, denn er hatte keinen Freund, der ihn liebte, und seine Feinde freuten sich, daß er nicht mehr war, der Störefried und Plaggeist des Taubergrundes. Nur bei der spätern Nachwelt wurde noch sein Andenken durch einen Zufall erneuert. Als vor noch nicht vielen Jahren die Lehmgrube hinter dem Dorfe Oettelfingen wieder aufgegraben wurde, da fanden die Arbeiter das Skelet eines riesigen Mannes, der hier seinen Tod gefunden. Neben dem Skelete lagen verschiedene Gegenstände von Stahl und Messing mit Rost und Grünspan überzogen: ein schön gearbeitetes Speereisen, ein breites Ritterschwerdt, ein Seitendolch, so wie die Schnalle eines Schwerdtgurts, nebst einigen kunstreich gearbeiteten Nägeln mit Knäufen, welche einst den Gurt geziert hatten. Dem Erzähler dieser Geschichte hat es die Sage vertraut, daß jene Gebeine, und Alles was dabei lag, dem Ritter Weiprecht Martin von Balbach angehörte, über den der rächende Gott ob seiner Missethat schon hienieden Gericht gehalten hatte.

Götz von Hohenlohe,
der treue Bannerführer,
oder
der Kampf um die Kaiserkrone.

I. Kaiser Adolf von Nassau.

Als Rudolpf von Habsburg im Jahr 1291 seine Augen schloß, war Deutschlands bester Herr und König verschieden, ein Fürst, den man mit Recht den Retter und Erlöser Deutschlands in einer schweren und verhängnißvollen Zeit nennen konnte. Er war ein deutscher König gewesen im ganzen Umfang des Worts, denn, während die großen Staufer vor ihm die Gränzen des deutschen Reichs bis über Italien auszudehnen suchten, dort mit der Blüthe deutscher Ritterschaft sich ein großes Grab bereiteten, und das deutsche Vaterland Stellvertretern ihrer Macht überließen, ließ der kluge Rudolf von Habsburg die schönen Gefilde Italiens mit seinen reichen Städten und mächtigen Burgen aus den Augen, und wandte seine ganze Herrschersorge seinem lieben deutschen Lande zu, das, wie nie, eines Ordners und Beruhigers bedurfte. Aber er regierte zu kurz, um sein Werk vollenden zu können, ob er gleich

18 Jahre über Deutschland bald milde, bald strenge sein Scepter hielt. Sein Sohn Albrecht war leider nicht der Erbe seiner Klugheit und seiner Herrschertugenden, und durchaus nicht der Mann, um das angefangene Werk zur Beglückung Deutschlands fortzuführen. Darum hatten auch die Fürsten des Reichs noch bei Lebzeiten Rudolfs Anstand genommen, ihm als künftigen König die Wahl zu ertheilen. Doch was die Churfürsten damals nicht zusagen wollten, das nahm Albrecht nach dem Tode seines erlauchten Vaters, ohne weiter bei den Churfürsten anzufragen, für eine ausgemachte Sache an. Da er in allen Würden seines Vaters zu sein glaubte, so nahm er, ohne den gesetzlichen Wahltag abzuwarten, die auf der Burg Trifels aufbewahrten Reichskleinodien, Scepter und Krone, in Beschlag, wie wenn davon allein der Besitz des Reichs abhänge, zog nach Hagenau, und hielt dort ein königliches Hoflager, jeden Tag gewärtig, daß des Reichs Erbmarschall ihm die Erhebung auf den Thron seines Vaters verkünden würde. Aber der kam nicht, vielmehr waren die weltlichen und geistlichen Fürsten über Albrechts Gebahren über die Maßen gekränkt. Besonders war es der Erzbischof von Mainz, Gerhard, ein staatskluger Fürst aus dem Hause Nassau-Eppstein — Jener, den ein Zeitgenosse, der Dichter Hugo von Trimberg, bezeichnend, den Fuchs von Mainz nennt, denn er war listiger als alle Listigen im Priesterrocke. Der zürnte über Albrecht, nicht, weil ihm seine Person widerwärtig war, sondern, weil er bereits einen König über Deutschland in seiner Tasche hatte, der seines Geschlechts war, und ihm — so meinte er wenigstens, wenn er Krone trüge, das Regiment über Deutschland überlassen würde. Als der gewichtigste unter den Churfürsten und als der Churerzkanzler, schrieb er im Mai des Jahres 1292 einen Reichstag nach Frankfurt

aus. Seinen Erkornen hatte er bei Zeit an den Ort, wo die Wahl vor sich gehen sollte, in die Barfüßerkirche zu Frankfurt bestellt. Als nun die Churfürsten am 5. Mai in der Sakristei dieser Kirche versammelt waren, erbat er sich vor denselben, daß sie ihm als einem Unpartheiischen ihre Churstimmen anvertrauen; sie willigten ein, und nun erhob er sich mit der ihm eignen Würde und Majestät und sprach: ich habe in der Messe zum heiligen Geist gefleht, auf daß ich durch seine Gnade den Mann erkenne, welchem Gott Ehre geben will; darum nenne ich im Namen der heiligen Dreifaltigkeit Ihn, der das Reich von allen Nöthen befreien wird, und wähle somit den Grafen Adolf von Nassau, der hier vor euch steht, zum römischen König.

Ehe er die letzten Worte geredet, hatte ein Cleriker verabredeter Maßen die Thüre der Sakristei geöffnet, und herein war getreten in edlem Anstand eine ritterliche Heldengestalt mit blühendem freundlichem Antlitz, der edle Graf Adolf von Nassau, der Vetter des listigen Erzbischofs von Mainz. Die Versammelten machten große Augen, doch auf die Meisten machte das edle und majestätische Wesen des Grafen sichtbar einen freundlichen Eindruck. Der Erzbischof ließ ihnen keine Zeit, lange Betrachtungen anzustellen, denn alsbald stimmte er den Ambrosianischen Lobgesang an; alle geistlichen Herren stimmten, wie billig und recht, ein in das Lied, das der Erzbischof intonirte, und sangen mit heller Stimme: Te Deum Laudamus. Dagegen die weltlichen Churfürsten waren nicht wenig überrascht, und es fehlte ihnen im Augenblick die Stimme, um mitzusingen; kurz, sie erkannten, daß der Fuchs von Mainz sie überlistet habe. Doch darum keine Feindschaft nicht — den Herrn von der Pfalz hatte Gerhard schon frühe rauf seine Seite gebracht, die Uebrigen beschwichtigte

man mit Geld und guten Worten, und die Wahl des Grafen fand keinen Widerspruch, denn sie war ja auf einen Mann gefallen, der mit allen Tugenden des Ritterthums ausgestattet war. Noch in derselben Stunde wurde Adolf von Nassau von drei Herolden in den Straßen der Stadt zum Kaiser ausgerufen. Nicht lange darnach wurde er zu Aachen gekrönt, und die Fürsten des Reichs huldigten ihm in glänzender Reichsversammlung als ihrem rechtmäßigen Lehensherrn. Nur Einer erschien nicht, um sein Lehen vom Neuerkornen zu empfahen, das war Herzog Albrecht von Oesterreich, der sich schon als Herr des Reiches gebahrt hatte. Da schickten die weltlichen Churfürsten Boten an ihn, und brachten ihn mit liebreichen Worten dahin, daß er versprach, dem neuen Vogte des Reichs sich zu fügen. Er lieferte Scepter und Krone aus, und ritt mit einem königlichen Gefolg nach Oppenheim, wo der neue Kaiser Hof hielt. Es war ein wunderbares Zusammentreffen, als sich Beide zum ersten Mal in's Auge sahen. Kaiser Adolf gieng dem einstigen Gegner mit freundlichem Blick und freundlichem Herzen entgegen, und reichte ihm die Hand zur Versöhnung. Darauf kniete der Herzog, als vor seinem Herrn, nieder im Angesicht vieler weltlichen und geistlichen Herren, und empfieng seine Lehen nach Recht und Herkommen. Schnell hob ihn der Kaiser vom Boden auf und umarmte ihn als seinen Freund und Bruder mit freudestrahlendem Blicke. Aber in Albrechts düstrem Auge glänzten Thränen, keine der Rührung, sondern des Schmerzgefühls über seine Demüthigung vor seinem Nebenbuhler. Mit einem finstern Groll im Herzen schied er vom Hoflager des Kaisers, und kehrte ohne Krone, in deren Besitz er sich bereits geträumt hatte, in sein Erbland Oesterreich zurück.

Adolf von Nassau täuschte nicht die Hoffnungen, die

seine Wähler in ihn setzten. Er war in den Reichsgeschäften wohlerfahren und gewandt, und hatte schon unter Kaiser Rudolf als Oberhofrichter sich alle Achtung erworben. Wer sich allein unter den Fürsten des Reichs in ihm täuschte, das war der Erzbischof von Mainz: der hatte geglaubt, im neuen Reichsoberhaupt einen Solchen zu finden, der Reich Reich sein ließe und ihn, den geistlichen Herrn, in demselben schalten und walten lassen würde. Aber Kaiser Adolf fühlte sich stark genug, das Scepter des Reichs selbst zu führen, und ließ den stolzen Priester bald merken, daß er seines Beiraths nicht gar sehr bedürfe, auch seiner Einmischung in die Geschäfte des Reichs gerne entrathe. Aber diese Hintansetzung konnte ihm der geistliche Fürst nimmer mehr vergessen, da er ihn immer als das Geschöpf seiner Hände betrachtet hatte.

Im Anfang seines Regiments zeigte Kaiser Adolf den besten Willen, sowie eine Kraft und eine Einsicht, wie sie nur sein Vorgänger, Kaiser Rudolph gezeigt hatte, den er sich in Allem zum Vorbild wählte. So reiste er wie Rudolph von Habsburg in den Gauen des Landes umher, empfieng die Huldigung der Fürsten und Städte, und ermahnte sie, indem er in eigener Person, wie Rudolph, Streitigkeiten und Fehden schlichtete, zur Eintracht und Ruhe. Dabei war er, wie sein großer Vorgänger, voll Demuth, Freundlichkeit und Leutseeligkeit gegen Jedermänniglich, weß Amtes und Standes er sein mochte. Kaum sah man ihm an, daß er Kaiser war, so einfach war er in seinem ganzen Wesen und Aufzug. Besonders behielt er auch als Kaiser seine freundliche Gesinnung gegen Diejenigen bei, welche ihm vor seiner Erwählung zum Kaiser, Freunde und Genossen gewesen waren. Da war Keiner, den er nicht aufsuchte, wenn er durch die Gauen des Landes zog, und wäre es auch der geringste

Ritter oder Edle gewesen, der in einem schlichten Herrenhaus im Thal, oder in einem Schlößlein auf der Höhe wohnte, er zog nicht vorüber, ohne solchen zu begrüßen und der alten Freundschaft zu gedenken. — So wurde auch bei einer Fahrt durch's Frankenland einem lieben Freund an der Tauber die Ehre seines Besuchs zu Theil.

II. Der Gast auf Neuhaus.

Nur eine Viertelstunde von Mergentheim, auf dem sogenannten Kitzberg, der von Osten die Stadt überragt, stehen noch gewaltige Trümmer der Burg Neuhaus. Es sind bedeutende Mauer-Reste mit dem Hauptthore, welche deutlich beurkunden, wie stattlich in alten Zeiten die Burg gewesen sein muß. Vor Allem ist noch ein wohlerhaltener Thurm von großem Umfang vorhanden, von dessen Fensteröffnung aus man eine liebliche Aussicht das Thal auf- und abwärts hat, auf einen schönen grünen Grund, durch den sich die Tauber lieblich dahinschlängelt. In jener Zeit, in die unsere Geschichte fällt, stand noch nicht dieser Thurm, der erst im Jahr 1546 erbaut wurde, dagegen der Luginsland, welcher dermalen jämmerlich zerfallen ist, und vielleicht über Nacht vollends in Trümmer fällt, wenn auch die neuere Zeit mitleidig an seinen Lücken und Brüchen gebessert und geflickt hat. Als Herr Gottfried von Hohenlohe-Braunedk mit seiner Gemahlin Elsbeth, einer Geborenen von Falkenstein

Münzenberg (am Donnersberg) auf dieser Burg residirte, da war dieser Thurm der höchste Luginsland im ganzen Taubergrunde, und man schaute von seinen Zinnen gegen Osten hinüber bis zu den Waldenburger Bergen, und gegen Norden hinunter über den Odenwald bis zum hohen Katzenbuckel. Der genannte Gottfried von Brauneck war der Erbauer der stattlichen Burg, und hatte sie das Neuenhaus genannt, gegenüber den an den deutschen Orden übergegangenen Schlössern zu Mergentheim, wohl, um zu zeigen, daß die von Hohenlohe doch noch als Herren auf dem der Stadt so nahen Grund und Boden gelten, obgleich die frommen Vorfahren gar Vieles an den Orden verschenkt hatten. Während sich seine Erben später von der Burg Neuenhaus nannten, behielt er den alten Namen von Brauneck bei. Doch zu Neuenhaus, auf der neuerbauten Burg, brachte er immer den schönsten Theil der Jahreszeit zu, denn hier oben im Anblick des schönen Grundes und der Rebhügel zu beiden Seiten war es viel lieblicher und wonnesamer denn auf dem Stammsitz Brauneck, wo man nur über eine Ebene oder waldige Gründe hinblickte. Hier auf Neuenhaus lebte er im Genusse der lieblichsten Natur, und von den Erinnerungen eines thatenreichen Lebens, dessen schönsten Theil er im Dienste des Reichs unter Rudolph dem Habsburger verbracht hatte. Alle Fehden und Streite, die dieser ritterliche Held auszufechten hatte, kämpfte Gottfried von Hohenlohe mit, darum er auch bei Rudolph von Habsburg in großen Gnaden stand. Als dieser im Jahr 1289 seinen letzten glänzenden Reichshof zu Erfurt hielt, begleitete ihn Gottfried von Hohenlohe noch einmal. Dann aber gieng er in seine Heimath zurück, hieng sein Schwerdt im Rüstsaal auf und sagte dem Kriegsleben und Hofdienst Lebewohl; er widmete sich von nun an seinem Familienkreise, der ein reicher

war, denn seine Gemahlin Elsbeth hatte ihm bereits 8 Kinder geboren; des jüngsten war sie erst kürzlich genesen und es sollte in diesen Tagen die heilige Taufe empfahen. Frau Elsbeth war noch nicht ausgesegnet vom Burgkaplan, und hielt sich immer noch in ihrem Frauengemach verschlossen. Der Gang in die Burgkapelle zur Taufe ihres neugebornen Söhnleins sollte ihr erster Ausgang werden.

Es war ein schöner Juni-Abend des Jahres 1293, unmittelbar vor dem Tage, an dem das Söhnlein Herrn Gottfrieds von Hohenlohe zur Taufe gebracht werden sollte. Der Edelherr war soeben aus dem Gemach seiner Gemahlin getreten, der er angekündigt hatte, daß er noch diesen Abend hinab in die Stadt reiten wolle, um den Herrn Deutschmeister Hans von Nesselrode, mit dem er in freundlicher Bekanntschaft stand, zu bitten, sein Söhnlein über die Taufe zu heben. Hinter ihm trat sein ältester Sohn gleichen Namens aus dem Gemach, denn der Vater hatte ihm verheißen, daß er ihn in die Stadt hinab begleiten dürfe. Kaum waren sie herausgetreten, so hörte man das Hörnlein des Thorwärters. Schnell öffnete der Edelherr die Thüre, welche auf den Söller führte, um zu schauen, welchen Besuch der Thorwart angekündigt hatte. Aber noch schneller war der kleine Junkherr Götz den Schnecken hinab, und unten im Hof, um den Fremdling zu empfangen. Ein Rittersmann mit tief in die Stirne gedrücktem Biret, auf dem schöne Federn wallten, ritt über die Brücke. Das Junkherrlein empfieng den Reiter mit einem freundlichen Willkomm und Nicken des Kopfes, faßte dann ganz herzhaft das Roß des Gastes und führte es durch das offene Thor. Wer bist Du, junger Fant? fragte der Einreitende, indem er dem Junkherrlein seinen freundlichen Gruß erwiederte. Meines Herrn Vaters erstgeborner Sohn Götz, antwortete der Kleine,

indem er des Ritters Steigbügel hielt, — und sein Marschalk und Leibdiener, setzte der Fremde hinzu, denn ich sehe nirgends einen Diener, der mein Pferd abnimmmt und in den Stall führt. Ja wohl bin ich meines Herrn Vaters Marschalk und Leibdiener, absonderlich, wenn die Knechte nicht da sind, und eben sind sie noch drunten in den Tauberwiesen, und führen Heu ein. Dieß sprechend nahm er das Roß des Gastes und führte es dem Stalle zu. Schnell kehrte er wieder zurück, um den Fremdling in den Saal zu führen. „Nun aber,“ so begann er zum Fremdling, „da ich euch gesagt habe, wer ich bin, so erlaubt auch, daß ich euch frage, wer ihr seid, Herr Ritter, denn ich möchte Euch meinem Herrn Vater anmelden.“

„Wer ich sei, willt du wissen, Junkherrlein — rathe einmal.“

„Ein Rittersmann, das ersehe ich aus euren Gewaffen, eurem Wappenrock und eurer güldnen Kette.“

„Rathe weiter hinauf.“

„Ein Edelherr, wie mein Vater?“

„Noch mehr.“

„Ein Graf?“

„Noch mehr.“

„Ein Herzog?“

„Noch weiter.“

„Ihr seid doch kein König oder Kaiser? denn ein König und Kaiser reitet nicht so armselig ohne Gefolge, wie ihr — ich meine, Herr, ihr habt nur euer Gespötte mit mir.

Da lachte der Fremdling, trat durch die Thüre, die auf den Schnecken führte, aber das Junkherrlein vertrat ihm den Weg, sprechend: nur gemach, Herr Ritter, oder wer ihr auch sein möget, ich laß euch nicht hinauf, bis ihr mir nennet, wie ihr heißet; denn ich bin nicht nur

meines Herrn Vaters Marschalk und Leibdiener, sondern auch sein Thürhüter, welcher Niemanden herauf lassen darf, der zu seinem Vater will, eh' ihm der Name genannt wird. Dieß sprechend stellte er sich mitten auf die Treppe, spreizte die Beine, so weit er konnte, und streckte die Arme auseinander, um mit aller ihm zu Gebot stehenden Gewalt den Eintretenden abzuhalten. Da lachte der Fremdling hellauf, indem er versuchte, bald rechts, bald links durchzukommen, aber der Knabe hielt ihn männlich zurück. Während sich dieser kleine Krieg unten am Schnecken entspann, kam Götz von Hohenlohe die Treppe herab, um den Gast zu empfangen, den er vom Söller herab hatte einreiten sehen. „Herr von Hohenlohe, ihr habt einen strengen Thürhüter, rief dem Herabsteigenden der Gast entgegen — helft mir von dem jungen Fant, sonst wird mir nicht möglich, zu euch zu gelangen. Jetzt erst, als Götz den Vater erblickte, verließ er seinen Standpunkt, den er bisher so männlich behauptet hatte, und drückte sich fest an das Schneckengeländer, daß der Gast ungehindert aufwärts stieg. Mitten auf der Stiege bewillkommte der Edelherr seinen Gast, dessen Stimme ihm bekannt schien, dessen Gesichtszüge er aber nicht recht erkennen konnte, da er sein Biret tief eingedrückt hatte, und es auf der Hausflur schon abendlich dunkelte. Fast sollt' ich euch kennen, begann der Edelherr, denn eure Stimme ist mir bekannt. Will's meinen, entgegnete der Fremdling — kennet ihr mich aber nicht, so sag' ich's euch so wenig, wer ich bin, als eurem Söhnlein — nun, seht mich einmal recht an, mein Herr von Hohenlohe — er rückte das Biret rasch von der Stirne, daß der Edelherr die Züge eines lieben Angesichts wohl erkannte. Ist's möglich, rief Herr Gottfried voll Staunen, daß mein Herr und Kaiser Adolfus mich würdiget, unter mein Dach zu gehen? Nein, nicht

dein Herr und Kaiser, entgegnete Kaiser Adolf, (wie er es wirklich auch war,) sondern dein alter treuer Freund und Waffenbruder, Adolf von Nassau. — Herrn Gottfried von Hohenlohe wollte dem Kaiser knieend seine Ehrfurcht bezeugen, aber der Kaiser kam ihm zuvor, und schloß den Edelherrn in seine Arme, sprechend: nicht zu meinen Füßen, sondern an meine Brust, lieber Götz, denn es steht bei uns in alten Rechten. — Dann winkte er dem Söhnlein seines Freundes heran, das jetzt verplüfft in der Ecke stand, als es hörte, daß der Ritter, gegen den er sich so unwirsch betragen, wirklich ein Kaiser war; komm nur her, rief er ihm freundlich zu, du hast dich wacker gehalten, und wenn du, wie du ein treuer Pförtner deines Vaters bist gewesen, so dereinst ein männlicher Burgwart deines Hauses sein wirst, so wird es wohl gethan sein — ich wünsch' dir Glück zu deinem Erstgebornen, Bruder Gottfried — was eine Nessel werden will, muß bei Zeit brennen — setzte er hinzu, indem er sich zum Edelherrn wandte — aber nun, mein viellieber Freund, stelle mich alsbald deiner Elsbeth vor. — Wie gerne, entgegnete der Edelherr, aber — er war etwas verlegen, und das Wort wollte nicht vom Fleck gehen. Nicht wahr? ich komme zur ungelegenen Zeit, fiel ihm der Kaiser in's Wort — deine Elsbeth ist jetzt nicht in der Verfassung, um Gäste zu empfangen, denn ein lieberer Gast hält bereits bei ihr Einlagerung.

„Also wisset ihr es bereits, mein Herr und Kaiser, daß mein Gemahl eines Knäbleins genesen?“

„Und noch mehr, weiß ich, mein alter Freund — drunten in der Stadt hab' ich vernommen, daß du Morgen Taufe halten willst, bei der Alles im Saus und Braus, in Lust und Freude leben soll — dabei will ich nun auch sein, als ungeladener Gast, denn die ungeladenen sollen ja oft die werthesten sein.“

„Allerdings, besonders, wenn ein Herr und Kaiser sich einstellt."

„Laß das Wort Kaiser — und sag', alter Freund, denn ein wahrer treuer Freund ist der liebste Gast.

Wer wird aber die Ehre haben, und dein Söhnlein aus der Taufe heben?"

„Soeben wollte ich in die Stadt hinab reiten und meinen Gevatter gewinnen."

„Die Mühe kannst du dir ersparen, lieber Waffenbruder, denn, wenn dir dein Kumpan Adolpf von Nassau, recht und genehm ist, so ist die Sache schon abgemacht; so bald werde ich nicht wieder zur Stelle sein, um dir solchen Dienst zu erweisen — und noch eine Zweite, die du auch kennst, wird sich einfinden, denn sie ist nicht weit von hier, die das Fest deines Söhnleins verherrlichen soll.

„Mein Herr und Kaiser, ist es euer Ernst, daß ihr mich solcher Ehre würdigen wollet."

„Was Ehre, was Würdigkeit? nein, ich habe von Glück zu sagen, daß mich mein Stern gerade in solcher Stunde hierher geführt, — also, wir sind Gevatterleute, sintemalen du mich aber, lieber Gevatter, deiner Elsbeth aus zarten Rücksichten heute nicht mehr vorstellen willt, so verschweige ihr auch, daß ich hier bin, wenn Du je reinen Mund halten kannst, denn ich kenne dich noch von alten Zeiten her, daß, wenn dein Herz voll ist, dir der Mund so leicht überfließt — meine Ankunft möchte deiner Getreuen leichtlich Sorge und Unruhe bereiten, was ich nicht haben will — darum schweige!

So gern ich mir von Frauen den Becher credenzen lasse, du bist mir gut genug als credenzender Mundschenk, denn ein Willkomm'strank aus Freundeshand ist auch etwas Liebes, besonders wenn man einen bietet, wie er

an den Höhen der Tauber wächst — er mag munden nach einem Ritt auf diese Höhe, denn mir ist warm geworden.

„So tretet in meinen geringen Saal, daß ich Euch bedienen kann, wie sich's geziemt; will mein Schenkenamt führen nach bestem Wissen und Vermögen, bin zum ersten Mal Schenke meines Herrn und Kaisers."

Kaiser Adolf hieng traulich den Arm in den Arm seines Freundes, mit der Linken faßte er die Hand des Junkherrleins, und so traten die Drei Arm in Arm und Hand in Hand in den Saal, wohin man die Gäste am ersten zu führen pflegte. Dort löste der Edelherr seinem Gast den Schwerdtgurt, und hieng Waffen und Dolch an eines der Hirschgeweihe auf, die zahlreich an der Wand angebracht waren, indem er auf Schwert und Gurt einen bedeutungsvollen Blick warf. Indessen eilte das Junkherrlein auf den Wink des Vaters aus dem Saal, um den Trunk herbeizuholen; er kehrte bald wieder zurück, einen gewaltigen Henkelkrug in der Rechten tragend, der fast so groß war, wie er selbst, und einen Willkomm in der Linken, den ein Andrer seines Alters nur mit zwei Händen gehoben hätte.

Eben so stattlich, als er den Krug daher trug und auf den Tisch stellte, hielt er den mächtigen Willkomm dem Vater hin, der ihn bis oben füllte und dann seinem Kaiser kredenzte. Trefflich mundete dem Gaste der edle Markelsheimer, ob ihn auch Frau Elsbeth die Burgfrau nicht kredenzte. Er leerte den Becher in wenigen Zügen, und der liebe Gastfreund füllte ihn noch einmal, ja zum dritten Male, denn der Kaiser gedachte nicht, daß der Wein, der an dem steilen Ufer der Tauber im heißen Sonnenstrahle wächst, und so sanft durch die Kehle gleitet, so feurig wäre, wie das Gewächs vom heimischen Rheingau.

Bald wurde er redseelig und begann: „Mein Freund und Bruder, was hast du so bedeutungsvoll mein Schwerdt angeschaut, als du es an die Wand hiengst? Hast es wohl für dein Schwerdt erkannt, das du mit dem meinigen getauscht, als wir von Herrn Philipp von Falkenstein, dem wir lange als Knappen gedient, geschieden." „Wohl hab' ich's erkannt, ob es gleich ein köstlicheren Wehrgehäng gewonnen, seitdem es eines Kaisers Lenden ziert." „Da siehst du, mein Freund, wie man Gaben ehrt, wenn sie aus biedern Händen kommen; und seit jenen Tagen kam mein liebes Gewaffen nie mehr von meiner Seite und hab jeglichen Strauß mit ihm ausgefochten." „Auch das meine, das dort hängt, wenn auch nicht kostbar geziert, hat seinem edlen Geber keine Schande gemacht, aber jetzt ruht es müßig in der Scheide, denn ich habe satt an Kampf und Fehde. Der äußere Unfrieden hat bei mir ein Ende, nunmehr hab' ich aber anderen Zank und Krieg, wo es immer zu schlichten gibt. Doch keinen Hauskrieg? bemerkte lachend der Kaiser. Das nicht, entgegnete Herr Gottfried, denn ich und meine Else leben im stillen Frieden, aber meine vielen Buben lassen mich nicht im Frieden — da ist oft ein Toben und Lärmen im Hause, wie wenn das wüthende Heer hindurch zöge, also, daß ich manches Mal ernst darein schlagen muß; ein Pröblein von schlimmen Buben habt ihr schon gesehen an meinem Götz, und der — das Junkherrlein fiel dem Vater in's Wort — ist noch der beste, gelt, lieb Väterlein? — Er hatte noch nicht ausgeredet, da gieng die Thür auf, und mit Macht stürmte es herein, wie Herr Gottfried gesagt hatte: 5 Junkherrlein, alle im Alter unter Gottfried, und immer eines kleiner als das andere, kamen in den Saal. Die Junkherrn kamen mit den Knechten vom Felde, wo sie sich bei der Heuerndte herumgetrieben; nur

ein Fräulein von einem Jahr war in dem Gemache der Mutter zurückgeblieben. Ja, ja sagte der Kaiser lächelnd, indem er mit Wohlgefallen die Knaben betrachtete, die nacheinander wie eine Orgelpfeife dastanden, wenn es so fortgeht mit deinen Vaterfreuden, dann kannst du dermaleins wie der Babenberger mit einer schönen Schaar eigener Knappen in die Schranken einreiten, und du wirst dem heiligen römischen Reich eine wackre Ritterschaft stellen.

Da sei Gott für, hoher Herr, entgegnete Gottfried, jetzt heißt es bei mir, halt ein mit deinem Segen, lieber Herr Gott! denn wie wollte ich sie alle unterbringen auf meiner Burg, und Jedem dermaleins eine Herrschaft zutheilen; was aber die Vaterfreuden anbelangt, so werdet ihr bald daran Theil nehmen können, und die wilde Jagd wird also im Saal turnieren, daß euch die Ohren surren, und ihr euch in's Pfefferland wünschen werdet.

Herr Gottfried hatte auch recht prophezeit, denn bald gieng eine wilde und tolle Jagd im großen Rittersaal an. Zuerst hatten sich die Junkherrlein um den Vater geschaart, und den fremden Gast mit schüchternem Blicke angelugt; bald nahten sie auf Zuspruch des Vaters dem Fremden, und gaben ihm die Hand, als sie aber alle nacheinander aus des Vaters Becher getrunken, denn sie waren mit erhitztem feuerrothem Angesicht in den Saal gekommen — da stiegen sie auf die Bänke, und nahmen Schwerdter und Schilde herab; selbst des Kaisers Schwerdt blieb nicht an der Wand hängen, es mußte herunter sammt Gurt, und der älteste nach dem Junkherrlein Götz legte es an, und schleppte es daher. Auch die Helmkappen und Tartschen wurden heruntergeholt, und bald wimmelte der Saal von Gewappneten, die wie die Männlein aus Zwerg Alberichs Reich anzuschauen waren. Bald stand Mann gegen Mann, und es gieng drauf und dran — die Schwerdter erklangen mächtig

auf den Tartschen und Helmkappen der Kämpfer, zum Glück nicht gefährlich, denn die Schwerdter blieben in der Scheide, welche nur Rittershand auszuziehen vermochte; auch gab es etwelche Rippenstöße bald von dieser, bald von jener Seite. Ja einer der kleinen Kämpfenden fiel sogar der Länge nach auf den Boden, daß der Saal dröhnte, doch nicht in Folge eines kräftigen Stoßes von Gegners Hand, sondern er stolperte über des Kaisers Schwerdt, das dem Bruder Andreas aus der Hand gefallen war. Mit übereinander geschlagenen Armen stellte sich der Kaiser hin und sah dem Turnier der kleinen Gesellen zu, und hätte noch eine Weile zugeschaut, so ergötzte ihn das seltsame Ritterspiel; aber auf einmal gieng eine Thüre unten am Ende des Saals auf, und heraus trat der Burgkaplan, in den Händen noch das Brevier haltend, aus dem er eben in der Burgkapelle, die an den Saal stieß, Ave Mergen gebetet hatte. Wie wenn der Wind in den Spreu fährt, und rechts und links Alles fliegt, also sprangen die Kämpfenden rechts und links, und ließen den ehrwürdigen Herrn hindurchgehen, der ernste Blicke auf sie fallen ließ, und das Brevier emporhielt, wie einen strafenden Zeigefinger.

Der Kampf war auf einmal geendet, und an die Stelle des wilden Tumults ruhige Meeresstille getreten. In demüthiger Haltung, mit niedergeschlagnem Blicke, einer hinter dem andern folgten die Herrlein dem Burgkaplan auf dem Fuße nach, denn sie verstanden seinen ernsten Wink — der Mann im geistlichen Gewande war ihr gestrenger Lehrer und Hofmeister, der sie wegen Ueberschreitung der Ordnung zwar nicht in strenge Haft mit schmaler Kost verurtheilte, jedoch alsbald dem Kammerknecht übergab, der sie in's Schlafkämmerlein führte, wo die kampfmüden Helden wenn auch nicht auf Lorbeeren, doch auf groben leinenen

Decklachen ruhen und im Traume ihr Spiel fortsetzen konnten. Aber der Burgkaplan, Herr Nikolaus Weinmann, der die Junkherrlein wirklich wie ein rechter St. Nikolaus an Weihnachten aus dem Saale gestöbert hatte, trat, nachdem er seine Zöglinge in sichre Huth übergeben hatte, den Rückweg in den Saal an, denn er hatte, zwar nur im Vorübergehen die erfreuliche Bemerkung gemacht, daß ein mächtiger Krug sammt Becher, auf dem Tische stand. Letzteren so wie dem Burgherrn und seinem Gaste, hatte er noch nicht die gebührende Reverenz gemacht, auch war es um's Stündlein, das er an jeglichem Tage hier im Saale beim kühlen Weine zu verbringen pflegte. Damals machte man nicht so viel Wesens wie jetzt, mit pflichtschuldiger Vorstellung des Gastes, der sich neben die Andern setzte. Dießmal wäre es auch nicht nöthig gewesen, denn der Kaiser konnte den Vogel an den Federn, den Burgkaplan an seinem schwarzen Habit erkennen, aber bald sah er und erkannte auch noch mehr, daß nemlich ein dritter Kumpan sich zu ihnen gesetzt hatte, der noch kräftig nachholte, was er während des Brevierlesens in der Kapelle versäumt hatte. Wer von dem zechenden Kleeblatt am längsten aushielt, das war Herr Nikolaus Weinmann. Als der Kaiser, bereits des Schlafs bedürftig, unter die Rede hinein manchmal mit dem Kopfe nickte, und der Burgherr bei etwelchen Fragn oft gerade das Gegentheil von dem antwortete, was der hohe Gast wissen wollte — da saß gemeldeter Burgkaplan noch fest, wie eine Mauer, mit wackern und glänzenden Augen, und ein Becher nach dem andern glitt durch seine schmachtende Kehle. Der letzte Krug — es war der dritte, den der Kellermeister aufgestellt hatte — war für ihn allein noch übrig, und er war Manns genug dafür. Der Burgherr mit seinem hohen Gaste bedurfte des Schlafs; er geleitete

beide zur bekannten Ruhestätte, denn schon oft war er dem Burgherrn, wenn sie in später Stunde lezten, Geleitsmann gewesen. Dann kehrte er wieder in den Saal zurück, rollte den eichenen Lehnstuhl mit ledernem Polster an den Tisch, sezte sich auf's Neue fest auf seinem Posten, im Angesicht des gewaltigen Henkelkrugs und der Becher, und es fehlte ihm in allewege nicht an Unterhaltung. Man weiß von leidenschaftlichen Kartenspielern, wenn sie keinen Parter finden, wissen sie mit den Karten allein zu spielen, und können sich die Zeit vertreiben; so auch Herr Nikolaus Weinmann — er verstand die edle Kunst, sich auch allein mit Krug und Becher zu unterhalten. — Wie lange diese Selbstunterhaltung dauerte, das können wir nicht so genau auf das Stündlein angeben — aber über die gewöhnliche Zeit und Stunde gieng es nicht viel hinaus — er suchte sein Zeichen, wenn es Zeit war abzubrechen, nicht auf der Uhr — man hatte ja damals noch keine Uhren — auch nicht auf der Sanduhr — seine Sanduhr war der Krug, wenn er zur Neige gieng. Als er den lezten Becher mit goldhellem Markelsheimer getrunken, da giengen ihm die Augen über, doch nicht wie bei dem König von Thule, denn der liebste Buhle, den er hatte, der lag im kühlen Keller — er nikte und nikte wie die beiden längst zur Ruhe gegangenen, und bald beugte er sein schweres Haupt zurück auf das weiche Lederpolster des Lehnstuhls, und sank in die Arme des Schlafs. Er ruhte so sanft, als die beiden Herren auf ihrem weichen Lager von Bären- und Marderpelzen. Aus seinem Lehnstuhl durfte ihn auch Niemand wecken, bis er sich selbst erhob, und das war immerdar genau zur Stunde, wann die Frühmesse angieng. Ob er sie heute um ein halbes Stündlein verschlief, darüber hat die Chronik, der wir die Geschichte entnommen, nicht so

genau berichtet. Es war auch noch Zeit, als die aufgehende Sonne durch die östlichen Fensterscheiben des Rittersaals, in denen das Wappen der Herren von Hohenlohe prangte, ihre ersten Strahlen warf — der geistliche Herr hatte nie so streng nach dem Wahlspruch gelebt: Morgenstund hat Gold im Mund.

III. Die Taufe in der Burgkapelle.

War schon oft ein festlicher Tag auf Burg Neuhaus gewesen, wenn wieder ein neuer Sprößling in der Burg einzog. Denn immerdar wurde ein solcher Tag als ein Familienfest gefeiert, an dem Verwandte, Freunde und Bekannte der ganzen Umgegend Theil nahmen. Besonders aber war es ein festlicher Tag für die Armen, denn da gab der Burgherr und die Burgfrau immer mit vollen Händen, und Trank und Speise wurde so viel unter die Armen der ganzen Umgegend vertheilt, daß sie des Vorraths noch mit sich von dannen nahmen, und noch Wochen lang von den Gnadengaben der milden Herrschaft auf Neuhaus zu zehren hatten. Auch Sänger und fahrende Leute stellten sich auf der Burg ein, um den Tag zu verherrlichen, und empfiengen genug der Gaben, also, daß sie noch lange nachher davon singen und sagen konnten,

wie mild und tugendlich Der von Braunek und die edle Falkensteinerin auf Neuhaus sich an ihnen erzeiget.

Aber alle diese Tage, die schon siebenmal wiederkehrten auf Burg Neuhaus, waren Nichts gegen den festlichen Tag, der heute mit einem freundlichen Strahl der Sonne begann. Schon mit der Frühe des Tages waren die Knechte auf Neuhaus in den nahen Wald gezogen, der längs des Bergrückens sich hinstreicht, welcher sich zwischen dem Taubergrund und dem Thälchen des Forellenbachs gelagert. Dort holten sie Fichten und Föhren, um die Thore und den Hof der Burg, absonderlich aber die Hallen der Burgkapelle zu schmücken. Bald war ein halbes Wäldchen in die Räume der Burg eingezogen, also daß man schon von der Ferne das frische Grün der Tannenreiser erblickte, welche zwischen die Fahnen mit hohenlohischer Farbe sogar aus den Zinnen herausragten. War der nahe Wald fast von Tannen und Fichten entleert, noch übler ergieng es dem schönen Burggarten, der vor dem Zwinger gegen Markelsheim hin über dem Thorweg lag, wo wir dermalen einen schönen Grasgarten sehen. Damals galt dieser Garten für den schönsten Burggarten im ganzen Taubergrund, mit Ausnahme des Lustgehegs des Teutschmeisters zu Mergentheim und des Gartens am Schloß Orient zu Weikersheim. Für dießmal half alles Bitten und Beten des Schloßgärtners Wendelin Nichts, der sich, wie Tags zuvor das Junkherrlein Götz vor die Treppe, so vor die Gartenthüre gestellt hatte, um den Eindringlingen zu wehren, daß sie seinen lieben Garten ganz und gar plünderten, denn gern wollte er die nöthigen Blumen zur Ausschmückung der Kapelle hergeben; aber die Mägde der Burg fuhren mit Armen und Händen rauh und wild in die Blumenbeete, als ob sie ins Gras führen, um zu grasen. War kein

Wunder, wenn der Gärtner erbittert war, denn bald sah es in seinem Garten aus, wie in einer Wüste, da Nichts mehr zu sehen war. Desto herrlicher sah es in der mit Blumen geschmückten Kapelle aus, da war der Altar sammt Taufstein, ja der ganze Chor voller Sträuße und Kränze. Das Alles zu Ehren des Täuflings und seiner hohen Pathen. Daß noch eine zweite, zur Verherrlichung der Taufhandlung heute auf der Burg erscheinen würde, davon wußte nur der Burgherr, dagegen ahneten die übrigen Bewohner des Schlosses Nichts.

Schon mit Anbruch des Tages hatte Kaiser Adolf in die Stadt Mergentheim hinab eine Kunde ergehen lassen; wir sehen bald, zu welchem Zwecke. Kurz vorher, ehe das letzte Zeichen zur heiligen Handlung in der Burgkapelle geläutet wurde, kam ein stattlicher und gleißender Zug die Heerstraße zur Burg herauf. Vornen sehen wir eine in reichem Anzug strahlende Frau, auf einem milchweißen Zelter mit rother goldgestickter Schabrake. Auf dem Haupte, dessen liebliches Antlitz ein reicher Schleier umwallt, glänzt eine herrliche Krone von Gold und Edelsteinen. Neben ihr zur Rechten trabt auf einem Rosse von dunkler Farbe der edle Hans von Nesselrode, Meister in deutschen Landen, der, wenn ihm auch dießmal nicht die Ehre geworden, der Pathe des Täuflings zu sein, dennoch aus alter Freundschaft für Herrn Gottfried von Brauneck, als Zeuge an der feierlichen Handlung Theil nehmen, bevorab aber mit einer nicht geringen Schaar seiner Ordensritter der vornehmen Frauen das Geleit hinauf auf die Burg und wieder zurück geben will — zur Linken reitet der Ordenspriester von Mergentheim, Bruder Heinrich von Finsterlohr, der sich vom Burgherrn die Ehre erbeten, sich bei der Taufhandlung betheiligen zu dürfen. Der glänzende Zug ist vor der Burg angelangt — wie

erstaunt Herr Gottfried von Brauneck, als er mit dem Kaiser die hohen Gäste begrüßt, und er in der vornehmen Frau die edle Imagiara, des Kaisers erlauchte Gemahlin, erkennt, welche er noch als zartes Fräulein im Hause ihres Vaters gesehen. Doch es ist keine Zeit zu freundlicher Rede und Gegenrede, denn hell läuten eben die drei Glocken auf dem Thurme zur heiligen Handlung in der Kapelle. Frau Elsbeth mit der Amme, die den Täufling in kostbaren Kissen auf den Armen trägt, ist bereits auf dem Wege, der durch den Rittersaal in die Kapelle führt. Der späte Zecher sammt Becher und Humpen sind längst aus dem Saale verschwunden, Herr Nikolaus Weinmann pflegte selbst gar pünktlich aufzuräumen, wenn er tief und lange in den Becher geschaut hatte; selbst der Lehnstuhl, der Zeuge seiner nächtlichen Sorgen und Bestrebungen, stand am alten Platze, wie wenn er nie verrückt gewesen wäre. Er selbst aber, der wohlbestallte Burgkaplan, hatte bereits Stola und Cingulum angelegt, und harrte in der kleinen Sakristei mit seinen beiden Chorknaben auf den aus der Stadt kommenden Ordenspriester, dem er sich heute aus freien Stücken, ja sehr bereitwillig unterordnete, da er doch noch in Etwas bei sich verspürte, daß er beim kühlen Weine einen Theil der Nacht verlebt hatte; auch blickte sein Auge nicht so wacker, wie an sonstigen Tagen, und er hatte gewaltig zu reiben, um die Spuren des verspäteten Schlafs zu verwischen. Dennoch führte er wacker und rüstig mit seinem Amtsbruder aus Mergentheim das Amt aus, mit dem die heilige Handlung begann.

Frau Elsbeth von Brauneck war in die Kapelle getreten, sie kniete alsbald in ihrem Betstuhl nieder, neben ihr die Amme mit dem Täufling. Ihre Andacht war so innig, daß sie nicht einmal aufblickte, als die hohen Gäste in die Kirche traten; sie sah und hörte Nichts, denn ihr Auge

und ihr Gedanke war nur bei dem Liebling, für den sie ihr Gebet gen Himmel schickte. Erst als das h. Amt vorüber war, als der ehrwürdige Ordenspriester vor den Taufstein trat, und sich anschickte, die heilige Taufhandlung vorzunehmen, da blickte die Burgfrau auf, und gab dann der Wartfrau das Zeichen, daß sie den Täufling bis zu dem Taufstein trug, aber sie blieb in knieender Stellung. In demselben Augenblick verließen der Kaiser und die Kaiserin ihren Betstuhl und traten ebenfalls vor den Taufstein. Verwundert blickte die Wartfrau auf, als die majestätische Frau, mit der kostbaren Krone geschmückt, das Kind von ihren Armen nahm, auf die Stirne küßte und es so lange hielt, bis die Legende verlesen war. Darauf nahm die Wartfrau wieder den Täufling auf ihre Arme, wickelte ihn aus seinem reichgeschmückten Taufkissen, und zog ihn bis aufs Hemdchen aus. Jetzt erst nahm ihn Kaiser Adolf in seine Arme, küßte ihn auf die Stirne, und als der Ordenspriester ihm einen Wink gab, näher zu treten, hielt er das Kind mit beiden Händen über das mit Wasser gefüllte tiefe Becken des Taufsteins.

Nachdem die Salbung und die sonst üblichen Ceremonien mit dem Täufling vollzogen waren, richtete der Priester die Frage an den Kaiser: glaubst Du, daß Jesus sei der Christ? Als der Kaiser es im Namen des Täuflings bejaht hatte, fuhr er fort, indem er das Kind mit den Händen faßte: Adolfus, ich taufe dich auf den Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes! und bei jedem heiligen Namen tauchte er den Täufling bis an den Hals in das Wasser. Dann bezeichnete er seine Stirne noch einmal mit dem Zeichen des Kreuzes, gab es in die Arme des Kaisers zurück, und dieser stellte es wieder der Amme zu. Während der ganzen feierlichen Handlung hielten die Kaiserin und der Deutsch-

meister, welcher gleichfalls an den Altar getreten war, brennende Wachskerzen in den Händen. Als mit der üblichen Legende die Taufhandlung beschlossen war, giengen die beiden Priester in die Sakristei zurück. Darauf begaben sich die Anwesenden, voran den Täufling, in einem feierlichen Zuge aus der Kapelle durch jene Thüre, durch welche die Burgfrau in die Kapelle getreten war. Dieser erschien es fast wie ein Traum, was bisher vor ihren Augen vor sich gegangen war. Erst, als der Zug im Rittersale ankam, wo indessen Alles zu einem prächtigen Mahle gerüstet war, erklärte der Burgherr seiner Gemahlin, wie er zuerst selbst überrascht worden, und nun auch ihr eine angenehme Ueberraschung habe bereiten wollen, und führte sie dem Kaiser und der Kaiserin zu. Unbefangen und harmlos nahte Frau Elsbeth der Kaiserin, verbeugte sich ehrerbietig vor ihr, und sprach mit freundlichem Blicke: Heute ist Heil unserem Hause wiederfahren, hohe Frau, daß ihr für würdig gehalten, unter unser Dach zu treten und dem Segenstage meines Söhnleins anzuwohnen. Die Kaiserin erwiederte den Gruß mit einer liebevollen Umarmung. Als aber Frau Elsbeth dem Kaiser näher trat und ihren Dank dafür aussprach, daß er am Kinde die große Gnade gethan und sein Pathe geworden, da stotterte ihre Stimme, und ihre Hand zitterte in der Hand des Kaisers, die er ihr beim Gruße dargeboten — auch schlug sie ihr Auge zur Erde, die doch zuvor harmlos und unbefangen der Kaiserin in's Auge geblickt hatte. Nur mit Mühe konnte sie die Thräne verbergen, die auf einmal ihr Auge trübte. Der Kaiser und seine Gemahlin merkten es kaum, aber Herr Gottfried von Hohenlohe sah diese Thränen und verstand sie. Doch that er, als ob er sie nicht gesehen hätte. In Anwesenheit so hoher und lieber Gäste, und um nicht

die Freude des Mahles sich selbst und Andern zu stören, ließ er keinem düstern Gedanken Raum, der in seiner Seele aufsteigen wollte. War es nicht ein doppelt, ja dreifach freudenreicher Tag für ihn? Einmal, daß sein jüngster Sprößling Christennamen empfangen, dann hatte er seinen theuren Jugendfreund und Genossen wieder an seiner Seite, und dieser theure Freund, sein Herr und Kaiser, hatte ihm die Ehre erzeigt, sein Söhnlein in eigener Person über die Taufe zu heben. War aber nicht nur ein freudiger, sondern auch ein heilbringender und segensreicher Tag für das ganze Hohenlohe-Brauneck, denn der Kaiser war ein guter und freundlicher Pathe gegen sein lieb Göttlein Adolphus. Mehr als einmal ließ er über dem Mahle das Göttlein herbeibringen, nahm es freudig auf den linken Arm, hob begeistert mit der Rechten den Becher, und ließ sein Göttlein und die Gevatterleute hoch und lange leben. Als man es ihm aber das letzte Mal herbeitrug, und das war, wie die Strahlen der bereits abendlichen Sonne die hohen Bogenfenster des Saales beleuchteten, da schob er dem Göttlein heimlich ein zusammengelegtes Pergament, mit anhängendem kaiserlichem Sigill, unter das Kissen — die Kaiserin band auf der anderen Seite ebenso heimlich dem Kindlein einen Kinder-Nuller ein, den man kaum mit zwei Händen umfassen konnte, und der so schwer war, wie noch nie ein Nuller gewesen. Denn als man ihn später öffnete, lagen darin 100 Goldgulden mit dem wohlgetroffenen Bilde des Kaisers, und noch ganz neugeschlagen, denn Kaiser Adolf war noch nicht gar lange im Regiment. Und doch war der Inhalt der Urkunde noch bedeutsamer, die der Pathe dem Göttlein fast zwischen seine zarten Füßlein geschoben; er lautete: Wir Adolfus, von Gottes Gnaden König in deutschen Landen,

thun kund und zu wissen Jedmänniglich, die das hören oder lesen, daß wir dem edlen Manne, Herrn Gottfried von Hohenlohe, unsrem lieben Gevatter und Freunde, um willen seines jüngsten Sohnes Adolfus, unseres Göttleins, verleihen und zuschreiben den Zoll der Stadt Mergentheim. — War ein reich Pathengeschenk, denn der Reichszoll zu Mergentheim war von großer Bedeutung, da schon damals eine Hauptstraße, die später sogenannte Kaiserstraße, über Mergentheim gen Frankfurt führte. — Beide Eingebinde kamen zum Abschied; das kaiserliche Paar mußte aufbrechen, denn schon mit dem Frühsten des andern Tags wollten sie ihre Reise durchs Reich fortsetzen. Bereits dunkelte es, als der Kaiser seinen Begleitern das Zeichen zum Aufbruch gab. Der Deutschmeister und seine Ordensbrüder erhoben sich mit dem Kaiser von dem Tische, und ließen sich ihre Gewaffen bringen, die an den Wänden des Saals aufgehängt waren. Wollte man einen Gast hoch ehren in jenen Zeiten, so war die Burgfrau es, welche ihm das Schwert darreichte. Das that auch Elsbeth von Hohenlohe — sie langte des Kaisers Schwerdt von der Wand, und brachte es ihm dar, um es dem hohen Gaste umzulegen. Als sie das Schwerdt mit kostbarem Gurt ansah und in die Hände nahm, überkam sie eine Wehmuth, wie einst Frau Chriemhild im Hunnenlande im Innersten bewegt war, als sie an Hagens Seite das Schwerdt Palmungs erblickte, mit dem er ihren geliebten Siegfried erschlagen. War nicht der Gurt ein Werk ihrer Hand, an dem sie so manchen Tag, ja so manche Nachtstunde gearbeitet hatte? das sie ihm gegeben in den Zeiten beglückter Liebe, da sie den jungen Grafensohn von Nassau noch ihren geliebten Friedel nannte; aber sie hatte ihrem Geliebten entsagen müssen, und dann ihrem jetzigen Gemahl die

Hand gereicht. Und jetzt zierte der Gurt das Schwerdt des höchsten Vogtes und Kaisers über Deutschland. Frau Elsbeth drängte die Wehmuth ihres Herzens zurück, und die Thräne, welche das schöne dunkle Augenpaar trüben wollte; sie faßte sich, gürtete dem Kaiser das Schwerdt um, und stellte sich freundlich und heiter, aber sie verbarg unter dieser scheinbaren Freundlichkeit das Leid ihres Herzens. Auch, als sie den Kaiser und die Kaiserin bis in den Hof hinab begleitete, und sie beiden die Hand zum Abschied reichte, nahm sie sich zusammen, und verbarg ihr Gefühl, ja sie schien gleichgültig beim letzten Gruße, den ihr der Kaiser zuwinkte.

Als Gottfried von Hohenlohe dem Kaiser auf das Roß hinauf die Hand zum Abschied reichte, sprach er: fahret wohl, hoher Herr! es soll euch die Gutthat und Huld unvergessen bleiben, die ihr an mir und den Meinigen erzeigt, daß ihr mein Jüngstes über die Taufe gehoben. Dein Jüngstes, bemerkte der Kaiser lächelnd, aber nicht Dein Letztes, denn nicht acht, aber neun ist eine heilige Zahl — und bedarfst Du eines Gevatters, so bin ich Dir wieder zu Dienst. Wie sollt' ich das wagen, entgegnete der Edelherr, euch wieder zu bemühen? Das wäre zu viel Ehre für mich — und wie sollt' ich es euch vergelten können? Was vergelten? rief der Kaiser — wer weiß, ob nicht mein lieber Gevatter dermaleins mir einen größeren Dienst leisten kann, als ich ihm geleistet, daß ich bei ihm mich zum Gevatter gemeldet. Auch Kaiser und Könige brauchen Freunde in der Noth! er sprach diese Worte mit Nachdruck, drückte noch fest die Hand des Freundes, gab seinem Pferd die Sporen und ritt abwärts.

Vor Einem war der Burgfrau Gemüthsstimmung, die sie zu verstellen gesucht hatte, nicht verborgen ge-

blieben: das war Herr Gottfried von Hohenlohe, ihr Gemahl, dem man ansah, daß der Abschied vom kaiserlichen Freunde ihm wehe gethan. Als daher die Gäste ab der Burg geschieden waren, und er mit Frau Elsbeth in den Saal zurückkam, begann er: wie soll ich das deuten, liebe Elsbeth, daß du beim Abschied von unsern hohen Gästen so gleichgültig gewesen? Das kann nicht euer Ernst sein, das zu glauben, mein Gemahl, entgegnete die Burgfrau, im Gegentheil mir ist der Abschied recht nahe gegangen. Nicht wahr, setzte Götz von Hohenlohe hinzu — bevorab von meinem kaiserlichen Freunde? Warum, hast du es aber zu verhehlen gesucht, liebe Elsbeth? Das ist nicht redlich von dir gewesen. Habe ich nicht schon bei deinem ersten Zusammentreffen mit dem Kaiser beobachtet, wie dir das erste Wiedersehen Mühe gemacht, wie du verlegen die Augen zur Erde geschlagen, wie deine Hand gezittert, die du ihm dargereicht, wie du kaum die Thräne in deinem Auge verbergen konntest. Liebe Elsbeth ich kann Dir nicht zürnen, daß die Erscheinung unseres erlauchten Gastes in deinem Herzen wehmüthige Erinnerungen hervorgerufen — aber von der Mutter meiner acht Kinder hat es mir wehe gethan, daß die Eindrücke einer früheren Liebe in ihrem Herzen so unvertilgbar sein sollen.

O Gott, rief Frau Elsbeth, und jetzt brachen wirklich Thränen aus ihren Augen — ihr werdet doch daran nicht zweifeln, mein Gemahl, daß ich das Bild des früheren Geliebten aus meinem Herzen verbannte, seiner ganz und gar vergessen, und nur einem Bilde von nun an in meinem Herzen Raum gegönnt? Und das seid ihr, mein Einziggeliebter, ihr, dem ich am Altar Herz und Hand geboten, dem ich bis auf diese Stunde in ganzen Treuen angehörte. — Ich will dir's glauben, mein liebes Ge-

mahl, versetzte der Burgherr, will glauben, daß es bei dir nicht heißt, wie bei so manchen Andern: alte Liebe rostet nicht; aber Eines wirst du mir doch gestehen, daß der Gedanke in dir aufgestiegen: statt der Kaiserin könnte auch ich unter Krone gehen, und dieser Gedanke hat dich wehmüthig gestimmt — nicht wahr, liebe Elsbeth, ich hab's errathen? Was ich darauf antwortete, ihr würdet mir's nicht glauben, entgegnete die Burgfrau mit sichtbarer Verlegenheit — ich kann nur sprechen: so und nicht anders hat es Gott gewollt, und sein Wille ist immerdar der beste — auch fühle ich mich so glücklich wie eine Kaiserin, wenn ich Arm in Arm mit Euch unter unsern Kindern stehe, die so hold und lieb uns anlugen, ja ich möchte mit keiner Königin und Kaiserin tauschen, die solchen Glücks entbehrt, dessen wir uns erfreuen. Da hast du recht, liebe Elsbeth, sprach der Burgherr mit viel liebevollerer Stimme, als er bisher geredet — ich möchte eben so wenig mit meinem hohen Herrn und Gönner tauschen, denn wo ist eine Krone, die nicht schwer drückte? und wie wandelbar ist nicht das Glück, das den Königen lächelt? Ein leuchtender Stern ist über dem Haupte meines kaiserlichen Freundes aufgegangen, möge er nicht so bald erbleichen, wie es bei Manchen ergangen, die Deutschlands Krone trugen — möge die Stunde ferne sein, wo des Kaisers Glück sich wendet, und die Burgfrau auf Neuhaus sich in Wahrheit für glücklicher halten möchte, als die Kaiserin, die unter Krone geht.

War wie ein prophetisches Wort, was Herr Gottfried von Braunek zu seiner Gemahlin redete, und fand bälder seine Erfüllung, als man damals hätte glauben können, da Kaiser Adolf im höchsten Glanze seines Glückes schwebte. Sein Glücksstern, der so herrlich aufgegangen war, gieng bald wieder unter; es war seine eigene Schuld, und des

Mannes Praktike, der ihn erhöht hatte über alle Fürsten des Reichs, und nun auch zeigen wollte, daß er Macht habe, ihn wieder zu erniedrigen.

IV. Der Fuchs von Mainz.

Hatte Kaiser Adolf im Anfang seines Regiments lobenswerthe Beweise von ernstlicher Sorge für die Wohlfahrt des Reichs, so wie von Gerechtigkeit und Klugheit gegeben, und sich bei Geistlichen wie Weltlichen ein wohlverdientes Vertrauen erworben und sich in ein Ansehen bei Jedermänniglich gesetzt — dieses Vertrauen und Ansehen erlitt den ersten Stoß, als er sich mit König Eduard I. von England gegen Frankreich in ein Bündniß einließ, in Folge desselben eine starke Heeresmacht warb, und zu ihrer Ausrüstung 30,000 Mark Silber vom König Eduard empfing. Man betrachtete es als ungeziemend, daß das erhobene Oberhaupt des römischen Reichs wie ein gemeiner Ritter um Sold im Feld liege. Doch noch mehr, und mit Recht wurde ihm ein Schritt übel genommen, der die Vermehrung seiner Hausmacht zum Zweck hatte. War es löblich gewesen, daß er seinen Vorgänger Rudolf von Habsburg in allen Dingen zum Vorbild gewählt hatte, in diesem seinem Grundsatze, sein eigenes Haus durch Eigenthum und Macht zu vergrößern, hätte er dem glor-

reichen Habsburger nicht nachfolgen sollen. Ein so liebloser Gatte und unnatürlicher Vater gab dem Kaiser Veranlassung zur Ausführung seines Vorhabens, Haus Nassau zu vergrößern. Das war Landgraf Albrecht von Thüringen, von seinen Zeitgenossen mit Recht der Entartete genannt, weil er seine edle Gemahlin Margaretha von Hohenstaufen so lieblos und grausam behandelte, und sie zuletzt verstieß, um mit seiner Buhlin Cunegunde von Eisenberg ungestört ein verbrecherisches Leben fortführen zu können. — In Folge dieser Verstoßung war zwischen ihm und seinen beiden Söhnen Friedrich und Dietzmann ein verheerender Krieg ausgebrochen, der mit wechselndem Glücke geführt wurde, bis Kaiser Rudolf den Vermittler machte. Aber im Herzen des unnatürlichen Vaters hatte der Groll gegen die Söhne nicht aufgehört. Er ließ sie auf's Neue ihn fühlen, indem er das reichste und größte Gebiet seines Landes seinem mit Cunegunden erzeugten Bastard Apitz zuwenden, den beiden rechtmäßigen Söhnen aber nur geringe Burglehen als Erbtheil überlassen wollte. Als darüber ein neuer Krieg zwischen ihm und seinen Söhnen ausbrach, und er bald daran war, Land und Leute zu verlieren, brachte ihn sein Kebsweib auf den schlimmen Gedanken, seine Lande an Kaiser Adolf zu verkaufen, um mit dem Erlös seinem Bastard ein standesmäßiges Auskommen zu verschaffen. Zu dem Ende eilte er alsbald nach Nürnberg, wo sich der Kaiser aufhielt, und stellte ihm seinen Antrag. Da that Kaiser Adolf den unseligen Schritt, der so ganz mit seiner bisherigen Gerechtigkeitsliebe und Klugheit im Widerspruch stand, und kaufte wirklich mit einem Theil des von König Eduard empfangenen Geldes die Thüringer Lande. Aber es war kein Segen bei diesem Kaufe. Was er erkauft hatte, sollte er erst mit dem Schwerdt erwerben, denn die

Thüringer Lande, welche sich für ihre angebornen Herren, die beiden Brüder Friedrich und Dietzmann erklärten, wollten sich durchaus nicht gutwillig unterwerfen. Da suchte sich der Kaiser mit Gewalt Gehorsam zu verschaffen, und fiel mit Heeresmacht in Thüringen ein. Er unterwarf sich auf diesem Zuge den größten Theil des Landes, und verdrängte seine Gegner, die beiden Brüder, aus ihrem rechtmäßigen Besitze. Während er aber an den Rhein zurückzog, fielen die beiden Landgrafen von Neuem in's Land, und eroberten fast Alles wieder, was der Kaiser mit dem Schwerdt erstritten hatte. Da kehrte der Kaiser wieder, seine Gegner mußten der Uebermacht weichen, und er eroberte von Neuem die Thüringer Lande, die er sofort besetzte und als seines Hauses Eigenthum betrachtete.

Bei dieser im eigentlichen Sinne widerrechtlichen Unterwerfung des Thüringer Landes hatten die kaiserlichen Schaaren wie im Feindesland geraubt, gemordet und gebrannt, und selbst der Kaiser hatte sich in seiner Erbitterung eine Strenge und Grausamkeit gegen Einzelne zu Schulden kommen lassen, die mit seinem sonst so milden Wesen ganz im Widerspruch stand — kein Wunder, wenn diese That Kaiser Adolfs in allen Herzen, die für Billigkeit und Recht fühlten, Mißmuth und Unwillen erregte. Um das Ansehen des Kaisers in deutschen Landen war es geschehen, und seine heimlichen Feinde unter Geistlichen und Weltlichen betrachteten es als eine geschickte Gelegenheit, um ihren lang verhaltenen Groll gegen ihn auszulassen.

Unter diesen stand oben an sein nächster Vetter, Erzbischof Gerhardt von Mainz. Längst hatte es ihm der stolze Priester nicht verzeihen können, daß er, der doch allein die Krone ihm zugewendet hatte, von dem Kaiser bisher als ein fünftes Rad betrachtet, ja nebst den übri-

gen geistlichen Fürsten ganz und gar neben hinausgesetzt worden war. Wie er einst bei der Wahl die Reichsstände für Adolf von Nassau gewonnen hatte, so war es ihm jetzt ein Leichtes, sie gegen ihn einzunehmen, bei denen ohne dieß sein Verfahren gegen Thüringen Mißfallen und Widerwillen erregt hatte. Schon damals soll der geistliche Kirchenfürst, der im Panzer oder Jagdgewand sich wohler fühlte, als in der Stola, die denkwürdigen Worte geäussert haben: Wenn mein Herr Vetter nicht will, was ich will, so soll er bald sehen, daß ich noch andre Kaiser aus meinem Jägerhorn blasen kann. So fort wandte er sich dem Nebenbuhler um die deutsche Krone, Herzog Albrecht von Oesterreich zu, und trat mit ihm in Unterhandlung. Bei Gelegenheit der Krönung König Wenzels von Böhmen zu Prag gewann er den Margrafen Otto von Brandenburg und Herzog Albrecht von Sachsen für eine neue Kaiserwahl, und hielt bald darauf mit diesen Beiden zu Mainz eine Zusammenkunft, bei der Alles Volk unter Glockengeläute versammelt und ihm dargethan wurde, was die Churfürsten zu thun Willens seien.

Dann giengen alle drei in den Dom und thaten am Altar folgenden Ausspruch: daß sie vor 6 Jahren den Grafen von Nassau als den Tauglichsten unter den Fürsten, zum römischen König gewählt, daß er auch bei Antritt seiner Regierung viele Regententugenden geoffenbart, sich aber bald ihrem Rath entzogen, durch junge unerfahrne Menschen verleitet, den Pflichten seiner hohen Bestimmung zuwidergehandelt, und, da er selbst keine Reichthümer besessen, auch keine Freunde gehabt, die ihn mit Geld unterstützen wollten, Kirchen und Klöster beraubt, ja sogar von einem geringeren Fürsten, dem Könige von England Sold angenommen, der nicht zur Vermehrung des Reichs, sondern zum Erwerb ungerechten Guts verwendet worden.

Noch wurde dem Kaiser vorgeworfen, daß er eine Nonne in Thüringen aus dem Kloster entführt habe, und als sein Kebsweib auf einer einsamen Burg enthalte.

Das waren für die Churfürsten Anklagegründe genug, um ihn dreimal vorzuladen. Wer aber nicht erschien, das war Kaiser Adolph. Jetzt hielten sie wieder einen Rath, und der Vorsitzende, Erzbischof Gerhard, erklärte im Namen der Versammelten seinen eigenen Vetter, dem er zuvor die Krone zugewendet hatte, des Reichs für verlustig. So meineidig wurde der Fuchs von Mainz am eigenen Blutsverwandten, nicht weil sich Adolph des Reichs unwerth gemacht, sondern weil er den stolzen Vetter beleidigt hatte — denn wer einen Pfaffen beleidigt, der hat einen ewigen Feind.

Es mußte also gehen — der in letzter Zeit freilich unklug und übereilt handelnde Kaiser mußte, ob schuldig oder nicht schuldig, des Reichs unwürdig und verlustig sein, denn der Herr von Mainz hatte bereits einen neuen Kaiser aus seinem Jägerhorn geblasen. Schon bei der Krönung zu Prag, wo Herzog Albrecht mit glänzendem Gefolge erschienen war, wurde derselbe von dem, was zu Mainz mit Kaiser Adolph geschehen sollte, in Kenntniß gesetzt und er aufgefordert, den Kaiser mit Heeresmacht anzugreifen. So sehr auch das geheim gehalten worden war, der Kaiser erfuhr es dennoch, und erhob sich voll Erbitterung mit seiner gewohnten Thatkraft, um seinen Gegner zu bekämpfen. Der hatte sich bei Zeiten gerüstet und zuerst im Elsaß ein mächtiges Heer um sich versammelt — es bestand aus Reitern und Fußknechten aus Oesterreich, Steiermark, Böhmen und Ungarn, an die sich der Adel aus der habsburgischen Herrschaft im Aargau, der Erzbischof von Salzburg, der kriegerische Bischof von Straßburg, Adolphs alter Todfeind, und Albrechts warmer Freund, mit andern

Grafen und Herrn aus Schwaben und dem Elsaß anschloßen. Mit diesem Heere zog er Rhein abwärts und nahm zuerst seine Stellung zwischen Worms und Mainz. Hier gewann er auch einen kräftigen Bundesgenossen, das war der Churfürst von Mainz, der so wenig seines verwandtlichen Verhältnisses mit Adolf gedachte, daß er seine eigenen Reiter dem Gegner seines Vetters zuführte, um seine Schaaren zu mehren.

Doch auch dem Kaiser fehlte es nicht an mächtigen Bundesgenossen und Freunden. Pfalzgraf Rudolph sein Schwiegersohn, Herzog Otto von Baiern, der Erzbischof von Köln, sein Oheim der Graf von Katzenellenbogen, der Landgraf von Hessen, die Grafen von Pfirt, von Feldkirch, Nellenburg und Montfort, so wie der kriegerische Abt Wilhelm von St. Gallen, der alte Feind des habsburg'schen Hauses. Diese alle führten dem Kaiser gewaltige Schaaren zu. Dazu kamen auch die Mannen der freien Städte Speyer, Worms, Oppenheim, Frankfurt und Gelnhausen, so wie die Reichsmannen aus dem Elsaß, die Schwaben und Franken, so wie die freien Mannen am Rhein. Obgleich der Kaiser durch seinen ungetreuen Vetter des Reichs entsetzt war, überall in allen deutschen Landen schlugen noch Herzen voll Liebe für ihn, die willig waren, Blut und Leben für den edlen Kaiser zu lassen. Darum, wohin er sein Aufgebot ergehen ließ, wurde es mit Begeisterung aufgenommen, und straks folgten die Ritter und Herrn mit ihren Fähnlein dem Rheine zu; es war keine Zeit zu verlieren, denn die beiden Gegner wollten je eher je lieber mit ihrer Heeresmacht zusammentreffen, und sich im Kampfe messen. Daß Einer der Getreusten, ja der treuste von Adolfs Freunden, dem Heerbann des Kaisers folgte, und Einer der Ersten auf dem Platze war, können wir wohl denken. Es ist der

edle Götz von Hohenlohe im fernen Taubergrunde, der willig das längst nicht mehr gewohnte Schwerdt, die theure Gabe des kaiserlichen Freundes, von der Wand nimmt, um es im Dienste des Freundes treu und ritterlich zu führen.

V. Der Abschied auf Neuhaus.

An einem heißen Junitage des Jahres 1294 saß Herr Götz von Hohenlohe mit seiner Gemahlin Elsbeth auf dem Söller der Burg. Ein dichtes Linnentuch war über ihnen ausgespannt, um die heißen Strahlen der Juni-Sonne abzuwehren. Frau Elsbeth hatte eine Stickerei auf einem Rahmen ausgespannt, die eben der Vollendung nahe war. An ihre Seite lehnte sich Fräulein Adelheid, das sechsjährige Töchterlein, welche begierig auf die Hand der Mutter blickte, um ihr die edle Kunst des Stickens abzulernen. Zu ihren Füßen auf dem Schemel saß das Söhnlein Adolfus, ein rothwangiger Knabe, wiegte eifrig an einer kleinen Wiege, in dem eben Schwester Adelheid einem Liebling ein Bettlein zurechtgemacht hatte.

Will nicht einschlafen, dein Kindlein, lieb Adele, und hab doch so arg gewiegt — mit diesem Ruf unterbrach auf einmal der kleine Adolf die Stille, welche auf dem Söller herrschte — zugleich stieß er unwillig an die Wiege, daß sie beinahe

über und über purzelte. Nur nicht so wiegen, lieb Adolf, bat Schwester Adelheid, als sie auf die unsanfte Behandlung ihres Lieblings sah, und noch ein paar Augenblicke, denn ich muß noch sehen, wie die Mutter die Arbeit schließt. Sie sprach's mit einem wehmüthigen Gesicht, aber der Vater und Adolf lachten laut; letzterer war auf einmal seines beschwerlichen Amts überhoben, das er nur aus Liebe für's Schwesterlein übernommen hatte — beim unsanften Stoß an die Wiege war straks der kleine Liebling herausgesprungen, und der Thüre des Saals zugeeilt, um sich für heute nimmer sehen zu lassen. Es war das rothe Lieblingskätzchen des Fräuleins, welches um diese Stunde gewöhnlich sein Schläflein zu machen pflegte, aber das nur in dem Falle, wenn Adelheid mit ihren zarten Händen den Liebling einwiegte. Um dieses wieder einzufangen, verließ jetzt Adelheid die Mutter und ihre Arbeit, und auch Adolf erhob sich vom Schemel und folgte dem Schwesterlein nach, um dem Katzenfang zuzusehen, der freilich nichtgünstig ablief, denn das listige Kätzlein sprang auf den hohen Kachelofen im Saale, und überließ den beiden Geschwistern das Hinaufsehen.

Indessen spannte Frau Elsbeth ihre Arbeit, die eben fertig geworden war, aus dem Rahmen, und blickte freudig darüber hin, wie man auf eine vollendete Arbeit hinblickt, mit der man sich lange beschäftigt hat. Der Gurt ist fertig, mein Herr Gottfried von Hohenlohe! rief sie mit freudestrahlendem Antlitz, und hob ihm das Vollendete vor die Augen — was bekomm' ich aber von meinem Herrn Gemahl dafür? fragte sie mit schelmischem Lächeln. Der Arbeiter ist seines Lohns werth, versetzte der Edelherr, und die Arbeit ist gut ausgefallen — er blickte mit prüfendem Auge darauf — darum auch ein Lohn, der Etwas werth ist, liebe Elsbeth, und der ist? rath' einmal!

Er ließ seine Gemahlin nicht zum Worte kommen, sondern schlang die Arme um sie und drückte einen warmen Kuß auf ihre rothen Lippen, und die Gabe ward in großen Gnaden hingenommen. Doch wurde Frau Elsbeth roth bis in den Hals, denn eben streckte Fräulein Adelheid wieder ihr Köpflein zur Thüre des Söllers herein, und rief voll Verwunderung über Etwas, was sie noch nie gesehen hatte, dem nicht fernen Brüderlein zu: schau Adolf, Väterlein küßt lieb Mütterlein. Da lachte der Edelherr hoch auf, während Frau Elsbeth verlegen wieder zurückgieng.

Ihr lacht mich noch aus in meiner Verlegenheit, sagte auf dieß Frau Elsbeth — darum zur Strafe nehme ich euch die Gabe zurück, und behalte sie auf euern Geburtstag, obgleich auch der heutige Tag, da sie fertig geworden, bedeutungsvoll ist, denn vor 5 Jahren an diesem Tage habe ich euch euer jüngstes Söhnlein in die Arme gelegt. Also ein Glückstag für mich dieser Junitag, bemerkte Herr Gottfried, mög' er jedes Jahr so liebe Gaben bringen, und ich wär — Frau Elsbeth ließ den Gemahl nicht ausreden: aber ich wünsche, daß dieser Schwerdtgurt, der nach dem Muster jenes köstlichen eures kaiserlichen Freundes und Gönners gefertigt ist, nur euer Schwerdt zieren möge, wann ihr euch festlich schmücket, daß ich ihn euch aber nie umlege, damit ihr den Schwerdtgurt im Kampfe traget, denn bald kann ja euer Erstgeborner für euch ausziehen, und dem Kaiser und Reich seine Dienste leisten.

Möge dein Wunsch erfüllt werden, liebe Elsbeth, ob ich gleich noch Kraft und Lust hätte, den Arm zu rühren, wenn es sein sollt' — aber ich befürchte, dein Wunsch möchte nicht in Erfüllung gehen. Es steht wieder übel in deutschen Landen, mein Herr und Kaiser hat sich einen

schlimmen Feind auf den Hals geladen, den Fuchs im Priestergewande, der nicht ruhen wird, bis er ihn unter seine Füße getreten. Der Edelherr hatte noch nicht ausgeredet, da erschien sein ältester Sohn Götz auf dem Söller und überbrachte ihm ein Pergamentblatt, das war zweimal zusammengeschlagen und außen an klebte ein wohlbekanntes Sigill. Ein Bote aus dem Elsaß, Herr Vater, hat dieses Brieflein unten im Burghof abgegeben, sprach der Junkherr, indem er es dem Vater so darreichte, daß er alsbald das Sigill erkannte. Das ist ja von meinem Herrn und Kaiser, rief er, und löste das Sigill mit zitternden Händen. Es war ein eigenhändig Schreiben des Kaisers, und enthielt nur in wenig Zeilen so Viel, um das Herz des treusten Freundes mit Wehmuth und Grimm zu erfüllen. „Vielgetreuer Freund und Gevatter! so lautete es — die Churfürsten haben mich des Reichs für verlustig erklärt auf Antrieb des ungetreuen Blutsfreundes, des Pfaffen zu Mainz; der Falsche hat meinem Nebenbuhler Herzog Albrecht die Hand geboten, um mich zu verderben — der Gegner steht bereits gerüstet mir gegenüber mit seiner Heeresmacht, es gilt einen Kampf auf Leben und Tod, den Kampf um meine Krone. Jetzt zeige, daß du ein treuer Freund und Gevatter — sammle im Frankenland alle Freunde, die es noch gut meinen mit ihrem Kaiser, und eile mit deinem Fähnlein so schnell wie möglich hieher. Gegeben im Lager vor der Stadt Ruffach an dem 28. des Heumonds im Jahr unsers Herrn und Heilandes 1298."

Schmerzvoll fuhr Gottfried über seine Stirne, als er den Brief des Kaisers gelesen, er knickte krampfhaft das Pergament zusammen — das habe ich schon längst geahnt, sprach er, der falsche Erzbischof hat ein ächtes Vetterstück an dem Kaiser, seinem Vetter, gemacht, und ihn wieder

verstoßen, dem er zuvor die Krone verschafft; aber die läßt mein kaiserlicher Freund nicht so leichten Kaufs sich nehmen, er wird sich tapfer wehren gegen seinen Nebenbuhler, Albrecht von Oesterreich. Darum ruft er seine Freunde zusammen, daß sie ihm helfen, sein Recht behaupten: dabei soll auch ich seyn, das wünscht er, das hofft er, und ich werde nicht ferne bleiben, wenn mein liebster Freund in Gefahr ist. Drum spute dich, liebe Elsbeth, und nähe den Gurt an mein Streitschwert — über Morgen mit dem Frühsten sitzen wir zu Pferde und es geht dem Rheine zu. Du aber mach' dich gefaßt, mein Sohn Gottfried, du wirst Deinen ersten Ritt machen in des Kaisers und Reichs Diensten. Wie freu' ich mich, rief der Junkherr, lieber Vater, daß ich auch einmal mit euch reiten darf, wo es ernstlich zugeht.

Schon der Inhalt des kaiserlichen Schreibens hatte sichtbar einen wehmüthigen Eindruck auf das Gemüth der Burgfrau gemacht, aber sie wurde bleich im Angesicht, als ihr Gemahl das Wort aussprach, daß sein Auszug ins Feld zur Hülfe so schnell erfolgen, und auch ihr Erstgeborner den ersten Ritt machen müsse, um sich die Sporen zu verdienen. Gegen das Erstere konnte sie keine Einsprache thun, denn war es nicht Pflicht eines jeden treuen Reichsmannen und Vasallen, dem Heerbann zu folgen, um so viel mehr des Edelherrn von Hohenlohe, der dem Kaiser so sehr verpflichtet war; gegen das Zweite hätte sie gerne Einsprache gethan, aber sie hatte ja kurz zuvor selbst ihren Erstgebornen für waffenfähig erkannt, auch wußte sie, daß ihr Herr und Gemahl in dem, was er einmal Willens war, zu thun, keinen Widerspruch ertragen konnte. Wenigstens heute wollte sie nicht widersprechen, oder vielmehr bitten, denn Herr Gottfried war so schmerzlich bewegt über das

Schicksal seines kaiserlichen Freundes, daß er den Söller verließ, um sich allein seinem Schmerz zu überlassen. Aber nicht lange, denn mit Trauren und Jammern wird Nichts gethan — Männer handeln, wo Hülfe Noth thut.

Noch an demselben Tag sandte er seine Boten nach allen Seiten aus, Tauber auf- und abwärts, hinauf auf die Burg Braunek, wo seine Brüder wohnten, und hinüber nach Neuenstein und Oehringen, zu seinen Vettern von Hohenlohe; auch die Schenken von Schüpfe und die Herren von Booksberg wurde entboten, eingedenk zu sein ihrer Pflichten gegen Kaiser und Reich, und sich einzufinden beim fränkischen Heerbann. Schon am Abende des andern Tages, als bereits der Bote aus dem kaiserlichen Lager bei Ruffach wieder auf dem Wege ins Elsaß war, mit schriftlicher Meldung, daß Herr Gottfried von Hohenlohe noch vor Ablauf des Heumonds mit allen Reichsmannen aus Franken bei dem Kaiser sein werde — zogen Ritter und Reisige aus allen fränkischen Gauen den Burgweg auf Neuhaus herauf, als an den Sammelort — die Ritter und Herren in ihren gekrönten Helmen, mit breiten Streitschwerdtern, Lanzen und gewaltigen Schildern, die fast Mann und Roß deckten, die Reisigen und Knechte in blanken Helmkappen, mit kürzeren Gewaffen, mit Streitkolben und Tartschen. In der Burg gab es kaum Platz für die Herren und Ritter, viel weniger für die Reisigen und Knechte. Die letzteren alle mußten sammt ihren Rossen im großen Grasgarten vor der Burg sich einlagern, und soll ihnen nicht leid gewesen sein für ihre Rosse, denn die standen im Futter wie noch nie, sintemalen gerade in jener Zeit die Heuerndte noch nicht vorüber war. An Trank und Speise für Knechte und Reisige ließ es der Burgherr und Frau Elsbeth nicht fehlen, denn während im großen Saale die Humpen der

Ritter erklangen, daß es durch die Fenster schallte, trugen Knechte und Mägde der Burg so viel des edlen Getränkes in den Garten, daß auch dort die dürstenden Kehlen befriedigt und die Herzen erfreut werden durch die edle Gabe des Weines, denn der Wein erfreut des Menschen Herz, absonderlich ein ächter reiner ungefärbter Trank der Tauberreben. War auch klüglich, daß sich Ritter und Knechte auf der Burg des gastlichen Edelherrn von Hohenlohe gütlich gethan mit Trinken und Essen, denn auch an Letzterem fehlte es nicht, besonders Braten von Rehen und Hirschen aus dem nahen Kammerforst, in dem heut zu Tag derartig Gewild so selten ist, wie ein Phönix oder weißer Rabe.

In jenen Zeiten, von den wir erzählen, war auf Kriegsfahrten noch nicht in der Weise für die Bedürfnisse der reisigen Schaaren gesorgt wie in unsern Zeiten, da der Mann nicht ohne seinen Habersack auszieht, und hinter dem Heere die Knödelwagen folgen müssen. Am Ort der ersten Einlagerung wurde gegessen und getrunken, um sich für die Wegfahrt zu stärken, dann giengs von Ort zu Ort, bald lebend in Hülle und Fülle, bald darbend und fastend, bis wieder eine Stadt, ein Dorf oder eine Burg in den Weg kam, wo man sich einlagerte; oder wurde auch unterwegs Halt gemacht und schnell eine Heeresstätte aufgeschlagen, um Rinder oder Schaafe abzukochen und zu verspeisen, die man dem nächsten besten Hirten abgejagt, aber den Trank dazu gab der klare Bach, der vorüberfloß, denn das Weintrinken mußte sich Mancher abthun, der zuvor gewohnt war, mit den köstlichsten Weinen verschwenderisch umzugehen.

Darum, in Betracht der weiten Fahrt bis an den Rhein, denn von den Rebbergen der Tauber bis zu den Rebhügeln des Rheins und des Elsaßes ist es gar manche

Tagreise — schonten sie nicht des Kellers, den der gastliche Wirth auf Neuhaus weit aufthat, weil sie Alle, gekommen waren zu Dienste und Hülfe seines kaiserlichen Freundes, der in Nöthen war. Sie ließen sich's wohl sein, Ritter und Herren, wie Knechte und Reisige, denn wer konnt' ihnen eine Bürgschaft dafür geben, ob sie je wieder sehen würden die Berge und Thäler der Heimath, ob sie je wieder einmal trinken würden vom Gewächse, das auf den Hügeln des von Gott gesegneten Frankenlandes wächst.

Hatte aber nur der Edelherr von Hohenlohe die Ehre, hier oben auf Neuhaus die getreuen Vasallen seines Herrn und Kaisers zu bewirthen — noch am dritten Tage, nachdem Herr Gottfried in die ganze Umgegend das Aufgebot hatte ergehen lassen, zogen Herren, Ritter und Reisige das Tauberthal herab und herauf, aber sie kamen nicht auf die Burg Neuhaus, sondern blieben in der Stadt Mergentheim, da sie auf der Burg kein Unterkommen mehr fanden. Alle die wurden vom Deutschmeister, Hans von Nesselrode, im Ordenshause und den dazu gehörigen Gebäuden aufgenommen und untergebracht. Sie wurden so gut verpflegt, wie auf Neuhaus, denn schon damals hatte die Commende große Vorräthe an Früchten und Weinen. Ein Keller voll Fässer mit den besten Jahrgängen lag unter dem Ordenshause, und zog sich unter 3 Flügeln desselben hin; er war so geräumig, daß man darin hätte ein Roß tummeln können. Die Ritter und Reisigen brauchten so viel, als die mäßigen Ordensbrüder nicht in Jahr und Tag bedurften. Also wollte es Bruder Hans von Nesselrode, denn auch er wollte sich dienstwillig gegen den edlen Kaiser Adolph erzeigen, mit dem er damals auf Neuhaus frohe Stunden verlebt hatte. Da die Ordensbrüder allein in des Ordens Diensten verwendet werden durften, und sie nur auf

ausdrückliches Gebot des hohen Meisters in Preußenland in außerordentlichen Fällen zu des Reiches Heerbann konnten berufen werden, so ließ er wenigstens des Ordens Knechte zu den Schaaren stoßen, die Herr Gottfried von Hohenlohe für den Kaiser aufgeboten hatte. Als daher am fünften Tage, nachdem der Kaiser seinen Boten auf Neuhaus gesendet, Ritter und Reisige ab der Burg Neuhaus und aus dem Ordenshaus zu Mergentheim zogen, da war es doch ein stark Fähnlein von Knechten, das sich an die übrigen anschloß.

Schon mit dem Frühsten gaben die Hörner das Zeichen zur Abfahrt. Solch ein Klang war schon seit langem Gedenken nicht mehr auf der Burg erhört worden; Alle, die auf Neuhaus aus und ein giengen, ausgenommen der Burgherr mit einigen alten Knechten, kannten nur den Tageruf des Wächters auf der Zinne, oder die Töne des Jagdhörnleins, hatten aber nie den Klang des Heerhorns vernommen. Darum fuhr Frau Elsbeth überrascht aus dem Schlafe, als sie diese Töne vernahm, die aus dem Burghof herauf erschollen und einen schweren Abschied ankündeten. Schnell war sie mit den beiden kleineren Kindern, dem Fräulein und dem Söhnlein Adolfus, angekleidet und gieng dem Rittersaale zu, wo bereits der Burgherr mit seinem Erstgebornen, dem Junkherrn Götz, vom Kopf bis zum Fuße gerüstet stand, und um Beide herum die 5 jüngeren Söhne. Nur die Schwerdter hatten sie noch nicht umgelegt, denn diesen Dienst hatten sich immer die Frauen des Hauses vorbehalten zu verrichten. Die Borte für's Schwerdt des Burgherrn, von der wir bereits gesagt, war schon seit 5 Tagen angebunden, und schlang sich zierlich um's Schwerdt, das noch an der Wand hieng, aber ein zweites Schwerdt mit Gurt fehlte noch für den Sohn, der heute zum ersten Mal mit dem

Vater ausziehen sollte. Auch dafür hatte Frau Elsbeth bereits gesorgt — das Töchterlein Adelheid trug das neue Gewaffen, das in einem seidenen Ueberzug verborgen lag, in den Armen herbei. Die gute Mutter hatte in vier Tagen, bis in die tiefe Nacht, an der Borte gearbeitet, um sie für den lieben Sohn fertig zu bringen, ob sie gleich noch nicht so ernstlich daran gedacht hatte, daß Junkherr Götz wirklich an der Kriegsfahrt Theil nehmen müsse, denn sie hatte immer noch gewähnt, der Vater würde ihn nur als Begleiter, etwa bis an die Gränze des Frankenlandes, mitnehmen. Aber als sie sah, wie ihr Liebling gewappnet an der Seite ihres Gemahls stand, sich lehnend auf das gewaltige Schild, auf dem die Leoparden von Hohenlohe prangten, da wandelte sich die Farbe ihres Antlitzes; sie wurde todtenbleich, als sie dem Gemahl mit thränenden Augen das Schwerdt umgelegt hatte, und er ihr bedeutete, ein Gleiches dem Sohn zu thun, indem er sprach: nun, meine Liebe, auch dem Sohne das Schwerdt um, das er für Kaiser und Reich zum ersten Mal schwingen soll! Hatte sie das Erstere mit unendlicher Wehmuth gethan, jetzt zitterte und bebte sie, als sie aus den Armen des Töchterleins das Schwerdt nahm, seine Hülle abstreifte, und das glänzende Gewaffen und den blauen mit Silber gestickten Gurt hervorzog. So wollt ihr euch nicht erbitten lassen, mein Herr und Gemahl, fragte sie mit merklich zitternder Stimme, daß ihr mir diesen unsern geliebten Sohn hier lasset? Er ist noch so jung und zart, also daß er kaum die Mühen der Fahrt erdulden wird. Da wär' er keiner von Hohenlohe, und seines alten Stammes gar unwerth, wenn er ein solcher Schwächling wäre — entgegnete der Burgherr etwas kalt — und ist er nicht hochgewachsen und breit über die Brust, wie ich es kaum in seinem

Alter gewesen — halt' ihn nicht ab, Frau Elsbeth, er hat es selbst gewollt. Gebt mir mein Schwerdt, liebe Mutter, bat der Junkherr, ich will es führen, daß es meinem Herrn und Kaiser und dem Reiche Heil und Euch Ehre bringt. Noch einmal flehte die Burgfrau, und faßte die Hand ihres Gemahls: Lasset ihn hier, mein Herr und Gemahl, ihr führet ja genug Mannen eurem Herrn und Freunde zu, und ist es nicht genug, wenn ihr euch seinem Dienste weihet — was wollet ihr ihm noch euer eigen Fleisch und Blut opfern? So viel seid ihr weder eurem Kaiser noch eurem Freunde schuldig. — Das sind wir unserem Freunde nicht schuldig? ist das dein Ernst Elsbeth? das bist Du dem Freunde deiner Jugend nicht schuldig, daß Du ihm Deinen Sohn sendest, der für ihn streite gegen seine Feinde, die über ihn herfallen, um ihn zu vernichten — Er sprach diese Worte mit einem bedeutungsvollen Blicke auf die Burgfrau, der ihr durch das Herz ging. Frau Elsbeth bat nicht weiter, sie gürtete dem Sohne das Schwerdt um seine Lenden, aber indem sie sich beugte, um die Schnalle zuzuziehen, fiel sie voll Schwäche in die Kniee, und als sie der Sohn wieder in die Höhe heben wollte, schlang sie ihre Arme krampfhaft um ihn, drückte ihren Mund an ihre Lippen und rief weinend: Leb wohl, leb wohl, lieb Kind, mein Schmerzenssohn, leb auf ewig wohl — ich werd' dich nimmer wiedersehen im Erdenleben! Wie ohnmächtig lag sie in den Armen ihres Sohnes, der neben ihr kniete. Da faßte sie der Burgherr, und hob beide von dem Boden auf, er rief ihr ins Ohr, die wie eine Leblose die Augen geschlossen hatte: Um Gott, fasse dich, fasse dich liebes Gemahl, — ich bring' ihn dir wieder, deinen lieben Sohn, denn der liebe Gott wird ihn schützen — nur mit ihm kehr' ich wieder — ohne ihn will ich nimmer

dein Antlitz sehen, so wahr mir Gott helfe! Bei diesem Schwure fuhr die Burgfrau zusammen und erwachte aus ihrer Ohnmacht, aber ihre Schwäche verließ sie noch nicht sobald — man mußte sie auf den in der Nähe befindlichen Polsterstuhl bringen. Zu gleicher Zeit ertönten die Heerhörner zum letzten Mal im Burghof. Herr Gottfried beabschiedete sich rasch von Gemahlin und Kindern — so schwer es ihm geschah, es mußte sein — aber Bruder Götz konnte kaum loskommen von der lieben Mutter und den laut weinenden Geschwistern. Der Vater war schon unten im Burghof bei den versammelten Mannen, ja war bereits zu Roß gestiegen, als der Junker erst nachkam, und hinter ihm drein die Brüder, welche ihm noch die Hand aufs Pferd boten, obgleich sie kaum durch die Mannen hindurch kommen konnten, die den ganzen Hof füllten. Nur Schwesterlein Adelheid blieb bei der Mutter; auch hatten sich ihre Dienerinen indessen eingefunden, um ihr beizustehen. Von diesen gestützt wankte sie hinaus auf den Söller, um den Scheidenden den letzten Gruß nachzusenden. Eben ritt die Schaar der Ritter und Reisigen, an der Spitze Gottfried von Hohenlohe und sein Sohn, ab der Burg. In diesem Augenblick war den Beiden, als müßten sie sich im Sattel drehen, um sich noch einmal gegen die Burg zu wenden. Eine liebende Frau stand noch dort auf dem Söller, mit bleichem Angesicht, und winkte ihnen Lebewohl zu. Vater und Sohn erwiederten schmerzlich den Gruß, indem sie das Haupt mit glänzendem Helm und wallendem Federbusch tief verneigten. Dem Sohne stürzten unter dem offenen Helme die Thränen hervor, — auch in Herrn Gottfrieds Augen standen Thränen, aber bald ließ er den Helmsturz nieder, denn er wollte vor seinen Begleitern sein Schmerzgefühl verbergen. Elsbeth blickt noch lange dem

Gatten und Sohne nach, bis ihre Helmbüsche hinter den ersten Häusern von Mergentheim verschwinden — es ist ihr, als ob sie Beide nimmer sehen werde im Erdenleben.

VI. Der nächtliche Vorkampf.

In dem Lager vor der Stadt Ruffach im Elsaß befand sich Kaiser Adolf, als er den Boten ins Frankenland an die Tauber zu seinem Freund Gottfried von Hohenlohe sendete. Als der Bote wieder ins Elsaß zurückkam, hatte der Kaiser bereits die Belagerung der Stadt aufgegeben und war mit seinem Heere den Rhein hinabgezogen, denn er hatte vernommen, daß sein Gegner Herzog Albrecht seinen bisherigen Standpunkt in der Nähe von Straßburg und seinem wärmsten Angehörigen Bischof Heinrich verlassen, und sich über Zweibrücken der Stadt Mainz zugewendet, wo er in dem Erzbischof Gerhard einen besonderen Freund gefunden hatte. Als der Kaiser in die Stadt Oppenheim kam, hörte er, daß der Herzog, um sich an dem Pfalzgrafen Ruprecht, seinem Schwiegersohn, zu rächen, von Mainz aus, wo der treulose Vetter Gerhard seine Schaaren zu ihm hatte stoßen lassen, schnell nach Alzei gezogen sei. Alsbald brach er auf, um dieses Besitzthum des Eidams zu retten, aber

leider! kam er zu spät. Während er im Anzug war, meldete ihm ein Schäfer an der Heerstraße nach Alzei, als er ihn anredete, daß sein Gegner bereits die Burg Alzei verwüstet habe.

Kann ich mich auf deine Aussage verlassen? fragte der Kaiser den Schäfer, der eben seine Schaafe zusammengetrieben hatte, und von der Heerstraße ab thaleinwärts fahren wollte, denn als er das Getrappel der Pferde hörte und die gleißenden Rüstungen sah, war ihn eine Furcht ankommen, es möchte ihm seine Heerde von Raubrittern weggetrieben werden. In allewege, entgegnete der Schäfer, wenn ihr aber nicht glauben wollet, so ziehet nur fürbaß und ihr werdet die noch rauchenden Trümmer der Burg Alzei schauen können, doch den Mordbrenner werdet ihr nimmer treffen, sintemalen er mit seinen wilden Herden, unter denen ich noch das Mainzer Banner gesehen, bereits den Weg nach der Gegend des Donnersbergs eingeschlagen. Da wollen wir ihn aufsuchen, den schlimmen Gegner, der an denen Rache nimmt, die mir freundlich gesinnt sind; und sollte ich ihn aufsuchen müssen auf der Höhe des Donnersbergs, ich will nicht ruhen, bis ich ihn gefunden, der mir streitig machen will was mir von Gott und Rechtswegen zusteht; aber noch eins: du hast mir einen guten Dienst gethan mit deiner Kunde, willt du mir noch einen zweiten thun, es soll dir wohl belohnt werden. Sagt nur, was ihr wünschet, mein Herr und Kaiser, sprach der Schäfer, und wenn ich euch mit meinem Blute dienen könnte, es soll geschehen, aber nicht blos, weil ihr mein Herr und Kaiser seid, sondern weil ich euch von lange her kenne, denn ich weiß noch gut, wie ihr vor vielen Jahren bei meinem Herrn Werner von Falkenstein Leibknappe gewesen mit einem Junkherren aus Frankenland, und da habt ihr beide mir als einem

geringen Reitersbuben manche Gutthat erwiesen, die ich nimmer vergessen will. So will ich dir um so mehr trauen, sagte der Kaiser, wenn du jener Wendelin bist, der schon damals mir und meinem Waffenbruder, Gottfried von Hohenlohe, manchen treuen Dienst erwiesen — aber gekannt hätte ich dich nimmermehr, denn du bist alt und grau worden. Glaub's wohl, lachte der Schäfer, ich hab' keine so guten Tage gehabt wie ihr, hab mich, seit ich ab der Burg Falkenstein kommen, kümmerlich und schwerlich durch die Welt schlagen müssen, und hab es am Ende zu Nichts als zu diesem elenden Schäferstab gebracht, während ihr ein großer Herr und Kaiser geworden, der güldene Krone und Scepter trägt — und doch nicht so glücklich ist, wie du meinst, unterbrach ihn der Kaiser, denn dich feindet niemand an wegen deines Stabs, aber ich habe einen Todfeind gewonnen, der mir nach Scepter und Leben trachtet — doch ich verzage nicht, so lange es gute Herzen gibt, wie deines, und ich treue Vasallen und Freunde habe, wie den, welchen du eben genannt hast, meinen Herzensfreund im Frankenland, am Ufer der Tauber. Ja dort sitzt euer Jugendgenosse, bemerkte der Schäfer — auf einer Burg, nahe bei der Stadt Mergentheim, und heißt Herr Gottfried von Hohenlohe; hab' ihn einmal dort heimgesucht, und er hat mich leichter erkannt, als ihr, mein Herr und Kaiser. — Zu dem nun, meinem alten Freund und Waffengefährten, sollt du alsbald mein Bote sein, sagte der Kaiser, und ihn gemahnen seiner Treue, daß er sich spute mit seiner Hülfe, und statt ins Elsaß, wie ich ihm in den letzten Tagen entboten, hieher in die Gegend des Donnersbergs eile; vor der Burg Bolanden, dem alten Stammsitz der Falkensteiner, will ich mein Lager schagen, und seiner harren, aber nur einen Tag und eine Nacht. Nimm das beste meiner

Pferde und eile, auf daß du an Ort und Stelle kommst, denn es thut Noth: meines kaiserlichen Dankes darfst du gewiß sein.

Schnell ließ der Kaiser dem weiland kecken Reitersknaben und nunmehr demüthigen Schäfer eines seiner besten Rosse vorführen, und der treue Wendelin warf seinen Stab weg und bestieg das schon lange nicht mehr gewohnte Roß so keck und gewandt, als ob er immerdar zu Pferde gesessen wäre, nur seinem Hunde, der verwundert zu seinem Herrn hinaufsah, als derselbe so schnell zum Reiter geworden, rief er zu: Wächter, geh' nicht von den Schaafen, und halt' sie fein zusammen! Darauf sprengte er, indem er sich vor dem Kaiser noch tief verbeugte, von dannen dem Rhein zu, und von da über den Odenwald nach der Tauber; am Morgen hatte er den Kaiser und sein Heer verlassen — mit dem Frühsten des andern Tags ritt er bereits in das Thor der Stadt Mergentheim, gerade zu der Stunde als Gottfried von Hohenlohe allda ankam, um sofort die Fahrt nach dem Elsaß anzutreten. Der Bote kam gerade noch recht, um seinem Zuge eine andere Richtung zu geben, und ihn zu gemahnen, weder Menschen noch Pferden Rast zu gönnen, um noch zu rechter Zeit den Kaiser und sein Heer zu erreichen. Die Ermahnung des Boten verfehlte nicht ihre Beachtung. Wenn je eine Fahrt in Eile und mit aller möglichen Anstrengung geschehen, so war es diese. Gottfried von Hohenlohe gönnte Menschen und Thieren keine Rast, nur einmal auf der Fahrt an den Rhein wurde gerastet, vor dem Kloster Amorbach, um Menschen und Pferde zu tränken und zu speisen, aber es galt nicht lange Sattelhenkens; vor Worms über dem Rhein wurde noch eine kleinere Rast gehalten, — war bereits über Mitternacht hinaus — dann aber gings in schnellem

Traben dem Donnersberg zu, dessen Felsengipfel sie bald aus der Ferne hätten erschauen können, wenn es nicht noch Dämmerung gewesen wäre.

Mittlerweile war der Kaiser bereits unter der Burg Boland, nicht ferne vom Donnersberg, angekommen, und hatte unter derselben sein Lager geschlagen. Hier mußte er längere Rast halten, denn er war unten aus dem Elsaß herauf und dann den Rhein hinab gezogen, und vom Rhein wieder landeinwärts dem Donnersberg zu. Bis ins Thal der wildströmenden Primm dehnten sich die Lagerzelte aus. Kaum eine Meile von ihm entfernt, auf den in das Thal hinabziehenden Hügeln des Donnersberg's, lag Herzog Albrecht der Gegenkaiser mit seinem Heere. Durch Kundschafter aus der Gegend war dem Kaiser dieser Bericht geworden. Gern hätte er sich selbst davon überzeugt, und dazu wollte er die Nacht des Rasttags wählen. Wer konnte auch besser der Warte pflegen und auf Kundschaft reiten als er? waren ja ihm von jungen Tagen her alle Wege und Stege in der Herrschaft Bolanden und Falkenstein und an dem Donnersberg bekannt wie Keinem. Nur sein Schwiegersohn Pfalzgraf Rudolf und sein Sohn Rupert waren es, denen der Kaiser sein Vorhaben anvertraute, und die ließen auch nicht nach, bis er ihnen erlaubte, daß sie mit ihm der Warte pflegen dürften. Eine Stunde nach Mitternacht, während die Uebrigen im besten Schlafe lagen, brachen die drei aus dem Lager auf, umbanden den Rossen die Hufe mit Linnen, damit sie desto leiser trabten, ritten hinab in das Thal der Primm und dann das Thal aufwärts der Gegend zu, wo Herzog Albrecht nach dem Bericht der Kundschafter sich sollte gelagert haben. Kaum waren sie eine Stunde geritten, so vernahmen sie den Hufschlag einiger Rosse, zuerst dumpf, dann näher und näher. Bereits dämmerte

es — man sah Helme und Speereisen gleissen. Jetzt waren die Begegnenden auf Speeresweite herangekommen. Macht euch gefaßt! rief der Kaiser rückwärts dem Sohne und dem Schwiegersohn zu, die in einiger Entfernung hinter ihm ritten — legt eure Speere ein, wir sind verrathen und werden angerannt; mit diesen Worten legte er seine starke Lanze an die Mähne seines Rosses und rannte dem Gegner entgegen. Der hatte auch nicht gesäumt und bei Zeit seinen Speer unter den Arm gefaßt. Keiner der Beiden konnte den Gegner recht ins Auge fassen, es war also Zufall, wenn Einer den Andern traf. Aber das Glück war dießmal auf der Seite des Gegners, doch es war kein ungetrübtes. Sein Speer traf den Kaiser so gewaltig mitten auf die Brust, daß er sich nimmer in dem Sattel halten konnte, aber des Kaisers Speer hatte das Pferd des Gegners so heftig auf den Fürbug getroffen, daß es sich bäumte, einen Seitensprung machte, und seinen Reiter aus dem Sattel warf. Da lagen nun Beide auf dem Boden, der Sieger wie der Besiegte, und mit dem Letzteren stand es noch besser, als mit dem Ersteren. Der Kaiser lag im Sande, wie es schon Manchem ergangen, der im Turnier keinen Dank verdiente, und richtete sich alsbald wieder auf, unter dem Beistand des Sohnes und Tochtermannes, aber dem Sieger war es in Folge seines Sturzes, als ob alle seine Rippen gebrochen wären. Doch auch ihn brachte, wohl mit vieler Mühe, der jugendliche Begleiter wieder auf die Füsse. Bei St. Görgen! rief der Sieger, als er wieder neben seinem Rosse stand, das zitterte und bebte, weil es seinem Herrn so übel mitgespielt hatte — das war ein schlimmer Sturz. Und so hat mich noch nie im Leben Einer aus dem Sattel gestoßen, als der Götz von Hohenlohe — sprach ihm gegenüber der Besiegte.

Der bin ich ja leibhaftig, rief Gottfried von Hohen-

lohe, und ihr seid mir auch ein Mann von bekannter Stimme. Wenn du der Götz von Hohenlohe bist, so bin ich der Adolf von Nassau, versetzte der Kaiser, und ging auf seinen Freund zu, um ihn zu umarmen. In diesem Augenblick wurde es helle im Thale, und das erste Tageslicht zeigte die innige Umarmung zweier Freunde, die auf recht unfreundliche Weise sich den ersten Gruß mit den Lanzen geboten. Jetzt erst erzählte Gottfried von Hohenlohe, wie er gedacht, des nächsten Wegs über das Primmthal zu dem Kaiser zu gelangen, und dieser, wie er auf Kundschaft ausgeritten, geglaubt habe, einem Feinde zu begegnen. Da bin ich dir jetzt der beste Wegweiser zum Lager deines Freundes, sagte der Kaiser — so laß uns alsald wieder zu Pferd sitzen und fürbaß reiten. Kaum waren sie aufgesessen, so war das Banner von Hohenlohe mit Rittern und Reisigen herbeigekommen. Unter den ersten ritt Schäfer Wendelin, der seine Botschaft so wohl ausgeführt hatte. Der Kaiser drückte ihm innig die Hand, sprechend: mein lieber Getreuer, wenn die Schlacht vorüber ist, welche wir heut oder morgen zu schlagen gedenken, so will ich meiner Schuld gegen dich mich entledigen, vor der Hand sei mein Leibroß dein eigen. Da bin ich euer Schuldner, mein Herr und Kaiser — entgegnete Wendelin, indem er sein Haupt tief verneigte — ja ich sag euch tausend Dank, daß ihr mir wieder auf ein Roß habt geholfen. Jetzt lebet wohl Schäferstab und Heerdlein! seitdem meine Schenkel wieder die Lenden des Gauls berührt, bin ich mit Leib und Seele wieder ein Reitersbub geworden, und wenn ihr mich annehmet zu eurem geringsten Reitersknecht, so bin ich der Glücklichste aller Menschen, und ihr sollt an mir einen treuen, wenn auch alten Diener haben, der nimmer von eurer Seite weicht. Was wird aber dein Wächter

dazu sagen, der deiner noch in Treuen harrt? und die Heerde, der du bisher ein so guter Hirte gewesen? fragte der Kaiser. Die wird leicht einen Herrn finden, versetzte Wendelin — darf nur eine Schaar von eures Gegners Leuten jenes Wegs ziehen, wo sie steht, denn diese gehen nicht so gleichgültig an Schaafen und drgl. vorüber — und mein Wächter, wenn er mich wittert, wird er bei mir sein, bälder als bald. Nun, wenn du deinen Lieblingen im Herzen aufgekündet hast, so sei mein Diener und reit hinter mir! sprach der Kaiser, und indem er sein Roß wendete, rief er den neuen Ankömmlingen zu: vorwärts, ihr lieben Freunde und Genossen, dem Lager zu, denn mit dem Reiten auf Kundschaft ist es aus für heute; mögen sie liegen meine Feinde, wo sie wollen, und kommen, woher sie wollen — mein getreuster Freund mit seinen Genossen ist da, wir harren keines Bessern mehr. Dieß sprechend zog er mit freudeleuchtendem Blicke das Schwerdt aus der Scheide, hob es in die Höhe, daß es wie Feuer in den Strahlen der Morgensonne blitzte, stellte sich vorne an den Zug, und führte vorwärts.

Eine kurze Strecke waren sie geritten, es gieng einen Hügel aufwärts: da auf einmal blickte ihnen die Burg Bolanden entgegen, und auf ihrer höchsten Zinne wallte im Sonnenglanze das stattliche Banner des deutschen Reichs. Das dort, rief der Kaiser, zu dem von Hohenlohe gewendet, indem er mit dem Schwerdt auf das Reichsbanner deutete — sollt du in der Schlacht führen, mein Freund und Bruder, dir soll es anvertraut sein, und keinem Andern, wär es auch mein Sohn oder Bruder — du wirst es ritterlich führen, wie Keiner, im Kampf um meine Krone, zum Sieg oder Tod. Das soll ein wahres Wort sein, mein Herr und Kaiser, entgegnete begeistert der von Hohenlohe — dazu mir Gott helfe, daß ich es

würdig tragen möge zu euren Ehren und zu des Reichs Frommen. — Klang wie ein Schwur dieses Wort, den der getreuste der Männer in rechten Treuen gehalten.

VII. Die Schlacht.

Am 2. Juli Anno 1298, es war der heißeste Tag des ganzen Jahrs, standen die beiden feindlichen Heere einander gegenüber. Kaiser Adolfs Heer zählte nur 14,000 Streiter, während die Macht des Gegenkaisers aus wohl 24,000 geübten Streitern bestand. Eine Stätte unweit des Städtchens Göllheim, das gegen Südost, im äußersten Winkel des Thalkessels (im alten Wormsgau) gelegen, war von beiden Gegnern nachdem sie beiderseits ihre Stellung durch Kundschafter erfahren, als Wahlplatz ersehen, auf dem der Kampf um die Kaiserkrone, ein Kampf auf Leben und Tod, sollte entschieden werden.

In drei Heerhaufen hatte Kaiser Adolf seine Macht getheilt. Die Vorhut, welche aus Pfälzern, Baiern, und Franken bestand, führten Pfalzgraf Rudolf und Herzog Otto von Baiern. Das Mitteltreffen bestand aus seinen getreuen Nassauern, aus den Männern vom Rhein- und Nahe-Gau, der Wetter, so wie auch aus Schwaben, Elsäßern und Schweizern. Vor diese Schaar stellte er sich selbst als erster Kämpe und Feldhauptmann, und neben ihm stand sein Sohn Rupert. Die Nachhut übergab

er einem edlen Herren von Isenburg, seinem Marschall. Dem Kaiser zur Linken hielt der kühne Rechberger das Löwenbanner des Nassauer Hauses. Das Hauptbanner mit dem Reichsadler trug der biedere Götz von Hohenlohe zur Rechten des Kaisers, wie Tags zuvor bereits verabredet worden. Hinter dem Vater ritt Götz der Jüngere, sein Sohn, er war einer von denen, die zur Deckung des Reichsbanners ersehen waren.

Wie Kaiser Adolf, ebenso theilte Albrecht von Oesterreich, der Gegenkaiser, sein Heer in 3 Schaaren. Ins Vordertreffen stellte er seine Mannen aus Kärnthen und Steiermark, unter Anführung Herzog Heinrichs von Kärnthen. Im Mitteltreffen standen seine Vasallen aus Oesterreich, sowie seine Reiter aus Böhmen und Ungarn. Die Hinterhut bildeten seine Mannen aus Schwaben, Franken und vom Rhein. Die Sturmfahne mit weißem Kreuze auf rothem Felde übergab Albrecht dem edlen Grafen von Ochsenstein, das Banner von Oestereich aber dem tapfern Pruischink auf Heimburg, seinem Hofmarschall.

Als der Herzog Albrecht von Oesterreich vor seinem Heere ritt, hatte er nur den Harnisch eines gewöhnlichen Ritters angelegt, und einen Helm ohne Zeichen und Kleinod aufgebunden. Er wollte absichtlich vor den Feinden unkenntlich sein. Aber mehrere seiner Vasallen trugen fürstliche Wappenröcke, wie auch die Schabraken ihrer Streitrosse mit dem schwarzen Reichsadler bezeichnet waren. Dagegen erschien Kaiser Adolph in königlicher Rüstung. Er hatte eine goldene Brünne und Halsberg umgelegt, und einen mit der Kaiserkrone geschmückten Helm auf's Haupt gestürzt. Sein gelber Wappenrock und die Schabrake seines muthigen Streithengstes war mit schwarzen Adlern überstreut. Im kaiserlichen Schmuck als Reichs-

oberhaupt wollte er dem ungetreuen Vasallen entgegen ziehen.

Ehe die Schlacht begann, ritten die beiden Heerführer vor ihre Heerhaufen, um sie zum Kampf anzufeuern. Kaiser Adolf, auf seinem muthigen Rosse sich hoch erhebend, rief mit gewaltiger Stimme, also daß man ihn im feindlichen Lager vernehmen konnte, seinem Heere zu: Stehe ich hier als ein gemeiner Rittersmann oder als ein König? Da drüben ist Einer, der sich auch einen römischen König nennt, ich weiß also nicht, wie ich euch nennen soll, so lange es ungewiß ist, ob ihr den Feind oder den Kaiser des Reichs unter euch habt. Aber so viel weiß ich, daß Jener Euch ebenso haßt, wie mich selbst, daß er unsern Untergang sucht, und wir also mit einander siegen oder sterben müssen. Bisher hat dieser neue König seinen Kiegsruhm in der Flucht behauptet, heute endlich wagt er es, im offenen Felde gegen uns zu stehen; der Feige wird muthig aus Scham, da ihn der Hochmuth treibt. Sein Dünkel sucht Rache, weil er wähnt, die Reichskrone sei ein Erbgeschenk von seinem Vater, wie der Herzogshut von Oesterreich. Aber ich will nicht leben, so er nicht bald wieder ein Graf von Habsburg werden, oder noch weniger sein soll. Und wer hat ihn gegen uns geschickt? Die, so mich vor 7 Jahren selbst gewählt, aber nur einen Schattenkönig wollen, damit sie in seinem Namen die Herrschaft führen. Allein sie sollen kommen, die Meuterer! Das Verderben wird auf ihren eigenen Kopf fallen. Drüben im feindlichen Lager sind sie, meine und eure Widersacher. Ihre Zahl ist groß, aber desto größer auch die Ehre und um so reicher die Beute, die uns zu Theil wird. Laßt die Banner fliegen für Ehre und Recht! bis jetzt habt ihr die Feinde nur gejagt, heute sollt ihr sie erschlagen. Auf und voran!

Während der Kaiser mit den Seinen redete, richtete auch Herzog Albrecht sein Wort an seine Heerschaar und sprach unter Anderem: Ich bin der Mahnung der Wahlherren gefolgt, weil mich in ihr Gottes und des Reichs Stimme ins Feld ziehen hieß. Ich konnte zu Hause der Ruhe pflegen, denn ich hatte der Ehre und des Reichthums genug. Auch konnte ich schon mehrmals an dem, der mich so oft beleidigt hat, gerechte Rache nehmen, allein ich mochte es nicht, weil er mein Herr und König war. Jetzt aber bin ich durch Fürstenwahl und Gottes Vorsehung zu seinem Herrn gesetzt, und soll das Reich von seiner Tyrannei erlösen. Schändung, Mord, Brand und Raub, und die Ausplünderung unserer Klöster und Gotteshäuser, Alles das wird die Folge sein, wenn er Sieger bleibt. Er wird die Reichslande zu seinem Eigenthum machen, und Jeden, der sich dagegen wehrt, seinem Henker übergeben. Liebt ihr daher euch selbst, die Euren und euer Land, so zeiget heute, wer ihr seid, und eilet zum Sieg!

Schon in der Frühe des Tages rückten beide Heere aus ihrem Lager. Herzog Albrecht führte seine Schaaren über den großen Wiesenplan bis zu dem Hasenbach. Von der andern Seite, längs der Primm, über Marnheim zog der Vortrab des Kaisers heran, und rückte bis zum Dorfe Dreisen vor. Da erfuhr der Kaiser von seinen Plänklern, daß der Feind, ehe er noch recht angerückt, schon wieder im Rückzug begriffen sei, und zwar in Folge eines Zwistes, den der Herzog mit dem Erzbischof von Mainz gehabt. Das war dem Kaiser erwünscht; alsbald ließ er schneller vorrücken, und nun bestätigte sich die Kunde vom Rückzug, denn man sah die Zelte des feindlichen Lagers in Flammen stehen.

Aber dieser Rückzug des Herzogs war nur ein ver-

stellter, es war eine Kriegslist, die er mit dem Erzbischof von Mainz verabredet, ja die dieser Fuchs ihm sogar in den Sinn gelegt hatte. In Folge dieser sollte Adolfs Vorhut in die Falle gelockt und vernichtet werden, ehe noch dessen Hauptmacht angelangt wäre. Das konnte auch dem Gegner leicht möglich werden, denn von den Höhen herab, auf die sich die Oesterreicher zurückgezogen hatten, konnten sie, wenn sie sich schnell wendeten, mit ihrer Reiterei einen mächtigen Stoß gegen die Kaiserlichen ausführen, denen durch die mühsame Bewegung bergaufwärts der Angriff erschwert war. Wirklich befahl auch der Kaiser, die Vorhut des Gegners zu verfolgen und einzuhauen. Alsbald sprengten der Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto mit ihren Mannen voran, als sie aber bis an den Fuß des Hasenbühls kamen, der nach Südosten das Thal begränzt, da wandten die Oesterreicher ihre Rosse und stellten sich in Schlachtordnung. Zugleich war der ganze Hasenbühl von zurückkehrenden Oesterreichern besetzt. Stutzend hielten die Kaiserlichen ihre Rosse an. Jetzt erst erkannte der Kaiser, der in eigener Person, und mit ihm Götz von Hohenlohe, dem Vordertreffen folgte, daß ihn sein Gegner durch eine Kriegslist getäuscht hatte; zugleich sah er, daß des Gegners Macht die seinige übertraf, denn immer neue Schaaren wurden auf der Hase sichtbar — und es war, als ob Leute aus dem Hasenbühl herauswüchsen. Lange schaute der Kaiser mit ernstem Blicke nach der Höhe, dann sprach er zu seinem Freunde, der neben ihm hoch das Reichsbanner hielt: rathe mein Freund, was wir thun sollen? Mein Gegner hat mich überlistet und in eine Falle gelockt mit seinem verstellten Rückzug. Götz erwiederte: Letzteres habe ich geahnt, mein hoher Herr, als wir die Kunde erhielten, daß er rückwärts gewichen, und mein Rath war, zu warten, bis er wiederkehrete; aber ihr habt

eurem ungestümmen Muthe gefolgt und euch nicht halten lassen; nun ist freilich guter Rath theuer. Sollen wir rückwärts gehen, fuhr der Kaiser fort, so sind wir Alle verloren, und streiten wir, so weiß nur Gott des Kampfes Ausgang. Allerdings, entgegnete der Bannerherr, sind wir verloren, wenn wir rückwärts gehen, denn dann wird des Gegners Macht von oben auf uns drücken, und wir werden vernichtet; das ist auch nicht euer Wille und Meinung, mein hoher Herr, zurückzuweichen, denn ihr habt es noch nie gethan im Leben, so lange ihr zu Kampf und Streit geritten seid, auch wäre es zu spät, sintemalen wir schon zu weit vorgerückt sind. Darum streiten wir, so ist meine Meinung und vertrauen auf Gott, der ja immer mit dem Recht gewesen, und der das Recht hat, das seid ihr — also vorwärts mit Gott, der uns Kraft geben wird zum Siege; ich trag das Banner vor, mein Herr und Kaiser, und wär's zum gewissen Tode. Da faßte der Kaiser des Freundes Hand, die den Zügel des Rosses hielt, und drückte sie innig, sprechend: Du Treuester der Getreuen, es bleibt dabei, wir rücken vorwärts, zum Siegen oder zum Sterben — aber laß uns unsere Kinder heimschicken, lieber Freund! sollen wir sie denn dem gewissen Tode opfern? Er wendete sich zu seinem Sohn Rupert, der neben ihm ritt, und sprach: reit in das Lager zurück, mein Sohn, und wage hier dein junges Blut nicht — das wird ein Streit auf Leben und Tod. Nie, mein Vater, entgegnete der Jüngling, werde ich von eurer Seite weichen, mag es Leben oder Tod gelten! Du bist mein ächter Sohn, rief der Kaiser begeistert, und zog ihn herüber in seine Arme — so wollen wir Alle mit einander Alles wagen! Mich verlangt nach dem Schwerdtkampf — blast auf, ihr Trommeter! daß der Kampf beginne. Zumal erklangen die Trommeten des Heers, und nach

wenigen Augenblicken wurde der Klang von der gegenüberstehenden Schlachtordnung der Oesterreichischen erwiedert. Dann erhob sich ein mächtiges Kriegsgeschrei von beiden Heeren, daß es laut in den Thälern und Klüften wiederhallte. Es war zwischen der achten und neunten Stunde. Die ersten, welche mit eingelegter Lanze den Hasenbühl hinanstürmten, das waren die Pfälzer unter dem Pfalzgraf Rudolph, aber der tapfere Herzog Heinrich von Kärnthen fiel mit denen von Kärnthen und Steiermark von der Burg auf sie herab, und durchbrach mit gewaltigem Stoß ihre Reihen. Viele wurden niedergerannt, viele zurückgedrängt, und Herzog Heinrich griff im Thale die noch festgeschlossenen Baiern an, aber ohne Erfolg, im Gegentheil trieben die Baiern nach kurzem Kampf ihre Gegner in wilder Flucht auf die Höhen zurück. Auch die geworfenen Pfälzer drangen wieder voll Erbitterung vor, mit solcher Heftigkeit, daß sie einen zweiten feindlichen Schlachthaufen, der vom Berge kam, zurückwarfen und das Feld behaupteten. Jetzt entbrannte der wildeste Männerkampf, — man warf die Lanzen weg und focht mit den Schwerdtern, im dichten Handgemenge. Mit Lust schaute Kaiser Adolf vom Mitteltreffen aus auf die kämpfende Vorhut, an deren Spitze Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto wie Löwen stritten. Da faßte auch ihn die Streitlust, er rief mit glühendem Angesicht seinem Freunde zu: Hörst du, mein Freund, wie die Schwerdter sausen, und schau, wie der Pfalzgraf und der Baiern-Herzog in ihre Feinde hauen? wie wär's wenn auch wir dorthin sprengten? Wohl, entgegnete Götz von Hohenlohe, hör' ich's und schau' ich's, ja ich hoffe, daß die Unsrigen siegen, — ich will die Hauptschaar ihnen zuführen, um sie zu stärken, — aber ihr bleibt, wo ihr seid, mein Herr und Kaiser, wenn euch euer Getreuester

rathen darf, — mit dem Reichsbanner bring ich euch, in ihm sehen sie des Reiches Haupt. — Reit zu, reit zu! rief der Kaiser, aber ich muß auch dar, ich kann nicht bleiben, es reißt mich in den Männerkampf. — Gott schütz' euch, wenn ihr meinen treuen Rath verschmähet. — Dieß sprechend sprengte Götz von Hohenlohe mit seinem Sohne vom Platze, und trug das fliegende Reichsbanner in die Mitte der Kämpfenden. In demselben Augenblick rührte auch der Kaiser sein Roß mit den Sporen, und rannte zunächst hinter seinem Freunde im schnellsten Ritte dem Platze des Kampfes zu. Ihm nach sein Sohn und die ganze Hauptschaar. Aber auf einmal stürzte sein Roß im Wiesengrunde. Den vom Fall Betäubten nahm ein alter Reisiger unter die Arme und trug ihn, unterstützt von dem Sohne des Kaisers, der nicht von dem Vater weichen wollte, hinter die Hauptschaar. Kaum hatte sich aber der an Haupt und Gliedern verwundete Kaiser von seiner Betäubung erholt, so rief er wieder nach seinem Rosse. Er sah, wie der Feind durch neu herangezogene Schaaren seine Vorhut bedrängte, wie das Reichsbanner in der Hand seines Freundes bald hoch bald nieder schwebte. Er hörte nicht auf das Flehen seines Sohnes, entwand sich den Armen des alten Reisigen, — das war der treue Wendelin — und schwang sich voll Erbitterung und Ungeduld auf sein Roß, das treulich dem geliebten Herrn hinter die zweite Schaar gefolgt war. Mit unbedecktem Haupte, denn er hatte wegen der glühenden Sonnenhitze seinen Helm abgethan und an den Sattelknopf gehenkt — und das blanke Schwerdt in der Faust, ritt er in das Vordertreffen. Da hatten die Oesterreicher wieder einigen Vortheil, denn mit ihren Schwerdtern, die sie mehr zum Stoß als zum Hieb gebrauchten, hatten sie bereits viele Rosse der Kaiserlichen gefällt, und ihre

Reiter auf die Füße gesetzt. Selbst Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto kämpften zu Fuße. Als aber Kaiser Adolf heranstürmte wie ein Löwe, da stäubten die Feinde auseinander, wie die Spreu vor dem Winde. Zu dem Kaiser gesellte sich alsbald Götz von Hohenlohe, und ließ wie zum Schutze seines theuren Hauptes das Banner über ihm wehen, als ob er die Gefahr seines Herrn geahnt hätte. Bald hatten sich die Feinde aufs Neue gesammelt und zur Gegenwehr geschloßen. Ein Ritter, der Herzog Albrechts Wappenrock und Abzeichen trug, fiel den Kaiser an, aber ein Schwerdtstreich von des ritterlichen Mannes Hand hieb ihn von seinem Rosse. Einem zweiten Ritter, der mit den gleichen Abzeichen auf den Kaiser anrannte und einen Hieb gegen sein Haupt führte, schlug Götz von Hohenlohe mit solcher Kraft das Schwerdt aus der Hand, daß es seinen Besitzer selbst noch schwer am Haupte verwundete. Als Adolfs Mannen sahen, wie ihr Herr und Kaiser alle Angriffe tapfer abwehrend, in die Feinde eindrang, stürmten alle desto begeisterter unter die Feinde, und glaubten bald Sieger zu sein. Aber die Feinde wurden mehr und mehr verstärkt, denn von den Höhen kamen immer neue Schaaren herab, und aus den Thälern rückten neue Zuzüge an. Endlich fiel noch eine starke Macht, die im Hinterhalte lag, den Kaiserlichen in die Flanke. Da kam plötzliche Verwirrung in das Heer des Kaisers und es wandte sich zur Flucht. Nur der Kaiser mit seinen Freunden, und denen, die ihn zunächst umgaben, hielt noch Stand, aber sie waren von allen Seiten umzingelt; alle fochten in wilder Verzweiflung bevor ab der Kaiser, denn die große Gefahr hatte noch mehr den trotzigen Muth desselben entflammt. Furchtbar wüthete sein Schwerdt im Getümmel, und doch traf sein unbeschütztes Haupt kein verderblicher Schwerdtstreich,

denn der treue Freund deckte das theure Haupt liebend mit dem Banner, und mit seinem Schwerdt schlug er manchen Hieb zurück, der das Leben des königlichen Freundes bedrohte.

Aber er blieb nicht unter dem Schirme des Freundes. Während Götz von Hohenlohe sich nach seinem Sohne umsah, der eben durch eine feindliche Schaar von ihm getrennt war, ließ er einige Augenblicke den Kaiser außer Acht. Der hatte sich schnell durch den Knäuel der Feinde Bahn gebrochen, und suchte, stets angreifend und abwehrend, nur seinen Todtfeind Herzog Albrecht. Als er ihn endlich, an der Landstraße haltend, erblickte, spornte er zornig sein Roß gegen ihn an, und rief mit donnernder Stimme ihm zu: heute entgehst du mir nicht, du meineidiger Vasall! hier sollt du Reich und Leben lassen! Das steht in Gottes Hand! war Albrechts Antwort. Kaiser Adolf führte einen gewaltigen Streich auf den Herzog, aber dieser wich ihm geschickt aus und erwiederte den Hieb des Kaisers. Er traf ihn mit seinem Schwerdt ins Auge, daß ihm auf einmal Sehen und Hören vergieng. Zugleich führte der Wild- und Raugraf einen so mächtigen Hieb auf das unbewehrte Haupt des Kaisers, daß er schwer verwundet von seinem blutenden Roß auf die Erde sank. Das sah von Ferne Götz von Hohenlohe, wie sein Freund vom Pferde sank; schnell rieß er sein Roß herum, achtete nimmer auf seinen Sohn, sein eigen Fleisch und Blut, und eilte spornstreichs zu der Stätte, wo der Kaiser soeben vom Pferde gesunken war. Aber er war zu spät gekommen, denn eben hatte ein feindlicher Reisiger dem Kaiser den Todesstoß gegeben. Nur noch rächen konnte er den Tod seines Freundes, und seinen Leichnam schützen. Das Banner hoch in den Händen haltend sprang er vom Rosse; den Reisigen, der eben noch einen zweiten Stoß

führen wollte, um seiner Sache gewiß zu sein, hieb er mit einem Streich nieder, und dann warf er sich über den sterbenden Kaiser, der nimmer reden konnte, aber noch liebevoll auf ihn das Auge richtete, als ob er sprechen wollte: Du hast dein Wort gehalten, und das Banner ritterlich gewahrt.

Aber jetzt hatte Götz von Hohenlohe einen heißen Kampf zu bestehen, es galt den Leichnam und das Banner zu schirmen. Wohl war Herzog Albrecht mit dem Rau- und Wildgrafen schnell von dannen geritten, als sie den ritterlichen Kaiser gefällt hatten, denn sie mochten nicht weilen im Anblick ihres Werkes, das sie verübt; aber eben so schnell war eine feindliche Schaar da, welche nach Beute verlangte, die sie bei dem Gefallnen zu finden hoffte. Die Gierigen wurden mit bösen Schwerdtschlägen empfangen, die ihnen der treue Bannerherr reichlich darreichte. Da und dort flogen unter seinen Hieben Hände und Arme vom Leibe, die nach dem güldnen Harnisch des Kaisers oder nach dem Reichsbanner sich ausreckten. Manche aber traf er also mit seinem scharfen Schwerdte, daß sie ganz und gar keine Lust mehr hatten, Etwas vom Gewand und Schmuck des Kaisers als Beute nach Hause zu bringen. Nur einem einzigen kühnen Reisigen aus der Steiermark gelang es, dem treuen Bannerherrn, der mit der Rechten von dem theuren Leichnam alle Angriffe abwehrte, aus der Linken das Banner zu entwenden. Doch der Gegner gewann es blos halben, denn, während er den Schaft faßte, griff Gottfried von Hohenlohe nach der goldgewirkten Fahne und riß sie von dem Schafte los, also daß dem Feinde nur die Stange in den Händen blieb, mit der er davonlief, zufrieden, wenigstens dieß als Beute davonzutragen. Aber, während der Bannerherr mit diesem Gegner sich raufte, fielen drei andere Reisigen über den Leichnam

des Kaisers her und rießen ihm den goldnen Panzer sammt Beingewand, sowie den Wappenrock von Seide und Schwerdtgurt vom Leibe.

Das blieb ihre Beute, aber nicht so gieng es mit dem Schwerdte, das der todte Kaiser noch fest in der krampfhaft geschlossenen Rechte hielt, wie einst der kühne Wolfhard, Hildebrands Neffe, nach der Heldensage. Gerade wollte ein roher Kriegsknecht, weil er die Waffe nicht aus der Hand zu zerren vermochte, einen Streich nach der Hand führen, um so den Schwerdtknauf frei zu machen, aber der Bannerherr hieb ihm den rechten Arm bis an die Achsel vom Leibe, daß ihm für immer die Lust nach dem Schwerdte des Kaisers vergieng. Gern wäre Gottfried von Hohenlohe den drei Reisigen nachgeeilt, die den Kaiser also beraubt hatten, daß er fast nackt und blos vor ihm dalag, aber er mußte jetzt darauf bedacht sein, daß dieser theure Leichnam in seiner Nacktheit und Blosheit nicht dem Gespötte der Feinde und den Hufen der wild über die Stätte rennenden Rosse preisgegeben würde. Schnell wickelte er die golddurchwirkte Fahne um den geliebten Herrn, nahm ihn, den Helden von starkem breitem Körperbau, auf seine Schulter, und trug ihn durch das Getümmel der Schlacht, um ihn in Sicherheit zu bringen. Nicht 50 Schritte war er mühsam durch Todte und Sterbende hingegangen, da stieß sein Fuß an ein blondlockiges jugendliches Haupt, das vom Blute triefte — das Angesicht war gegen den Boden gekehrt. Der Bannerherr hielt an mit dem Fuße — eine schwere Ahnung zog durch sein Herz — er bückte sich ein wenig nieder, und kehrte das Angesicht des Gefallenen um. O Gott, wie erschrack er! der Gefallne war sein eigner Sohn, dem kaum vor einer Stunde noch in einem hartnäckigen Kampf mit einem gewaltigen Gegner das Haupt gespalten worden war. Gottfried von Hohen-

lohe brach zusammen vor übergroßem Jammer und Leid; der Leichnam des Kaisers glitt von seiner Schulter und er sank an dem Haupte seines Sohnes nieder — er drückte es an sich, und bedeckte das mit Blut überronnene mit seinen heißen Küssen. Aber bald raffte er sich wieder auf, denn er hörte und sah, wie eine neue Schaar raubsichtiger Troßbuben daher rannte, die entweder auf seinen gleißenden Helm, Harnisch und Gewaffen ihr Absehen richteten, oder hatte Einer den reichen Schwerdtknauf in der Hand des todten Kaisers wahrgenommen — er lud aufs Neue den todten Freund auf seine Schulter und hielt ihn mit der Linken, mit der Rechten faßte er den jugendlichen Sohn um den Leib, um beide an sichern Ort zu bringen, wo sie vor Mißhandlungen sicher wären; er versuchte einige Schritte vorwärts, aber die doppelte Last wurde ihm zu schwer — da ließ er den Sohn auf den Boden gleiten, kniete nieder, und rief weinend, indem er dessen bleiches Haupt noch einmal brünstig ans Herz drückte und küßte: mög' mir's Gott verzeihen, daß ich dich, mein liebes Kind, mein Fleisch und Blut, muß liegen lassen — ich muß retten meinen Herrn und Kaiser, denn der Gesalbte des Herrn soll nicht verunehret und verhöhnt werden von rohen Knechten. Er gieng wieder einige Schritte vorwärts, aber die eine Last war ihm auf einmal so schwer geworden, wie zwei — er brach auf's Neue zusammen und sank mit dem Leichnam auf den Boden nieder. Es war dießmal nicht die Schwere der Last, die ihn niederdrückte, sondern eine Schwäche in Folge des großen Blutverlustes, der ihm erst jetzt fühlbar wurde. Hatte der treue Bannerherr viele Wunden geschlagen und Manchen in das Gras gebettet, auch er hatte viele und tiefe Wunden empfangen, aus denen bisher das Blut geronnen war. Indem er auf den Boden sank, wurde es dunkel um seine Augen

und sein Haupt neigte sich auf die Brust des todten Freundes.

VIII. Das Schlachtfeld.

Der treuste der Männer, der das Gefühl der Vaterliebe in sich unterdrückte und den Herrn und Freund noch eher als den Sohn retten wollte, hörte nicht mehr das Jauchzen und Lärmen der Feinde, das sie erhoben, als der Sieg für sie entschieden war. Die Ueberlegenheit der feindlichen Kriegsmacht, und die vortheilhaftere Stellung, welche der Gegenkönig eingenommen hatte, entschied über den Sieg. Wohl hatten die Getreuen des Kaisers ritterlich gekämpft, und die Kunde von seinem Falle hatte sie so sehr mit Wuth und Schmerz erfüllt, daß sie das Leben kühn in die Schanze schlugen, ja die Meisten suchten den Tod, denn sie wollten ihren geliebten Herrn nicht überleben. So fiel der ritterliche Marschall von Isenburg, so der Rechberger mit dem Nassauer Banner, und der edle Graf von Hanau, im wilden Getümmel. Nur Wenige von Adolfs Heer retteten sich durch die Flucht. Am längsten hatte der Pfalzgraf Rudolf und der Baierherzog Otto gegen die Feinde, absonderlich gegen die Kärnthner und Ungarn Stand gehalten. Erst, als sie selbst hart verwundet, und nach dem Fall des Kaisers erkannten,

daß Alles verloren sei, traten sie den Rückzug an. In geschlossenen Reihen und immer fechtend, gelangten sie nach Worms; aber der kleinste Theil entrann dem nachsetzenden Feinde. Die meisten wurden gefangen. Darunter waren namentlich der Graf von Katzenellenbogen, ein Eberhard von Weinsberg, der Abt von St. Gallen, und des Kaisers Sohn Rupert. Der letztere war nicht von der Seite des Vaters gekommen, bis derselbe voll ungestümmen Muthes und kriegerischer Hitze, trotz der Widerrede des treuen Bannerherrn, davonsprengte, um seinen Gegner Albrecht aufzusuchen. Nur nach hartnäckigem Kampfe und aus vielen Wunden blutend, hatte sich der jugendliche Königssohn dem Feind übergeben.

Des Gegenkönigs Sieg war vollständiger, als er hoffen konnte, aber er war auch mit schweren Opfern erkauft, denn viele Herrn und Ritter, darunter der Graf von Ochsenstein, der Albrechts Banner trug, waren gefallen. Der Verlust Albrechts war nicht viel geringer, als der des kaiserlichen Heeres.

Sechs volle Stunden hatte die blutige Schlacht am Hasenbühl gedauert, die dem ritterlichen Adolf Krone und Leben nahm, und seinen Gegner auf den Thron sezte. Dessen Freude und Jubel kannte jetzt keine Gränzen mehr. Als die Abendsonne über das mit Leichen besäte Schlachtfeld strahlte, ritt der neue römische König über den Wahlplatz. Auf seinem goldnen Helm prangte jetzt eine Königskrone. Mit ihm der Erzbischof Gerhard von Mainz, der es in seiner Klugheit so eingerichtet hatte, daß er gerade in der Zeit auf dem Wahlplatz eintraf, als der Sieg für seinen neuen Freund entschieden war. An manchem tapfern Manne, den der Tod mit seiner Sense gemäht hatte, ritten die Herren vorüber, aber sie hielten ihre Rosse bei keinem an, denn Albrecht suchte seinen Gegner auf, an

dessen Fall er sein Auge weiden wollte. Doch, als sie an die Stätte kamen, da der Kaiser gefallen war, rief Albrecht: sehet da, ehrwürdiger Herr, hier fiel euer Neffe vom Tode getroffen, aber wo ist sein Leichnam? Bei dieser Frage richtete sich die kräftige Gestalt eines gefallnen Kriegsknechts ein wenig in die Höhe — man sah es, mit großer Anstrengung — wandte das bleiche Antlitz er dem neuen König zu und rief mit schwacher Stimme: den theuren Leichnam hat die Treue deinen Krallen und deinem Hohne entrissen, du teuflischer Kronenräuber! auch du wirst enden, und bälder, als du es wähnst, von Mörderhand, und kein treues Herz wird dir nahe sein. — Sein Auge blitzte vom letzten Feuer, und seine erhobene zitternde Hand ballte sich zur Faust, während er sprach; aber sein zuvor von Zorn blitzendes Auge strahlte auf einmal vor Freude, als ein großer zottiger Hund auf ihn zusprang, der nicht wußte, wie er seine Freude kund thun sollte, daß er seinen Herrn wieder sah. Der Sterbende schlang seine Arme um ihn und rief: o du treuer, treuer Wächter! — Es war des treuen Mannes letzte Freude im Leben, daß er seinen treuen Hund wiedersah — mit der linken Hand hatte er eine tödtliche Wunde zugedrückt, die war nun frei geworden, und ergoß sein letztes Herzblut, mit dem er sein Leben aushauchte. Zuvor schon war König Albrecht mit seinem Begleiter fürbaß geritten — denn der Rabenruf des sterbenden Mannes klang übel seinen Ohren. —

Aber doch war des Königs Herz noch nicht recht ergriffen und weich geworden. Als die beiden Herren noch eine gute Strecke gerade aus ritten, kamen sie zur Stätte, wo der lag, den sie suchten. Es war gerade in der Zeit, als der treue Bannerherr ohnmächtig über dem Leichnam des Kaisers lag. Da ist der, den wir suchen, rief

Albrecht, als er den Leichnam seines Gegners erblickte — aber, wie blos und armselig! würd' ihn kaum mehr erkennen, wenn er nicht noch sein Schwerdt in der Faust hätte, das er so gewaltig gegen mich geschwungen; und der ihn mit seinem Leib deckt, das ist der treue Bannerherr, der im Augenblick seines Falls noch zu seiner Rettung herbeieilte. Kalt und gleichgültig sprach er diese Worte, und keine Thräne trat in die Augen des harten Mannes.

Wie ganz verschieden war der Sohn von seinem Vater König Rudolf, der mit thränenden Augen und seufzend über den schnellen Wechsel irdischen Glücks, vor der Leiche seines Feindes Ottokar stand, als er in der Schlacht auf dem Marchfelde Sieger geblieben war. — Einen andern Eindruck machte der Anblick des todten Kaisers auf seinen Begleiter. Der sprang alsbald von seinem Rosse, kniete nieder vor dem Leichnam, und rief mit thränenden Augen, die zum Gebet gefalteten Hände über ihn haltend: Hier ist das tapferste Herz gebrochen. In diesem Augenblicke erwachte Gottfried von Hohenlohe aus seiner Ohnmacht, und richtete das Haupt langsam empor; er hörte noch die Worte des Erzbischofs den er schon seit früher Zeit persönlich kannte, und sprach mit schwacher Stimme: ja wohl das tapferste und treuste Herz ist gebrochen, hochwürdiger Herr, aber wer ist es, der die meiste Schuld daran trägt, daß dieses edelste Herz gebrochen? — Doch ich will Niemanden einen Vorwurf auf dem Platze, wo der Tod alle Herzen aussöhnt — aber, hochwürdiger Herr, wenn ihr eurem Neffen, den ihr einst so innig geliebet — ja ich weiß es, wie innig und redlich — noch eine Gutthat erzeigen wollet, so schaffet, daß seine irdische Hülle wohlbehalten von dannen gebracht werde, und der Gesalbte des Herrn allda ein

gebührend und ziemlich Begräbniß empfahe, wo seine Vorfahren im Reich ihre Ruhestatt gefunden. Der siegreiche Albrecht nahm das Wort: im Dome zu Speier — so meint ihr wohl? Da wird Nichts daraus, guter Freund, wer ihr auch sein möget, der ihr so treu und sorgsam den Leichnam des Mannes hütet, der mein Gegner gewesen; seit er durch einen Rechtsspruch des Thrones entsetzt worden, und ich zu des Reiches oberstem Vogt und Herrn durch die Wahl der Churfürsten erkoren bin, ist er wie ein anderer Mann, und ihm gebührt kein Platz an der Ruhestatt der großen Könige. Würd' sich nicht mein in Gott ruhender Vater im Grabe umkehren, wenn ein solcher Rebell gegen das Reich und die Fürsten, und mein Widerpart, an seine Seite käme? Darum haltet es noch für eine Gnade, wenn ich meinem Gegner ein ehrlich Begräbniß gönne, und euch erlaube, ihn an seinen Ruheort zu begleiten, von wo aus ihr dann ziehen könnet, wohin ihr wollet; denn eigentlich wäret ihr mein Gefangner, jedoch ich schenke euch die Freiheit, damit ihr sehet, daß ich Treue gegen einen Herrn zu schätzen weiß. Ihr, mein hochwürdiger Herr und Freund — Albrecht wandte sich zum Erzbischof — werdet Sorge tragen, daß der Leichnam meines Gegners alsbald von dannen gebracht werde; den Ort, wohin sie ihn bringen, werdet ihr am besten bestimmen können — aber kehret schnell wieder, ihr dürfet dann nicht mehr von meiner Seite weichen, denn es könnte euch zuletzt gar zu weich um's Herz werden im Anblick eures Neffen, daß ihr mir und meiner Sache auch untreu würdet; aber ihr müßt es mir zu gut halten, hochwürdiger Herr und Freund, denn, wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, so dem, der einmal Treue bricht. — Ehe er noch den Erzbischof zum Wort kommen ließ, gab er seinem Rosse die Sporen und ritt hohnlachend von

dannen, über Todte und Sterbende, in das Lager zurück. Ob ihm im stillen Lagerzelte, am Abend des Schlachttags, nicht das blasse Todtenangesicht seines Gegners vor die Seele trat, den er eben noch verachtet und verhöhnt hatte — ob es ihm wehmüthiger wurde um das sonst so harte Herz, wir wissen es nicht, aber sein höhnendes Wort gegen den Lebenden, gegen den mächtigen Kirchenfürsten, gieng in Erfüllung — er mußte dessen Untreu und Rache erfahren, als derselbige kaum 3 Jahre darnach auf dem Königsstuhl zu Rense den übermüthigen Sieger des Königthums für verlustig erklärte, wie er seinem eigenen Neffen zuvor die Krone wieder vom Haupte gerissen, die er ihm aufgesetzt hatte.

Jetzt that Gerhard doch noch eine Gutthat an seinem Neffen, denn er schuf ihm ein seinem Stande gebührendes Begräbniß, wenn auch nicht im hohen Dome zu Speier, doch in den Hallen einer ehrwürdigen Klosterkirche.

Nur etliche Stunden von dem Schlachtfelde liegt das Frauenkloster Rosenthal, schon im Jahr 1242 von Graf Eberhard von Eberstein und seiner Gemahlin Adelheide für Frauen Cisterzienser-Ordens gestiftet, und mit allen Einkünften der Stadt Göllheim begabt. Dorthin sandte der Erzbischof noch in derselben Stunde einen Boten und holte von der Abtissin die Erlaubniß ein, in dem Gewölbe der Klosterkirche seinen Neffen beisetzen zu dürfen. Diesem Gesuch willfahrte Frau Clementia von Herzen gerne, nicht nur um dem Erzbischof einen Dienst zu erweisen, sondern auch aus Verehrung und Dankbarkeit gegen den verewigten Kaiser. Darum, als noch an demselben Abend vier Reisige von des Bischofs Fähnlein auf einem Wagen den eingesargten Leichnam des Kaisers dem Kloster zuführten, giengen die sämmtlichen Klosterfrauen ihm mit Kreuz und Fahne entgegen. Als sie mit dem Wagen

zusammentrafen, wurde der Leichnam abgebahrt und von den vier Reisigen in die Klosterkirche getragen. Hinter dem Sarge gieng mit entblöstem Haupte der Erzbischof und neben ihm Gottfried von Hohenlohe, den Blick tief gesenkt, mit bebendem Fuße — man sah ihm wohl an, daß er in dem Kaiser einen theuren Freund verloren hatte. Als der Sarg, welcher nur aus vier rohen Brettern zusammengefügt war, in der Kirche angekommen und in einer Seitenhalle aufgestellt war, kniete der Erzbischof vor demselben nieder und verrichtete ein stilles Gebet, darauf empfahl er den Verstorbenen dem Gebet der Frauen, und nun schickte er sich alsbald an, noch in derselben Nacht zu König Albrecht zurückzukehren. — Noch eine Bitte, rief Gottfried von Hohenlohe in dem er dem Scheidenden nachgieng, als er eben über die Schwelle der Kirche trat: ihr habt mir meinen liebsten Wunsch erfüllt, daß ihr eurem Neffen dem Kaiser den letzten Liebesdienst erwiesen, und ihm ein ehrlich Begräbniß verschafft — erfüllet mir noch eine zweite Bitte, und sorget dafür, daß der Leichnam meines ehleiblichen Sohnes, der nur wenige Schritte von dem Platze liegt, da ihr mich mit eurem Neffen gefunden, sicher und wohlbehalten von dem Schlachtfeld getragen und durch meine Mannen, deren manche unter den Gefangnen des König Albrechts sein werden, in seine Heimath, die Burg Neuhaus bei Mergentheim, zurückgebracht werde; ihr erkennet leichtlich seinen Leichnam an dem Wappenrock, der die beiden Leoparden von Hohenlohe zum Wahrzeichen hat. Ach! erfüllet meine Bitte, hochwürdiger Herr, ihr schaffet dadurch großen Trost einem tiefgebeugten Vater, und nicht minder einer Mutter, die, wenn sie auch den lebenden Sohn nicht mehr begrüßen kann, doch den Todten dann in ihrer Nähe hat. Ich kann nicht von dem Leichnam meines geliebten Herrn weg bis 3 Todtenmessen über seinem

Sarge gelesen sind, die doch einer seiner Getreuen mitfeiern muß. — Nein, saget sein Getreuster ist bei des Verstorbenen Todtenfeier, rief der Erzbischof mit thränenden Augen, der doch selten weinte — denn wo ist Einer treuer gewesen gegen den seligen Kaiser als Ihr? was meine Pflicht wäre, gegen den Neffen zu erfüllen, das thut ihr — darum will ich es auch in Treuen vergelten eurem Sohne, und seine irdische Hülle sicher und wohlbewahrt in die Heimath zurücksenden. Habt zum Voraus meinen Dank, hochwürdiger Herr, sprach der von Hohenlohe, und drückte brünstig die Hand des Gehenden an sein Herz, der eilen mußte, um zu seinem mißtrauischen Könige zurückzukehren.

Von nun an wich Götz von Hohenlohe nicht mehr von dem geliebten Leichnam, bis die drei Todtenmessen vorüber waren, welche über dem offenen Sarge des Kaisers gehalten wurden. Tag und Nacht brachte er im Gebete vor dem Sarge zu, ohne Speise oder Trank zu sich zu nehmen. Am Abend des dritten Tages, es war unmittelbar vor der Befängniß des Leichnams in das Grabgewölbe, trat er dem Sarge nahe, beugte sich über den geliebten Leichnam, und ergoß seine letzte schmerzliche Klage, wie einst David über seinen gefallenen Herzensfreund Jonathan. Dann schnitt er eine Locke vom Haupte des theuren Freundes, welche er unter seinem Lederwamms verbarg, drückte noch einen Kuß auf die blasse Stirne des Kaisers, und wandte sich mit thränendem Auge von dem Verblichenen, dem er der treuste Freund und Dienstmann bis zum letzten Lebensaugenblick gewesen. Er schritt mit tief gesenktem Haupt aus der Kirche, und trat noch in demselben Abend seinen Rückweg in die fränkische Heimath an, aber nicht, um die Seinigen wiederzusehen, denn er konnte ja nicht mehr an der Seite seines Sohnes heimkehren, sondern er gieng, um einen Entschluß auszuführen, den er vor dem Sarge

des Freundes im Hinblick auf die Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit gefaßt hatte, nemlich der Welt und allem Irdischen zu entsagen, und in der stillen Klosterzelle seine Lebenstage zu beschließen.

Bald, nachdem Götz von Hohenlohe die Kirche verlaßen hatte, wurde der Leichnam des Kaisers unter dem feierlichen Requiem, das die Nonnen sangen, in das Grabgewölbe gesenkt. Es war eine ärmliche Besängniß. Die Reichsfahne, welche der treue Freund um den Leichnam geschlagen hatte, war die einzige Hülle, die er in's Grab nahm, das Schwerdt mit glänzendem Knaufe (es war ein kostbarer Edelstein darein eingesetzt) war das einzige Abzeichen seiner hohen Würde — es lag noch in des Kaisers Hand, wie er es im Kampfe geführt hatte, denn Götz von Hohenlohe hatte es nicht geduldet, daß man es aus seiner Hand breche. — Wer hätte es gedacht, daß der ritterliche Kaiser, der an diesem Tage so ärmlich in's Grab versenkt wurde, nach zehn Jahren in der Kaisergruft zu Speyer feierlich begraben werden würde? daß er neben Rudolf von Habsburg eine Ruhestätte finden, ja friedlich neben seinem Gegner ruhen würde, der voll Uebermuth ihm keine Ruhestätte in der ehrwürdigen Kaisergruft gegönnt hatte, und noch hart gegen den einzigen Sohn seines Gegners war.

Der edle Königssohn Rupert, der seinen Vater im Kampf auf Leben und Tod nicht verlassen wollte, hatte noch ritterlich gekämpft, als der theure Vater gefallen und die Schlacht bereits verloren war: mit dem Schwerdt in der Hand wurde er gefangen, und mit vielen Andern, die dasselbe Loos hatten, in Haft gelegt. Als, bald nach der für Kaiser Adolf so unglückseligen Schlacht die traurige Kunde nach Wiesbaden kam, wo des gefallenen Kaisers Gemahlin Imagina von Limburg ihren Haushalt hatte,

da war sie doppelt betrübt, denn weder Gemahl noch Sohn kehrte in ihre Arme zurück. Aber sie verbrachte ihre Zeit nicht mit eitlen Thränen und Wehklagen, sondern sie war darauf bedacht, ihren noch einzigen Trost, den Sohn Rupert, aus seiner Haft zu erledigen. Alsbald eilte sie nach Nürnberg, wohin sich König Albrecht unmittelbar nach der Schlacht bei Göllheim begab — in schwarzem Trauergewandt trat sie vor die Stufen des Thrones, auf dem Albrecht mit seiner Gemahlin Elisabeth saß, und flehte mit thränenden Augen die edle Elisabeth um Fürbitte bei ihrem Gemahl, damit er ihren in Fesseln liegenden Sohn Rupert freigebe. Wohl unterstützte Elisabeth die Bitte der flehenden Mutter bei ihrem Gemahl, aber der gab mit kaltem Herzen und rauher Stimme der Bittenden zur Antwort: Euer Sohn ist in der Gewalt des Erzbischofs von Mainz, will ihn dieser zurückgeben, so ist es seine Sache. Da bat und flehte Imagina nocheinmal, ehe sie von dem Throne sich wandte, die edle Elisabeth, und schloß mit den Worten: schafft mir wieder mein Kind, damit euch Gott an Eurem Gemahl nicht das Leid widerfahren lasse, das ich an dem meinigen erlebt habe! — Elisabeth ahnete nicht bei diesen prophetischen Worten der tiefgebeugten Wittwe und Mutter, daß ein noch größeres Leid über ihr Herz ergehen, und ihren Gemahl ein noch schrecklicheres Loos treffen würde, denn auf dem Feld der Ehre mit dem Schwerdt in der Faust sterben, war doch ein rühmlicher Loos, als das, welches nach 10 Jahren über Kaiser Albrecht ergieng, als er unter den Mörderhänden eines schwer mißhandelten Neffen fiel.

Aber der tiefgebeugten Imagina wurde, wenn auch nicht zur Stunde, doch in der Folge der Wunsch ihres Herzens erfüllt. Gerhard von Mainz, der schon vor der Leiche seines unglücklichen Neffen weicher geworden war,

gab den wiederholten dringenden Vorstellungen der trauernden Kaiserswittwe nach, und ließ den jungen Rupert frei zu seiner Mutter zurückkehren, jedoch nur gegen Abtretung mehrerer Burgen.

So hatte der habsüchtige Mann die Stunde der Reue vor dem Leichnam des Kaisers so schnell vergessen, daß er sich nicht einmal angetrieben fühlte, den Sohn des Neffen ohne Lösegeld freizugeben, der doch an dem Sohn hätte vergelten sollen, was er Uebles an dem Vater gethan hatte.

Doch dem edlen Herrn von Hohenlohe hielt er das Wort, das er ihm unter dem Portale der Kirche zu Rosenthal gegeben hatte. Gleich am andern Tage nach der Schlacht ließ er die Leiche des Junkherrn von Hohenlohe aufsuchen. Am Wappenrock mit hohenloh'scher Farbe und dem angebornen Wappenschild erkannte man den blutigen, von den Hufen der Pferde zertretenen Leichnam. Er ließ ihn nun vom Blute reinigen, und in einen Sarg legen, den er 12 edlen Rittern und Vasallen Herrn Gottfrieds von Hohenlohe übergab, die in der Schlacht gefangen worden waren. Er, der sonst so geldsüchtige Gottespriester, gab ihnen die Freiheit, als sie Urfehde geschworen und gelobt hatten, den Leichnam des edlen Junkherrn wohlbehalten in den Taubergrund auf Burg Neuhaus zu bringen. Die edlen Herren luden den Sarg auf zwei Saumthiere, bestiegen ihre Rosse, die den Kampf überlebt hatten, und geleiteten den theuren Anbefohlnen in die Heimath, die der hochherzige Jüngling voll Hoffnung verlassen hatte, daß er sie im Jubel des Siegers freudig wieder sehen würde.

IX. Die Heimkehr auf Neuhaus.

Auf demselben Söller, wo noch vor kurzer Zeit Herr Gottfried von Hohenlohe-Braunek froh und freudig mit seiner Gemahlin Elsbeth und den beiden Kindern Adelheid und Adolf gesessen, sehen wir am Abend des fünfzehenten Juli 1298 die Burgfrau von Neuhaus, umgeben von ihren sämmtlichen Kindern. Den kleinsten Sohn Adolf hält sie auf ihrem Schooß, ihn mit der Linken fest umschlingend, daß er dicht an ihrem Herzen ruht, mit der Rechten hat sie den Kopf auf die Brüstung des Söllers gestützt. Ueber ihre Augen, die starr in das Thal gegen die Stadt Mergentheim hinblicken, hat sich eine düstere Wolke gelegt, die weder der kleine kindlichschmeichelnde Adolf, der ohne Aufhören das Kinn der Mutter streichelt, noch das heitere Gespräche der übrigen Kinder auf dem Söller zu verscheuchen vermag. Schon seit einigen Tagen hat sie sich Abends mit ihren Kindern auf dem Söller eingefunden, und in ihrem Blicke las man die Sehnsucht ihres Herzens, bald den wiederkehrenden Gemahl und Sohn begrüßen zu dürfen, die auf der Heerstraße von Mergentheim herkommen sollten. Heute hat sich zu der Sehnsucht des Herzens noch eine düstere Ahnung gesellt, die erst am heutigen Morgen durch einen schweren Traum in ihr rege geworden war. Im winterlichen Schneesturm sah sie beide, ihren Gemahl und Sohn, auf schwarzen Rossen hastig den Berg heranreiten. Während die Schneeflocken über ihren Gemahl und sein Roß dahinflogen, und an beiden hinabglitten, wurde der geliebte Sohn und sein Roß so dicht von den Schneeflocken überdeckt, daß sie beide bald nur in schwachen Umrissen unterscheiden konnte. Nur sein Angesicht, das todtenfahl war, und wehmüthig aufwärts ihr entgegenblickte, konnte sie erkennen. Als Vater und

Sohn über den Zwinger ritten, erwachte die Burgfrau an dem Hufschlag der Pferde auf der Brücke, die laut erdröhnte. Das war ein böser Traum! seufzte sie, und ihr Herz wurde von schweren Ahnungen erfüllt, von denen sie den ganzen Tag über nicht frei werden konnte. Darum finden wir sie an diesem Abend so düster und trübseelig auf dem Söller. — Bereits war die Sonne hinter die Berge gesunken, auf die Schwüle des Tages folgte eine etwas kühle Abendluft, Frau Elsbeth wollte eben den Söller verlassen, und in den Saal zurückgehen — da rief Heinrich, der zweite Sohn nach Götz, der, während die andern Brüder sich mit dem Schwesterlein scherzend und neckend unterhielten, die düstre Stimmung der Mutter getheilt, und wie sie sein scharf spähendes Auge der Stadt Mergentheim zu gerichtet hatte: bleibe noch, liebe Mutter, ich sehe einen Zug Reiter auf der Heerstraße von der Stadt hertraben — jetzt reiten sie gerade dem Stege gegenüber, aber es ist nur eine kleine Zahl. — Dem war auch so, wie Junkherr Heinrich gesagt hatte. Langsam zog bereits gegenüber dem Johannisstege eine kleine Schaar Reiter daher still — und lautlos ritten die Ritter einher, und man sah deutlich, wie sie trübseelig ihr Haupt auf den Hals ihrer Rosse beugten. Das kann aber nicht der Vater mit dem Bruder und seinen Mannen sein, rief der dritte Sohn Crafto, der jetzt auch seine Aufmerksamkeit gegen die Heerstraße richtete — denn der Vater kommt mit dem Bruder und seinen Mannen freudig und jubilirend, wenn er heimzieht — auch ist die Schaar ja so klein, und unbedeutend — und sehet nur — so setzte der scharfblickende hinzu — sie führen eine schwarze Lade in ihrer Mitte, gleich beinahe einem Todtensarge. O Gott! mein Traum — rief Frau Elsbeth — mit diesen Worten eilte sie vom Söller in den Saal, und stellte dort den kleinen Adolf hin;

dann im Flug in den Hof hinunter, über die Brücke und die Heerstraße hinab, entgegen der traurigen Schaar, die eben um den Kitzberg ritt.

Es war dem so, wie der Sohn Crafto gesehen, und die Burgfrau geahnt hatte. Darum ein schmerzlicher Willkomm, als sie den Rittern nahte, und noch schmerzlicher das Wiedersehen, als die traurenden Begleiter den Sarg von den Saumthieren luden, um dem Willen der Burgfrau zu willfahren, die sich überzeugen wollte, ob wirklich ihr geliebter Sohn im Sarge liege. Ja er war es, der Jüngling mit todtenfahlem Antlitz, wie sie ihn im Traume gesehen, es war ihr geliebter Erstgeborner, den sie unter unsäglichen Schmerzen geboren hatte. Aber jetzt drang ein zweischneidiges Schwerdt durch ihre Seele, als sie ihn vor sich erblickte mit einer Todeswunde auf der Brust. Wehklagend warf sie sich über den Leichnam, richtete sein Haupt in die Höhe und bedeckte es mit heißen Küssen und einem Strom von Thränen. Frau Elsbeth war so sehr in ihren Schmerz um den geliebten Sohn versunken, daß sie nicht mehr nach ihrem Gemahl fragte, ob er lebend oder todt, ja es drang nicht einmal als Trostwort an ihr Herz, als die Ritter ungefragt ihr ankündeten, daß Herr Gottfried von Hohenlohe wohlbehalten sei und jede Stunde nach Hause kehren könne. Konnte ihr auch die Kunde ein Trostwort sein, wenn sie bei sich jenes Wortes gedachte, das ihr Gemahl beim Abschied gesprochen: ohne den Sohn werde er nimmer wiederkehren.

Nur mit Mühe konnten die Ritter die Burgfrau von dem Leichnam des Sohnes trennen — trotz ihres Widerstrebens schlugen sie den Sargdeckel wieder zu; sechs von ihnen nahmen den Sarg auf ihre Schultern, und trugen ihn Bergaufwärts, um dem ritterlichen Junkherrn die letzte Ehre zu erweisen. Ihnen zunächst folgte laut

klagend und die Hände ringend Frau Elsbeth, und hinter ihr ritten die übrigen sechs Begleiter, die ledigen Rosse und Saumthiere neben sich führend. Schon in der Mitte des Wegs wurde der Trauerzug eingeholt. Die Kinder waren nicht im Saale geblieben, sondern folgten, selbst der kleine Adolf, den Adelheid an die Hand nahm, bald der Mutter nach. Aber nicht nur die Kinder, sondern Alle die in der Burg waren, der Kaplan, der Thurmwächter, sowie Knechte und Mägde, giengen dem Zug entgegen, und als sie mit ihm zusammentrafen, begann auf's Neue das Jammern und Wehklagen.

Solch ein Schreien und Wehrufen war seit undenklichen Zeiten auf der Burg nicht erhört worden, und endete erst, als man den Sarg über die Brücke getragen und in der Burgkapelle aufgestellt hatte. Da wurde bei Großen und Kleinen der laute Jammerruf zu einem leiseren Schluchzen und Aechzen. Als aber die Chorknaben auf den Wink des Burgkaplans die brennenden Kerzen um den Sarg stellten, als der Deckel wieder von demselben glitt, und der blasse Todte so friedlich und freundlich, wie ein sanft Entschlafener, vor den Augen lag, da sanken Alle auf die Kniee, man hörte nicht einmal ein leises Schluchzen und Aechzen, der stumme Schmerz, die stille Wehmuth hatte sich in eine Andacht verwandelt, die sich auf Aller Antlitz, selbst der Kinder, kund that, und im Beben der Lippen ausdrückte, von denen Gebete für den Entschlafenen gen Himmel stiegen. Nur Einer fehlte in der Mitte der Andächtigen, die um den Sarg des geliebten Todten knieten. Derjenige, der ihn so innig geliebt hatte, als ihn eine Seele im Leben liebte, der zuerst dem Sohne in's todtenblasse Antlitz geschaut, und tiefgebeugt vor ihm gekniet hatte.

An demselben Tage, da der Leichnam des Junkherrn

auf die Burg der Väter gebracht wurde, nur um einige Stunden früher, war Herr Gottfried von Hohenlohe in der Stadt Mergentheim angekommen, denn er machte seine Wegfahrt Tag und Nacht, ohne irgendwo mehr als ein Stündlein Rast zu machen. In das Ordenshaus nahm er seinen ersten Gang, um den hohen Meister, Hans von Nesselrode, zu begrüßen, und seinen Entschluß kund zu thun, daß er der Welt entsagen und in den Orden der Brüder vom deutschen Hause treten wolle. Da sei Gott für! rief der edle Meister, daß ihr euer Leben, das euch der liebe Gott im Sturm der Schlacht erhalten, dem Dienste unseres Ordens widmen solltet, da es doch auf's Neue eurem Gemahl und euren Kindern gehöret — das wär ein himmelschreiend Unrecht gegen die Eurigen, die eurer noch gar sehr bedürfen, wenn wir euch den Eintritt bei uns gestatten würden.

Aber ich kann nicht mehr auf meine Burg und zu den Meinigen zurück, entgegnete Gottfried von Hohenlohe, denn ich habe einen Schwur bei Gott gethan, daß ich ohne meinen Sohn nicht mehr heimkehren will, und dieser mein Sohn ist gefallen in der unglückseeligen Schlacht, da mein Herr und Kaiser sein Leben verlor — um die beiden muß ich ewiglich trauren. Um die Todten wollet ihr trauren, werther Freund, abgeschieden von der Welt und in der Einsamkeit, aber daran gedenket ihr nicht, welchen Kummer ihr den Lebenden bereitet, die von eurer Väter Burg auf das Haus schauen sollen, in dem ihr lebend wandelt, und für die Eurigen seid ihr todt und abgeschieden; nein, da wählet lieber die Einsamkeit eines Klosters, das ferne liegt von diesem Thale und von eurer Burg, daß ihr in Wahrheit von den Eurigen abgeschieden seyd, — kennt ihr das Kloster Heilsbronn? schon vielen dürstenden Seelen ist jener

Ort ein Brunn des Heils, der Ruhe und des Friedens geworden. Ihr habt Recht, hoher Meister, sprach Gottfried von Hohenlohe, je näher, je schwerer für mich und die Meinigen, — je ferner, desto leichter auch für mich, — mög' mir der liebe Gott den Weg zeigen an den Ort, wo ich von nun an ihm leben will; aber Eins bitte ich von Euch, hoher Meister, es ist der letzte Liebesdienst, den ihr mir im Leben erweisen könnet — bringet ihr mein letztes Lebewohl meinem Ehgemahl und meinen lieben Kindern, und bittet sie, meiner in Liebe zu gedenken, denn mein Herz würde mir brechen, wenn ich noch einmal in ihre Mitte träte, — nehmt euch auch meiner Söhne an, die noch eines weisen Rathgebers wohl bedürfen, und traget auf die Meinigen eure Liebe und Gnade über, die ihr mir bisher so reichlich erzeiget habt.

Ich müßte nie euer Freund gewesen sein, versetzte der Meister, wenn ich nicht der Eurigen mich in Treuen annehmen würde, aber ich gebe es euch noch einmal zu bedenken, Herr von Hohenlohe — lasset von eurem Vorhaben, ihr seid Vater von sieben Kindern, die noch eurer liebenden Sorge bedürfen — kehrt auf eure Burg zu eurem Gemahl und zu euren Kindern zurück.

Aber die Worte des Freundes ergiengen umsonst Ich kann nicht anders, rief Gottfried, denn ich habe es hoch und theuer gelobt — lebt wohl, hochwürdiger Herr! im Leben sehen wir uns nimmermehr — er faßte die Hand des Meisters, drückte sie brünstig an's Herz, und eilte dann nach der Thüre. Voll schmerzlicher Theilnahme blickte ihm der Ordensmeister nach — nicht nur, weil auch er ahnen mochte, daß er den biedern Freund nicht mehr im Leben sehen würde, sondern, weil es ihm trotz seines redlichen Zuspruchs nicht möglich geworden war, den

Vater eines Kinderhäufleins seiner Familie zu erhalten. Es war schon Abend, als Gottfried das Ordenshaus verließ — als er über die Brücke gieng, sprach der Pförtner Bruder Adelhard, gehabt euch wohl, Herr von Hohenlohe! kommet gut den Berg hinauf, aber Gott tröst' euch, wenn ihr gleich bei eurer Heimkunft viel Leid und Jammer auf der Burg findet — vor einem Stündlein haben trauernde Geleitsmänner die Leiche eures Sohns durch die Stadt getragen, sie werden längst oben auf Neuhaus sein. Er gab keine Antwort darauf, nickte nur mit dem Haupte gegen den Pförtner, und eilte schnell weiter. Erst, als er an der Tauberbrücke bei Igersheim ankam, und über ihm die Burg der Väter herabblickte, als wollte sie ihn mahnen, noch einmal durch ihr Thor zu schreiten und mit den Lebenden und Todten einen Abschied zu machen, da hielt er inne im Laufe, und setzte sich auf das Piedestal eines steinernen Cruzifixes, das zur Andacht der Vorübergehenden zwischen der Brücke und dem Weg auf die Burg aufgestellt war. Lange saß er da, das sinnende Haupt auf den Arm gestützt: jetzt traten die Worte des Meisters, der es so gut mit ihm und den Seinigen meinte, vor seine Seele — es stritt in ihm für und wider, ob er an der Burg vorbei, oder hinauf gehen wolle, um wenigstens dem Todten und den Lebenden das letzte Lebewohl zu sagen. Der letztere Entschluß schien in seinem Innern überwiegen zu wollen — er stand auf und stieg einige Schritte den Berg hinan. Plötzlich hielt er wieder inne und rief: ich kann es nicht, denn wenn ich den lieben Todten sehe, kann ich nimmer von seiner Seite, und wenn ich meinem Gemahl und meinen Kindern in's liebende Auge blicke, wird es mich festhalten in ihrer Mitte mit unwiderstehlicher Gewalt — ich würde weich werden, und meines Gelübdes vergessen — ich würde mein Wort

brechen, das ich in der Stunde des Abschieds ausgesprochen. Ich kann nicht anders, ich muß vorüber und weiter ziehen, in Gottes Namen! Er kehrte um zu dem Cruzifixe, kniete nieder und betete voll Andacht für die Seele seines Kindes, empfahl die Seinigen dem Schirme Gottes, stand auf und eilte über die Brücke, dann hinauf an der Tauber, der Heerstraße nach Weikersheim, Creglingen und Rotenburg zu. Aber noch lange blickte er, während er dahin wandelte, hinauf nach seiner Burg, bis sie die hereinbrechende Dämmerung seinem Blicke entzog. — Am Abend des dritten Tags gieng er durch die Klosterpforte zu Heilsbronn. Verwunderte sich der Pförtner des Klosters, als ein so hochgewachsener noch kräftig aussehender Ritter durch die Pforte trat, noch viel mehr staunte der Abt, als Gottfried von Hohenlohe, in seine Zelle geführt, sein Anliegen kund that. Er wollte es Anfangs nicht glauben, daß es ihm Ernst damit sei. Wie, sprach er, ihr, ein lebenskräftiger Mann, der noch rüstig das Schwerdt führen und in der Welt Etwas nützen kann, wollet euch der Welt entziehen? Für euch ist noch nicht des Klosters Einsamkeit; in der niedern Zelle aus und einzugehen, dazu seid ihr nicht geboren, denn ihr mußtet euch ja fast bis auf den Boden bücken, als ihr durch meine Thüre getreten. Doch, so wenig die Einsprache des Deutschmeisters vermocht hatte, Herrn Gottfried von Hohenlohe von seinem gefaßten Entschluße abzubringen, eben so wenig gelang es dem Abt zu Heilsbronn, ihm sein Vorhaben auszureden. Nach wenigen Tagen seines Aufenthalts im Kloster wurde er feierlich unter die Zahl der Brüder aufgenommen.

Auf den Altar der Klosterkirche legte er zuvor Schwerdt, Helm und Sturmgewand, wie einst Wolf Dietrich im Kloster zu Tuskal, und gab demnach zu erkennen, daß

er Schwerdtesamt von nun an aufgeben und dieser Brüderschaft getreu bleiben wolle. Andern Theils war aber sein silbernes Sturmgewand Alles, was er Werthvolles als Mitgift dem Kloster vermachte.

Weder mit Geld noch mit Gut bereicherte er die Brüderschaft. Das erstere Alles hatte seine Fahrt mit Reisigen und Mannen, seinem Herrn und Kaiser zu Hülfe, verschlungen, also, daß er keinen Heller mehr in der Tasche hatte, als er in das Kloster eintrat; an Gütern wollte er den Brüdern Nichts vergaben, um nicht das Erbe der Kinder zu schmälern, denen er, sowie seiner Gemahlin ohnedieß groß Leid angethan, daß er sich ihnen ganz und gar entzogen. Dagegen aber verwies er auch alle Forderungen und Ansprüche, die je noch an ihn, von welcher Seite es nun sein mochte, früher oder später hätten gemacht werden können, an seine Söhne, denen er ein ungeschmälert Erbe verließ. König Albrecht festete noch im Jahr 1306 diesen Verweis durch folgende wichtige Urkunde:

„Wir Albrecht von Gottes Gnaden u. s. w. verjähen, daß dem ehrbaren Mann Bruder Gottfried dem Alten von Braunek, der ein ergeben Mann und ein Mönch ist im Kloster zu Heilsbronne, ertheilet ist vor uns, da wir zu Gerichte saßen, mit gesammtem Urtheil, da er ein geistlich Mann ist und sich von der Welt hat gezogen, und gelassen hat Söhne und Erben, und denselben Erben gelassen hat Burgen, Städte, Eigen und Lehen, Gut und Leute, Edle und Unedle — ist das, daß Jemand zu ihm zu klagen hat, oder ein Recht zu ihm haben mag, von welcher Sache das sein mag, daß er deme zu Recht nicht antworten soll, da er ein begebener und ein geistlicher Mann ist. Wäre aber, daß Jemand Etwas an ihn anzusprechen oder irgend ein Recht zu ihm hätte, um welche Sache das wäre, geistlich oder weltlich, darum soll derselbe,

wer der sei, seine Erben ansprechen nach Recht, und er Gottfried von Braunek und das vorgenannte Kloster, darinn er wohnhaft ist, soll darum unbekümmert sein und bleiben, und Niemand soll noch mag sie laden noch beklagen vor einem Gerichte u. s. w

Gegeben zu Nüremberg, an dem Montag nach Bartholomäus Tag, da man zählte von Gottes Geburt dreizehenhundert Jahr und im sechsten Jahr."

Das war der zweite und letzte Erweis der Gnade, die König Albrecht dem Manne erwies, den er auf dem Schlachtfeld bei Göllheim wegen seiner steten Treue gegen Kaiser Adolf, seinen Gegner, schätzen gelernt hatte. Zwei Jahre darauf erreichte den König das traurige Loos, das ihm auf dem Schlachtfeld und von der trauernden Kaiserswittwe Imagina prophezeit worden war. Unter den Wenigen, die schmerzlich das Ende des stolzen Königs betrauerten, war Bruder Gottfried von Hohenlohe. Es war seine letzte Trauer um einen Verstorbenen, denn dasselbe Jahr winkte auch ihm zum ernsten Gange. Froh hatten ihn die Brüder nie gesehen, seit er durch die Pforte des Klosters Heilbronn getreten war. Besonders konnte er in den letzten Jahren seines Mönchslebens eine stille Trauer nicht verbergen, wenn die Schirmvögte des Klosters mit ihren Gemahlinnen und blühenden Söhnen im Kloster einsprachen. Da mochte er der Gemahlin und Söhne im schönen Taubergrunde auf der Burg Neuhaus gedenken. Von diesen hatte ihn die Erfüllung eines Gelübdes getrennt, das er wohl gerne zurückgenommen hätte, aber durch ein zweites war er gehindert, in die Welt und zu den Seinigen zurückzukehren. Und doch sollte Frau Elsbeth, die, seit der edle Meister Hans von Nesselrode ihr das letzte Lebewohl von ihrem Gemahl gebracht hatte, durch zehen trübe Jahre hindurch nicht mehr das schwarze

Trauergewand abgelegt, und ein ewiges Sehnen nach dem Gemahle trug — sie sollte dem theuren Gemahl noch einmal ins Antlitz schauen, die Söhne sollten ihren theuren Vater noch einmal wenn auch erst im Tode sehen.

Es war im Juli des Jahres 1308, an demselben Tage, da man vor 10 Jahren den Leichnam des geliebten Sohnes auf die Burg Neuhaus gebracht hatte, da kam ein Trauerzug mit Kreuz und Fahne die Tauber herab, er hielt an der Brücke nahe bei dem Cruzifixe unter der Burg Neuhaus — zu gleicher Zeit kam ein Bruder vom Heilsbronner Kloster auf die Burg in das Gemach der Burgfrau, mit der Meldung, daß unten am Berge ein Wohlbekannter harre, der nunmehr in seine Heimath kehre. Als Frau Elsbeth zitternd und bebend, umgeben von ihren Kindern, den Berg hinab eilte, erfuhr sie bald, wer der Wohlbekannte wäre. Als man den Sargdekel abwälzte, erblickte sie das bleiche friedliche Antlitz des Gemahls; sie sank weinend und händeringend an dem Sarge nieder. Noch an demselben Tage wurde Gottfried von Hohenlohe, weiland Bruder zu Heilsbronn, in der Deutschhauskapelle zu Mergentheim in dem Grabe seines Vaters und Großvaters eingesenkt. Das war sein letzter Wille gewesen — wie wenn er sein Unrecht gegen die Seinigen hätte sühnen wollen, daß er lebend aus ihrer Mitte geschieden war.

Die Willinger Thalfrau,

oder

Burg Wachbuch und St. Theobald.

I. Die Rache des Feindes.

Es war an St. Johannis des Täufers Tag, da ritt Graf Ludwig von Oettingen, nur von seinem Knappen begleitet, aus den Thoren der Stadt Donauwörth. Der schwäbische Bund haite allda eine Tagleistung gehalten, der er als Mitglied des Bundes bis an den Abend angewohnt hatte; ja er war bei der heutigen Versammlung besonders thätig gewesen, denn er war im Namen der Unterthanen und Zugewandten des schwäbischen Bundes als Kläger gegen den Ritter Thomas von Abtsperg aufgetreten, der solche Unterthanen in vielerlei Weg geschädigt, und wider des heiligen Reichs Land-Frieden gewältigt hatte. Graf Joachim hatte gegen den anwesenden Thomas von Abtsperg seine Klage geführt, aber da der Angeklagte seiner verübten Unbill nicht geständig war, und Diejenigen, welche er geschädigt hatte, aus Furcht vor dem überall gefürchteten Ritter, keinen Muth hatten,

die Klage des Grafen von Oettingen durch ihre Aussage zu unterstützen, so verließ man den Gegenstand, und Ritter Thomas von Abtsperg wurde für verdachtlos erklärt, obgleich auf seiner Stirne die Unzahl seiner unritterlichen Handlungen geschrieben stand. Graf Joachim knirschte mit den Zähnen, als solcher Gestalt seine Klage gleichsam abgewiesen war, und Thomas von Abtsperg wieder in die Reihen der ritterlichen Männer zurücktrat, er, der doch das göttliche und menschliche Gesetz so oft mit Füssen getreten hatte. Gern hätte der Graf seinen Gegner zum Zweikampf gefordert, aber er wollte sein Schwerdt, das er stets ruhmvoll geschwungen hatte, nicht gegen einen Mann erheben, der sich schon längst seines ritterlichen Namens unwürdig gemacht hatte. Mit verbissenem Grimme verließ er den Rathssaal zu Wörth, wo der Bund seine Versammlung abgehalten hatte, und die Stadt, trotz den Bitten seiner Freunde und Waffenbrüder, die mit aller Macht ihn zurückzuhalten suchten, sintemalen es schon Abend geworden war, und er auf keinen Fall mehr die nächste Stadt Nördlingen, viel weniger noch seine Burg Wallerstein erreichen konnte.

Graf Joachim war mit seinem Knappen noch keine Stunde von Wörth geritten, immer dem Laufe der Wörnitz folgend, da brach die Nacht herein; ein dunkler Wald empfing sie, durch den sie wohl ein gut Stündlein zu reiten hatten, wenn sie das hinter demselben liegende Dorf erreichen wollten, in dem der Graf Nachtherberge wählen wollte.

Hättet doch euren Freunden folgen sollen, edler Graf, begann sein Leibknappe Cuno, ein schon ergrauter Diener des gräflichen Hauses, der eher, als viele Andre, ein Wörtlein sagen durfte — hätte heute gerne die Pferde ungesattelt in den drei Kronen stehen lassen, statt daß wir jetzt bei Nacht und Nebel reiten müssen, zumal durch einen Wald,

in dem es noch nie geheuer war. Du wirst doch nicht an Geister und Unholde glauben? sprach der Graf lachend. Das eben nicht, entgegnete der alte Diener — und wenn ich auch daran glauben würde, ich fürchte mich nicht weder vor Lebenden noch Todten; aber der Wald ist schon seit alter Zeit ein geschickter Aufenthalt der Schnapphähne und Heckenreiter gewesen, auch ist die Nacht Niemands Freund. Ah bah, rief Graf Joachim — die Schnapphähne werden doch nicht so frech sein, und fast im Angesicht der Stadt, wo eben noch die Herren vom Schwabenbund getagt, ihren Muthwillen ausüben? Wenn aber gerade in der Stadt Einer wäre, der auf Euch, Herr Graf, sein Absehen richtete — bemerkte Cuno bedeutungsvoll — ihr wißt, wen ich meine — der von Abtsperg läßt euch den Schimpf nicht hingehen, daß ihr vor offener Versammlung des Bundes gegen ihn geklagt, als einen, der wider des heiligen Reichs Frieden gewältigt — er wird sich rächen, das habe ich ihm angesehen, als er wie ein Gerechtfertigter wieder neben ehrenwerthen Ritter saß; er hat einen Blick auf euch geworfen, der mir deutlich sagte, daß ihr seiner Rache verfallen seid, und der eilt mit seiner Rache, wenn er Einen aufs Korn genommen. — Ich habe nur meine Pflicht gethan, und bin für die Unterdrückten und Mißhandelten eingestanden, deren sich kein Mensch angenommen, sagte der Graf — Gott und mein gutes Schwerdt wird mich schützen vor einem Feinde, der nur mein Feind geworden, weil er meines Kaisers und des Reichs Gesetz verachtet und ein Bubenleben führt, wie jeder Räuber und Mordbrenner. Der Graf hatte noch nicht das letzte Wort ausgesprochen, so sprengte ein vermummter Reiter vom Wald her gegen ihn mit blanker Klinge, und mit dem grellen Rufe: hie Räuber und Mordbrenner! hieb er gegen den Grafen, der kaum Zeit hatte,

sein Schwerdt zu ziehen. Zu gleicher Zeit fielen mehr als sechs bis an die Zähne Gewaffnete auf den Knappen, und in wenig Augenblicken begann ein Kampf gegen die Beiden, der natürlich bald entschieden sein mußte, weil es ein unvermutheter Ueberfall war und eine überlegene Zahl den Beiden gegenüber stand. Graf Joachim von Oettingen galt für einen der wackersten und stärksten Ritter seiner Zeit, und war noch Keinem auf dem Platze gewichen, wenn es einen ehrlichen Kampf galt; zum ersten Mal half ihm die Manneskraft nicht gegen einen unredlichen Gegner. Doch blieb der Graf keinen Hieb dem Gegner schuldig, der Niemand anders war, als der racheglühende Ritter Thomas von Abtsperg. Ja der Graf wäre mit seinem Gegner vielleicht allein fertig geworden, denn mit jedem Hiebe schlug ihm der Graf eine Wunde, die durchs Eisen bis ins Fleisch gieng, aber ein zweiter nicht minder kräftiger Gegner trat ihm zur Seite, und nahm seine Stelle im Kampfe ein. Es war der berüchtigte Schnapphahn Cunz von Rosenberg aus Frankenland, ein Helfershelfer und Spießgeselle des Ritters von Abtsperg, der ihn bisher auf seinen Streifzügen begleitet hatte, und ihm heute sogar bis in die Taferne zum schwarzen Bären in Donauwörth gefolgt war, aber nur insgeheim, denn vor denen vom schwäbischen Bund hätte er sich nicht sehen lassen dürfen. In der Stadt hatte er nur gesehen, wie die Sache seines Cumpans ablaufe, und jetzt wollte er das böse Bubenstück gegen den Grafen von Oettingen mit ihm theilen. Aber es wurde ihm ein übler Handel. Der Graf spaltete ihm mit einem mächtigen Hieb den Helm bis auf die Hirnhaut, daß er fast vom Rosse taumelte.

Indessen hatte auch der Knappe Cuno tapfer gekämpft, zwei seiner Gegner hatte er leblos zu Boden gestreckt, aber 3 von den Helfershelfern des Ritters Thomas fielen ihn mit vereinter Kraft an, und schlugen ihn vom

Pferde. Cuno fiel unter ihren verdoppelten Streichen, und stand nimmer auf, um seinem geliebten Herrn zu helfen, gegen den sich jetzt ebenfalls jene drei richteten, die dem treuen Diener die Todeswunde versetzt hatten. Auch der Graf kämpfte jetzt den letzten Kampf; er blutete aus vielen Wunden, doch hielt er sich noch auf seinem Pferde und deckte sich mit seinem Schild, während die Rechte, schon matt geworden, die Hiebe der Gegner nur ferne zu halten suchte. Da drang Thomas von Abtsperg, der indessen sich wieder erholt hatte, von Neuem auf ihn ein; er spaltete mit einem starken Hieb den Schild des Grafen und traf noch dessen Hals, da wo Helm und Halsberg zusammen stoßen. Jetzt sank auch der Graf vom Pferde. Aber in demselben Augenblick hörte man Pferdegetrappel in der Nähe, und sah Fackeln lodern — Thomas von Abtsperg und seine Helfershelfer verstanden bald, was dieß zu bedeuten hatte; sie wandten ihre Roße, ritten waldeinwärts und suchten das Weite. Die helfenden Freunde — das waren Diejenigen, welche jetzt auf dem Kampfplatz sich einfanden, kamen zu spät. Nichts Gutes ahnend waren sie, sobald Graf Joachim die Stadt verlassen hatte, auch aufgebrochen, um wenigstens hinter ihm zu sein, wenn ihm eine Gefahr drohe, denn auch sie hatten dem erbosten Thomas von Abtsperg nichts Gutes zugetraut, darum hatten sie den Grafen so dringend verwarnt. Wären sie nur eine halbe Stunde früher geritten, sie hätten ihn der Rache seines Feindes entrissen. Jetzt fanden sie ihn in seinem Blute liegend unter seinem treuen Rosse, das weder rückwärts noch vorwärts schritt, um nicht dem geliebten Herrn ein Leid zuzufügen.

Unter Jammern und Wehklagen legten sie dem Grafen einen Verband um seine Wunden, nur um das Blut zu stillen, das nicht aufhören wollte zu fließen, besonders

aus der Halswunde. Sie flochten eine Bahre von Weiden und legten den Grafen darauf; dem treuen Diener aber wurde an der Stätte, da er so ritterlich gekämpft hatte, sein Grab gegraben. Die beiden Reisigen, welche unter seinen Schwerdthieben gefallen waren, überließen sie den Vögeln des Himmels zur Speise, denn sie waren in keinem redlichen Kampfe gefallen. Nur ihre Tartschen nahm man mit, denn auf diesen war das Wappen des von Abtsperg eingegraben, das in Ermanglung lebender Zeugen gegen die Uebelthat des Thomas von Abtsperg zeugen konnte.

Es war ein trauriger Aufzug, als man unter dem Leuchten der Fackeln den todtwunden Grafen von Oettingen in die Stadt zurückbrachte, denn er war nicht nur ein ritterlicher Mann, sondern auch sonst ein tugendhafter und gottesfürchtiger Herr, der besonders der Armen und Bedrängten wie Wenige seines Standes sich annahm. — Es war schon um die Nachtzeit, da es in den Straßen der Stadt ruhig und stille zu sein pflegte; aber, als es ruchbar wurde, daß man den geliebten Grafen Joachim todtwund in die Stadt bringe, da lief Alles, was laufen konnte, der Straße zu, durch die der traurige Aufzug kam, und als er in der Herberge zu den 3 Kronen ankam, wurde sie von der Menge des Volks fast belagert; die Freunde und Genossen des Grafen konnten den Herrn kaum durch die Thüre bringen, denn Alle, die ihn kannten, wollten ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, um sich zu überzeugen, ob er noch lebe, der von Hand eines rachsüchtigen Feindes so schrecklich zerhauen war. Da war nicht Einer, war er fremd oder bekannt, der nicht klagte und weinte, wenn er in das todtenbleiche Angesicht des Grafen, und auf die Bahre sah, die von seinem Blute überronnen war; Verwünschungen wurden über den Ritter von Abtsperg ausgestoßen, denn den erkannten Alle im ersten Augenblicke

ohne die gegen ihn zeugenden Wappen für den Uebelthäter, der ein so trauriges Loos über den Grafen verhängt hatte. Ja Jedermänniglich, Hoch und Nieder, wäre freudig ausgezogen, um den Uebelthäter aufzusuchen, und an ihm Rache zu nehmen, wenn Hoffnung vorhanden gewesen wäre, nur eine Spur von ihm aufzufinden, der im Dunkel der Nacht und des Waldes entkommen war.

Im gräßlichsten Schmerze der Wunden, und voll Wehmuth über den Verlust seines treuen Knappen, brachte der Graf von Oettingen die Nacht zu. Die geschicktesten Aerzte der Stadt widmeten sich seiner Pflege, und es wäre Hoffnung zur Rettung vorhanden gewesen bei all den tiefen Wunden, die er empfangen hatte, wenn nur die Halswunde sich hätte stillen lassen, aber der Stahl des Gegners hatte eine Hauptader verletzt. Am Morgen in der Frühe, da die Nacht scheidet und der Tag naht, richtete er sich auf aus seinem Schlummer, in dem er gelegen hatte, seit dem man ihn in die Herberge gebracht; siehst Du, mein Knappe, so begann er zu reden mit starrem Blicke, wie schon die Zinnen von Wallerstein uns entgegenwinken? laß' uns den Rossen noch einmal die Sporen geben, und wir sind dort; ja, ja ich sehe schon meine Gemahlin Luitgard auf dem Söller, und sie hält meinen kleinen Buben mir zum Willkomm entgegen. Hei! wir sind unter der Burg — wie mein Herz vor Freude bebt! Ja es bebte das Herz des edlen Grafen, es schlug aber in Fieberschlägen und bald zum letzten Mal — seine Augen blickten starr auf den Umstehenden herum, als ob sie einen geliebten Gegenstand suchten — er beugte sich zurück auf das Kissen, schloß seine Augen, seine Brust hob sich noch einmal, aber zum letzten Athemzuge. Graf Joachim von Oettingen hatte geendet, ein edles ritterliches Leben hatte ausgehaucht — an seinem Sterbebette weinte nicht

die jugendliche Gattin und sein dreijähriges Söhnlein, aber Hunderte von Waffengenossen weinten Thränen über ihm, und als am dritten Tage die Todtenglocke von der Leibfrauenkirche zu seinem Begräbnisse läutete, war nicht Eines in der Stadt, das nicht dem Sarge des Grafen folgte.

II. Der Geächtete.

Kaum war die Kunde von der durch Hans Thomas von Abtsperg gegen Graf Joachim von Oettingen verübten Missethat über den Bann der Stadt Donauwörth, und vor die Ohren Kaiser Karls V. gedrungen, so ergieng des Reichs Acht- und Aberacht über den Schuldigen, und über alle seine Helfer und Helfershelfer, auch über Diejenigen, so ihn oder sie hausen, höfen, ätzen, tränken, fürschieben und enthalten würden. Zu gleicher Zeit erhielt der schwäbische Bund von Erzherzog Ferdinand, der des Reichs Statthalter und des löblichen Bundes zu Schwaben Mitglied war, den Auftrag, solche Reichsacht an dem Schuldigen und an seinen Helfern und Helfershelfern zu vollziehen.

Im Sturmschritt eilte die Rache heran, und ehe Hans Thomas von Abtsperg es vermuthete, kamen ihm die Rächer über den Hals. Drei Tage waren vorüber,

seit dem er mit seinen Kumpan, Kunz v. Rosenberg nach vollbrachter schrecklicher That auf seinem Ansitz zu Abtsperg angekommen war. Sie waren Tag und Nacht geritten, um den Verfolgern nicht in die Hände zu fallen, die von Donauwörth aus nach allen Seiten ausgesandt worden waren, um die Verbrecher aufzusuchen.

Am Morgen des vierten Tages — er saß eben mit Kunz beim Morgenimbiß, den die sorgsame Hausfrau den beiden Herren aus Wildbret bereitet hatte — da brachte ein Knappe einen großen Pergamentbrief in den Saal, den er am frühen Morgen am Thore des Schlosses angeheftet gefunden. Hastig schlug Hans Thomas das Pergament auseinander — als er es gelesen, wurde er bleich bis in den Hals. Was ist Dir? rief Gertraud, seine Hausfrau, die neben im stand und das Wildbret in Stücken zerlegte. Nichts, nichts! entgegnete mit erzwungener Gleichgültigkeit der Ritter — und er reichte seinem Kumpan das Pergament mit zitternden Händen. Aber schneller war Frau Gertraud — sie hatte das Pergament erfaßt, ehe noch Ritter Kunz darnach langte — und las gleich in den ersten Zeilen das Verbrechen ihres Gemahls, von dem sie bis auf diese Stunde nichts gewußt hatte, denn der Gemahl hatte ihr nur von einem Abentheuer erzählt, bei dem er mit seinem Freund Kunz von Rosenberg etwelche Wunden empfangen, die noch verbunden waren. Frau Gertrud ließ das Pergament auf den Boden fallen, und mit dem Schmerzensrufe: o mein Gott! verhüllte sie das Gesicht mit beiden Händen. Das hatte sie nicht von ihrem Gemahl gedacht, daß er einer Mordtthat fähig wäre, ob sie gleich schon seit einiger Zeit die traurige Wahrnehmung gemacht hatte, daß er ein unritterliches Gewerbe trieb. Sie verließ die Männer im Saal und eilte in ihr einsames Gemach,

um dort ihrem Schmerz in Thränen Raum zu geben. Indessen hatte auch Kunz von Rosenberg den Brief gelesen. Will mir nit gefallen, sagte er kopfschüttelnd, in dem er dem von Abtsberg das Pergament zurückgab — auf deiner Burg sind wir nun und nimmer sicher, das ist eine ausgemachte Sache — Du wirst sehen, mein Freund und Waffenbruder, es steht nicht lange an, so bekömmst Du Gäste in deiner Burg und Du magst dann sehen, wie Du Deine Haut salvirst; darum will ich fürbaß reiten, denn ich mag nicht abwarten, bis man den rothen Hahn auf Deine Burg setzt. Das hat noch keine Eile, entgegnete der von Abtsberg — die Vollstrecker der Acht müssen mir doch noch einen Absagebrief senden, sie werden mich nicht ungewarnt überfallen, denn das wäre gegen Ritterbrauch und Recht; also ist auch nicht nöthig, daß Du jetzt schon von dannen reitest. Und doch, sprach Kunz von Rosenberg, denn ich muß die Meinigen am Ufer der Tauber verwarnen — gilt ja der Achtspruch mir wie Dir, da ich Dir geholfen bei der Handlung; mußt Du aber weiter ziehen, wenn sie Jagd auf Dich machen, dann reit nur der Tauber zu, nach dem Ansitz Deines Freundes, und Du wirst sehen, daß Dir meine Burg offen steht, so lange es Dir bei mir gefällt. Ritter Kunz ließ sich trotz der Bitten seines Freundes nicht überreden, länger zu bleiben; er ließ sein Roß satteln und ritt der Tauber zu auf unbekannten Wegen; seine Wunden, die er auf Abtsberg pflegen wollte, heilte er auf seiner eigenen Burg, wo er wenigstens noch eine kurze Zeit sicher war.

Was Kunz von Rosenberg seinem Freund vorausgesagt hatte, gieng auch in Erfüllung. Noch nicht waren zween Tage vorüber, so ritt ein Landsknecht mit einem Fähnlein, auf dem der Ritter St. Georg, das

Wahrzeichen der Ritter vom Schwabenbund prangte, über die Brücke. Oben auf der Fahnenspitze steckte ein langes Pergament, das der Landsknecht dem Ritter von Abtsperg bot, der schnell in den Hof herabgekommen war. Hatte der erste Brief eine schlimme Botschaft enthalten, so lautete der Inhalt des zweiten noch viel schlimmer, und zwar wörtlich folgender Maaßen: „Wir die Nachbenannten, deren Namen hierunten geschrieben sind, geben Dir Hans Thomas von Abtsperg, allen Deinen Helfern und Zugewandten, zu vernehmen, dieweil Du und sie in letzt verschienen Zeiten weiland den wohlgeborenen Herrn Herrn Joachim, Graf zu Oettingen, gegen Recht und gemeinen Landfrieden angerennt, hart verwundet, gefangen, geplündert und dermaßen gehandelt, daß er solcher halben darnach Todes vergangen — derhalben von gemeinen Ständen des löblichen Bundes zu Schwaben wider Dich, Deine Helfer und Helfershelfer, auch alle die so Dich oder sie enthalten, hausen, unterschleifen, fürschieben, höfen, ätzen, tränken, oder Deiner Handlung sich theilhaftig gemacht oder noch thun werden, eine gemeine Bundeshülfe erkannt worden. So sagen wir denn Deinen Anhängern, Mitverwandten und Allen denen, so Dich oder sie gehaust, gehöft, fürgeschoben, unterschleift, geäzt und getränkt, oder sich theilhaftig gemacht haben, auch allen Deinen und derselbigen Unterthanen, Leuten, Hab und Gütern hiemit und in Kraft dieses Briefs unser Fehde und Feindschaft zu, und wollen also gegen Dir und allen Deinem Anhang unsere Ehre bewahrt haben. Darnach magst Du Dich auch und sie haben zu richten." Bis hieher las Hans Thomas von Abtsperg, und er hatte schon genug — die Unterschrift des Ritterhauptmanns Rudolf von Ehingen und der zwanzig edlen Herren vom Schwabenbund, welche unter seinen Namen den

ihrigen setzten, ließ er ungelesen. Es will Ernst werden, liebe Gertrud, sprach er zu seiner Hausfrau, die mit starrem Blick auf das Pergament hinsah — nur Du dauerst mich, daß Du das Loos, so ich verdient, mit mir theilen sollst. Und auch diese 6 Kinder, die uns umgeben, werden Dein Loos theilen müssen, seufzte die gute Frau, und in ihre Augen traten Thränen. Darum will ich dieses bittere Loos von Euch wenden — ich will diese meine Burg und Euch verlassen, denn nicht auf euch ihr Unschuldigen ist das Absehen des Bundes gerichtet, sondern auf mich, denn ich habe in meiner Leidenschaft eine Missethat begangen, die ich nun schwer büßen soll; bin ich aus den Mauern dieser Burg, dann werden die Feinde Mitleid mit Euch haben, und wieder von dannen ziehen; ich will in den Burgen meiner Freunde Schutz suchen, bis ich wieder zu Euch zurückkehren darf. Das darfst Du nicht, entgegnete Frau Gertrud, du darfst mich und die Kinder nicht ihrem Schicksal überlassen. So will ich bleiben, bis das Verderben naht, und mich und euch zusammen verschlingt; du wirst es dann bereuen, aber zu spät, daß du mich nicht ziehen ließest. Glaube nicht, daß es Feigheit und Muthlosigkeit ist, was mich bestimmt, euch zu verlassen — viel lieber wollt' ich mit dem Schwert in der Faust für euch streiten bis zum letzten Blutstropfen — aber was würde es frommen? Wenn es darauf ankommt, daß die Ritter vom Schwabenbund vor die Burg ziehen, so werd' ich allein stehen, denn nicht 10 Knechte stehen mir zur Seite, welche mit mir die Burg vertheidigen. Ist nicht seit 2 Tagen die Hälfte meiner Leute davon gezogen, denn sie wissen, daß des Reichsacht und Aberacht auf meinem Haupte liegt; ja ich glaube, die so noch um mich sind, würden mich mitten im Kampfe verrathen, und dem Feind übergeben, im Wahn, sie würden noch ein gutes Werk thun.

Diese Worte wirkten auf Gertrud; sie sah zuletzt ein, daß das der einzige Weg zur Rettung für ihren Gemahl und sie selbst so wie ihre Kinder wäre, und war einverstanden mit dem Entschluß ihres Gemahls. Aber allein, sprach sie, darfst Du nicht aus der Burg, denn wie leicht könnte da oder dort dein Leben gefährdet werden; nur wenn du einen vertrauten Begleiter auf deinem Wege hast, kann ich ruhig seyn. Nimm unsern alten Diener Kurd mit, der ist kundig aller Wege und Stege, und wird Dich führen, wohin du wünschest. Eben der hat sich diesen Morgen aus der Burg gemacht, entgegnete der von Abtsperg — die Acht und Aberacht hat ihn in seiner Treue gegen mich wankend gemacht; und keinem von den andern allen mag ich mein Leben anvertrauen. — So nimm mich mit, lieber Vater, rief Oskar, der älteste von des Ritters Söhnen, ein schlanker Junkherr mit blonden Locken, die über die Schulter herab hingen, ich will dich geleiten, wohin du gehst, und dich nimmer verlassen; ich will dir zur Seite stehen, wenn Dir Gefahr droht, und dich schützen, so viel in meinen Kräften steht. Du mich schützen, Du Knabe, sprach der Ritter, und ein Lächeln wie Spott spielte um seinen Mund — wie viele Jahre zählst du denn schon? ich glaube kaum fünfzehen, und du willst einen Geächteten begleiten, willt ihn schützen unter den tausend Gefahren, die ihm drohen, wie dem Wilde, das dem Bolze des Schützen an allen Orten freigestellt ist, willt mit mir theilen das Loos des Geächteten, der nur bei Nacht und Nebel schleichen darf, und mit Zittern und Beben sein Haupt niederlegt, wenn er wähnt eine Stätte gefunden zu haben, da er sicher sein möchte. Das willst du, Knabe, o überleg' es mein Sohn Oskar, und bleibe bei deiner Mutter, der du nützen kannst. Nein, ich folge euch, lieber Vater, sagte Oskar mit be-

stimmtem Tone — die Mutter wird ruhiger seyn, wenn ich um Euch bin, euer leiblicher Sohn, euer bester Knappe und Dienstmann. Trotz aller Widerrede des Vaters ließ sich's Oskar nicht ausreden; ja er beharrte um so mehr darauf, als seine Mutter mit seinem Vorsatze einverstanden war, so schwer es ihrem Herzen geschah, den Erstgebornen aus ihren Armen zu lassen, und sein jugendliches Leben einem ungewissen Schicksal Preis zu geben. Aus herzlicher inniger Liebe zum Gemahl drängte sie die Liebe zum Sohn in ihrem Herzen zurück.

Es war ein herber Abschied, als fast um die Mitternachtstunde Vater und Sohn zur Fahrt gerüstet in das Gemach traten, wo Gertrud noch vor dem Lager ihrer kleineren Kinder saß, die schon längst im süßen Schlummer lagen, um dem Schmerz des Abschieds von Vater und Bruder überhoben zu seyn. Der Ritter von Abtsperg hatte sein bestes Waffenkleid und darüber einen Pilgermantel angelegt. Oskar trug ein Kleid von Büffelleder, darüber ebenfalls einen Pilgermantel, aber auch er war nicht ohne Waffe, denn unter dem Mantel hatte er ein Schwert gegürtet, das er freilich noch nie im Ernst geführt hatte, denn er verstand es besser, die Saiten der Laute zu schlagen, in der ihn ein fahrender Sänger unterrichtet hatte. Ehe noch die Beiden eintraten, hatte sich Gertrud äußerlich auf den Abschied vorbereitet; sie war gefaßt, so schmerzlich es auch in ihrem Innern aussah. Lebe wohl, sprach sie zum Gemahl, als er ihr die Hand reichte und sie an sein Herz drückte — ich will für dich beten, daß der Herr des Himmels deine schwere Schuld dir vergeben möge, und dich durch Buße wieder werth mache seiner göttlichen Gnade. Ja, er möge die Schuld von meinem Haupte nehmen, und mich wieder in die Arme der Meinigen zurückführen, setzte der Ritter hinzu. Als Frau Gertrud

ihre Arme um den Sohn Oskar schlang, um ihn an's Herz zu drücken, da verlor sie ihre Fassung; sie übergoß das Lockenhaupt des Sohnes, das an ihrem Herzen ruhte, mit einem Strom von heißen Thränen, und konnte lange kein Wort hervorbringen. Lebe wohl, sprach sie endlich, du mein Herzenssohn! Gott möge Dir seinen Engel senden, der dich bewahre und geleite auf deinen dunklen Wegen, die du gehen sollst, der Schuldlose aus Liebe zum Schuldigen. Während Gertrud ihren Sohn noch umarmte, trat der Ritter vor das Lager seiner Kinder, beugte sich zu einem jeden derselben und drückte einen warmen Kuß auf ihre Lippen. Ehe seine Thränen floßen, rieß er sich los von ihnen und gieng der Thüre zu. Kein Auge wachte mehr in der Burg; ganz im Geheimen wollte der Ritter von Abtsperg seinen Weg antreten, denn er traute keinem seiner Leute mehr in der Burg. Gertrud öffnete den beiden Wanderern das Ausgangspförtlein, küßte noch einmal die Scheidenden und schloß dann leise das Pförtlein wieder. Mit weinenden Augen, schweres Leid im Herzen, gieng sie wieder in das Gemach zurück. Im letzten Nachtgebet befahl sie die Scheidenden dem Schutze dessen, der den Schuldigen schützte um des Schuldlosen willen.

III. Die Zerstörung der Raubburg.

Wie Hans Thomas von Abtsperg geahnt hatte, so gieng es auch. Kaum war er einen Tag aus seiner Burg

entwichen, so rückte schon das Bundesheer vor die Thore. Es war eine Macht, wie sie noch nie gesehen ward in jener Gegend. Jene 20 Ritter, ein jeder mit einem starken Fähnlein, dazu einer Anzahl von Landsknechten, welche der Bund in solchen Fällen zu werben pflegte umlagerten die Burg und forderten sie alsbald zur Uebergabe. Die in der Burg ließen nicht lange auf eine Antwort warten. Der alte Burgwart erschien oben auf dem Thore, und rief zu dem Herold hinab: so ihr glaubet, ihr findet den Burgherrn in dieser Burg, so täuschet ihr euch; der hat am frühen Morgen mit seinem einzigen Sohn die Burg verlassen; nur die Burgfrau ist allhier, mit 2 zarten Töchterlein — die will euch ohne Widerrede die Burg übergeben, aber sie bittet euch flehentlich, daß ihr sie und ihre Kindlein nicht schädiget, sintemal ja alle drei unschuldig sind an der übereilten That des Burgherrn. Der Herold kehrte wieder um zu der Schaar; schnell wurde Kriegsrath gehalten, und der Herold brachte das Ergebniß der Berathung nach kurzer Zeit vor das Burgthor, das lautete also:

Alle in der Burg sollen ausziehen und sich auf Gnad und Ungnad zu des Bundes Handen stellen, bevor ab die Burgfrau mit Ihren Kindern; was Rechtens ist, werde der Bund dann über sie und ihre Habe verfügen. Mit Schrecken vernahm Frau Gertrud den Willen des übermächtigen Feindes, doch faßte sie sich wieder, denn wohl hoffte sie noch Gnade zu finden, wenn sie in eigener Person mit ihren beiden Kindern vor dem Hauptmann des Bundes erschiene. Sie nahm ihre beiden Töchterlein an der Hand, öffnete das Thor und ließ sich vor den Bundesfeldherrn führen. Ein Glück für die edle Burgfrau, daß es Rudolf von Ehingen, der edle Sohn des berühmten schwäbischen Ritters Georg von Ehingen war

— der führte nicht nur kräftig den Schwertknauf, wenn es gegen die Feinde gieng, sondern trug auch ein Herz in der Brust, das sich der Klage und dem Jammer der Unglücklichen nicht verschloß Als die Burgfrau mit ihren beiden Töchterlein vor ihm kniete, und ihn flehte, er möchte doch sie und ihre Kinder in seinen Schutz nehmen und ihre Habe vor den Landsknechten schonen, da giengen ihm die Augen über, und er fühlte, daß Sühne besser sei als Rache. Ihr seit meine Gefangne mit euren Kindern, sprach er denn so ist es der Wille des Kriegsraths; wenn wir euch auch die Schuld eures Gemahls nicht büßen lassen wollen, da ihr vielleicht gar seiner Missethat unwissend sein möget — so können wir euch doch nicht ledig ziehen lassen, sintemalen ihr die nächsten Sippen des Geächteten seid, auf die sich die Strenge der Acht noch erstreckt. Eure Habe betreffend, so will ich sie nicht der Plünderung der Knechte Preis geben, aber sie muß zu Handen des Bundes kommen, dem alles Gut des Geächteten verfallen ist. Wenn ihr euere Nothdurft für euch und euere Kinder daraus gewählt habt, so übergebet ihr die Schlüssel zu Kästen und Schränken, auch Vorrathsbehältern denen, die ich dazu aufstellen werde; die sollen dann Alles zu Handen nehmen und verzeichnen, wenn je die Zeit wieder kommen sollte, wo das, was wir aus der Burg nehmen wieder in euern und der Kinder Besitz kommen soll. Aber euern Ansitz kann ich nicht retten. Zur Stunde, da die Habe in Sicherheit ist, soll der Feuerbrand in die Burg geworfen werden — das ist des Bundes Wille über dem Haus des Geächteten — und soll es nicht nur dieser Burg also ergehen, sondern allen Schlößern derer, die mit dem Geächteten bisher gemeinsame Sache gemacht, und ihn noch höfen und ätzen.

Der edle Bundeshauptmann hob die Knieende auf,

und flüsterte ihr leise zu: über lange Haft sollt ihr euch nicht zu beklagen haben.

Frau Gertrud flehte nicht weiter, denn beim ersten Zusammentreffen hatte sie gefühlt, daß ein edler ritterlicher Mann ihr Feind, dem sie sich unbedingt auf Gnade und Ungnade übergeben konnte. Sie gieng in die Burg zurück, und hatte auch genug Zeit, um so viel von Gewanden, von Geld und Geldeswerth, auch sonstigen Kostbarkeiten zusammenzupacken, daß sie mit ihren Kindern vor Mangel geschützt war, es mochte ihr Schicksal werden, welches es wollte.

Erst nach einer geraumen Frist sandte Rudolf von Ehingen den Zeugmeister des Bundes Martin Herdlen und noch einen Vertrauten ins Schloß, denen sie nun die Schlüssel übergab, wie es bedingt worden war. Im Lager des Bundes wurde sie mit ihren Kindern und einer treuen Gartelmagd in ein Zelt geführt, das nicht lange der Ort ihrer Haft seyn sollte, denn als es Abend war, traten zween Trabanten des Bundeshauptmanns in das Zelt; die befragten sie, wohin sie zu ziehen gedächte, wenn der Bund sie frei ließe. Als sie die nächst gelegene Stadt Weißenburg nannte, allwo ihre Eltern ansaßig gewesen, als sie noch lebten, nahm jeder der Trabanten eines der Kinder auf die Arme, und sie giengen mit Frau Gertrud heimlich und still durch das Lager, das fast leer war, denn die Ritter und Landsknechte hatten bereits die Burg besetzt, und thaten sich gütlich beim kühlen Wein, den Hans Thomas von Abtsperg reichlich und von den besten Jahrgängen im Keller liegen hatte. Dieser, so wie der Proviant war nicht unter dem bedungen, das unangetastet bleiben, und zu Handen des Bundes kommen sollte. Ritter und Knechte durften sich wohl in Trank und Speise nach einem so strengen Zuge, den sie von Augsburg hieher ge-

than, gütlich thun; auch war genug anderes Gutes in Kästen und Schränken, sowie Vorrath auf den Bühnen aufgespeichert, das unangetastet zu Handen des Bundes gestellt werden sollte. Von Mittag bis Abend hatten die Knechte aus der Burg zu räumen und auszuführen. Genannter Martin Herdlen führte beim Ausräumen die Aufsicht und verzeichnete alles Gut, Proviant und Munition, so in der Burg Abtsperg gefunden ward. Noch ist solch Inventari vorhanden, und belehrt uns, wie viel in Jahren ein Weglagerer und Heckenreiter, wie Hans Thomas von Abtsperg einer der ärgsten war, und was für Dinge er von seinen Raubzügen zusammenschleppte. Wir wollen den Leser durchaus nicht mit dem ganzen Inhalt solches Inventaris behelligen, aber es ist doch nicht unwichtig, wenigstens Einiges anzuführen, was vorgefunden worden. Es fanden sich in der Burg an Geschützen nicht weniger als 4 Karthaunen, 6 Schlänglein, 4 Scharffetin, 12 Doppelhacken, und 15 Falkonetlein, dazu die nöthige Munition, wohl 100 Kugeln und noch eine Menge roher Salpeter. An Mehl ward nicht weniger als 100 Malter gefunden, das wohl schon 10 Jahre eingestampft in den Fässern lag. Betten, Span- und Federbette, Polster und Decken gab es eine solche Menge, daß man ein ganzes Spital damit hätte versehen können. Noch fanden sich außer vielen andern Geräthen in einem Gewölbe der Burg 6 silberne Meßkelche und Patine, 3 Meßgewande von güldenen Stücken, 3 Alben sammt Stolen und Manipeln, auch Meßbücher und schwere silberne Leuchter auf den Altar. Mit letzteren heiligen Gefäßen hätte man wohl 6 Kapellen ausstatten können; daraus leichtlich zu schließen, daß solche nicht zu heiligen Zwecken vom Burgherrn angeschafft worden, sondern bei diesem oder jenem Raubritt aus Kapellen geplünderter Burgen mitgegangen waren.

So fand sich dieß und das in der Burg Abtsperg; Manches wurde nicht einmal aufgezeichnet, so gewissenhaft der Zeugmeister Martin Herdlen seinen Auftrag vollzog, denn wie sollte es möglich gewesen sein, daß während des Ausräumens durch Soldatenhände nicht auch dieß und Jenes abhanden kam, und sich in diese oder jene Soldatentasche verkroch. Als die Burg von allen Fahrnissen leer war, warfen die Landsknechte Pechkränze in die leeren Gemächer und in kurzer Frist schlug die Flamme lichterloh aus allen Gemächern und Hallen, und der Brand griff so schnell um sich, daß auch die lustigen Kumpane im Keller, welche den edlen Wein aus Kübeln tranken, zuletzt ihren angenehmen Aufenthalt verlassen und dem edlen Rebensaft ein Valet sagen mußten.

Derweil wanderte die gute Frau Gertrud, begleitet von den beiden Knechten die ihre Töchterlein trugen, der Stadt Weißenburg zu. Sie waren noch nicht die Hälfte des Wegs gegangen, so sahen sie, als sie umschauten, den Himmel roth, aber es war eine ganz andere Röthe, als die des Abendroths — es war der Wiederschein der Flamme, welche die Väterburg verzehrten, auf der sie bisher gewohnt und Freud und Leid erfahren hatten. Gesenkten Blicks und traurigen Herzens zog sie in den Ort ein, der ihr von nun an zur Zufluchtsstätte dienen sollte.

IV. Der ungetreue Kumpan.

Was zu Abtsperg geschehen, geschah nach wenigen Tagen zu Gnötzheim, dem Ansitz des Ritter Kunz von

Rosenberg, denn der schwäbische Bund vermuthete den Ritter Hans Thomas von Abtsperg dort zu finden, weil Kunz von Rosenberg dessen Haupt-Cumpan gewesen. Aber sie fanden nicht, den sie suchten und brannten nun diese Burg nieder. Derweil saßen die beiden Flüchtlinge zu Waltmannshofen, unfern der Tauber, in einem starken und gutbewahrten Wasserschloße, das ebenfalls Kunzen von Rosenberg gehörte. Vater und Sohn hatten sich zuerst hieher gewendet, obgleich auf dem weiten Wege von Abtsperg hieher noch manche befreundete Burg lag, die ihm ihre Thore geöffnet hätte, aber er vertraute sich am liebsten einem Kumpan und Waffenbruder, der ihm bei manchem Ritterstücklein treulich den Arm geboten, manchen Strauß mit ihm ausgefochten hatte, und ja bei der unglücklichen That gegen den Grafen von Oettingen zur Seite gewesen war. Kunz von Rosenberg nahm auch wirklich den Kumpan und seinen Sohn willig und freundlich in seiner Burg auf, wie er bei seinem Abgang von Abtsperg zugesagt hatte, aber bald wendete sich das Blättlein. Es war am Abend des fünften Tages, seit dem Hans Thomas auf der Burg des Freundes weilte — eben saßen die beiden Ritter über Becher und Kartenspiel — der junge Oskar aber klämperte auf einem alten Saitenspiel, das er in einem Winkel der Burg aufgefunden, und suchte sich in seinen schweren Gedanke nan die Heimath, an Mutter und Schwesterlein zu, zerstreuen, da trat ein Knappe ein, und rief den Ritter Kunz von Rosenberg in den Erker der Stube. Sie sprachen eine Zeit lang mit einander, dann kam Ritter Kunz und setzte sich wieder nieder, aber ihm mundete von der Stunde an weder der Becher noch das Brettspiel.

Was gibt's, Bruder Kunz? fragte der von Abtsperg — du mußt böse Zeitung erhalten haben, denn dein

Antlitz ist auf einmal fahl geworden, und deine Hand zittert — auch will Dir Becher und Spiel nimmer behagen.

Rosenberg: kein Wunder, denn so eben ist mir ein Bote gekommen, der meldet, daß der schwäbische Bund mein Schloß Gnötzheim angefallen und in Brand gesteckt, aus dem einfachen Grunde, weil ich einer von denen bin, die dem Hans Thomas von Abtsperg bisher Helfer und Gesell gewesen — und nun, so hat mir derselbe Bote berichtet, sind die Herren vom Schwabenbund Willens, auch in dieser meiner Burg mir einen Besuch zu machen, — der Bote ist eilends vorangerannt, um mich noch zu verwarnen, aber sie folgen ihm auf dem Fuße. Und nun, was sagst du dazu mein Freund und Waffenbruder?

Abtsperg: Was ich dazu sage? — ich muß eben mit Jammer erfahren, daß ich flüchtig und unstät bin, wie Kain, der seinen Bruder erschlug — ich muß weiter ziehen, um der Hand meiner Verfolger zu entrinnen und dich vor Schaden zu wahren. Rosenberg: das wird wohl das Klügste seyn, denn hier dürfen sie dich nicht treffen, sonst möchte es dir und mir übel ergehen, denn der Bund hat dir fürchterliche Rache geschworen, und denen, die dich höfen und ätzen. Abtsberg: aber du wirst mich doch noch diese Nacht unter deinem Dache beherbergen, mein Bruder, sintemal mein Sohn, der mich begleitet, seine noch zarten Füße wund gegangen, und kaum im Stande seyn wird, im Dunkel der Nacht einen noch unbekannten Weg zu gehen. Rosenberg: da darfst du nur sagen, wohin du dich wenden willt, auf welche Burg und zu welchem Freunde — so will ich dir einen meiner Knechte zum Begleiter mitgeben. Abtsperg: ich will die Tauber abwärts zu meinen Freunden Franz Rüde von Böttigheim und Wolfgang von Adelzheim auf der

Burg Wachbach, nicht ferne von Mergenthal; das ist eine Burg, die im stillen Seitenthale der Tauber liegt, und wenig vor den Herrn vom schwäbischen Bund zu fürchten hat, sintemalen das Gebiet des Deutschordens gar nahe, ja der Orden selbst unterhalb der Burg seine Güter hat. — Allda möchte ich mich wohl leichter enthalten können; aber lieb wäre es mir, wenn wir doch noch bis zum andern Tag früh Morgens bei dir weilen könnten, denn mich bedenkt, es wolle eine Gewitternacht werden. Rosenberg: das befürcht ich nimmermehr; das Wetterleuchten ist nur eine Abkühlung, wenn du es aber abwarten willt, bis die Bündischen uns über den Hals kommen so stehe ich Dir nicht für das Unheil, das du selbst über dich bringst — nur durch schnelles Entweichen ist euere Rettung möglich, sintemalen die Bündischen hinter dem Boten herziehen, der mir zugekommen.

Hans Thomas von Absperg drang nicht weiter in seinen Kumpan, dessen Treue sich für dießmal wenigstens nicht zu erproben schien; er stand auf vom Tische, aber mit trübem Blicke, — er mochte der Stunde gedacht haben, wo Kunz von Rosenberg beim Ueberfall des Grafen von Oettingen als treuer Helfershelfer zur Seite gestanden hatte — mach dich fertig, rief er seinem Sohn Oskar zu — kannst Du nicht laufen, so mußt du eben hinken — wir werden schon weiter kommen, so Gott will. Schnell hatten die beiden Flüchtlinge ihre Sachen zusammengethan — sie hatten ja nur wenig Habseligkeiten, und standen reisefertig vor ihrem Gastfreund. Als der junge Oskar dem Ritter von Rosenberg die Hand zum Abschied reichte, sprach er: Herr Ritter, für das Gute, so ihr in diesen Tagen an uns erzeigt, unsern besten Dank, so ihr aber noch etwas Gutes an mir thun wollt, gebt mir die Zither zum Andenken mit, die ich aus dem

Staube hervorgeholt. Das soll dir gewährt seyn, erwiderte Kunz von Rosenberg, denn mir liegt sie im Winkel als altes Gerümpel, auch hat Niemand in der Burg Zeit zum Musiziren. Doch was willt du mit dem Plunder anfangen, der dich nur auf der Fahrt hindern kann? Thomas von Abtsperg nahm das Wort: Der Knabe gedenkt wohl durch Zitherschlagen ihm und mir das Stücklein Brod zu verdienen vor den Häusern der Bürger und Bauren, wenn ich keinen Ritter und Waffenbruder mehr finde, der den Muth hat, mir seine Burg zu öffnen, und mich vor meinen Feinden zu enthalten. Thomas von Abtsperg sprach die letzteren Worte mit einem schmerzlichen Blick auf den Ritter von Rosenberg und Thränen standen in seinen Augen; aber dieser that, als ob die gegen ihn gerichete Rede ihn nichts angienge, und geleitete Vater und Sohn ganz gleichgültig in den Hof hinab, wo schon ein Knecht mit brennender Fackel stand, um sie auf ihrem Wege zu begleiten. — So hatte sich Kunz von Rosenberg seine beiden Gäste mit guter Manier vom Halse geschafft; und mit seiner Lüge hatte er den Zweck erreicht, denn, wenn es auch wirklich wahr gewesen war, daß seine Burg Gnötzheim von den Bündischen überfallen und angebrannt worden war, so war das andere nur eine erdichtete Mähre, daß die Bündischen stark auf sein Schloß Waltmannshofen zu ziehen. Aber was er hinzugelogen hatte, das geschah dennoch, wenn auch acht Tage später, denn die vom Bunde kamen gleichfalls vor Waltmannshofen, und ob sie auch erfuhren, daß sich Thomas von Abtsperg nicht mehr in ihr enthalte, warfen sie doch den Feuerbrand hinein, denn sie wußten ja, daß Kunz von Rosenberg sogar an dem Tode des Grafen von Oettingen Mitschuldner war. Aber der ließ Schloß und Leute im Stich entwich auf seine Burg Unterschüpf

und enthielt sich allda, bis der schwäbische Bund das Werk seiner Rache an 23 Burgen des Frankenlandes vollführt hatte.

V. Die Thalfrau.

Es war dunkle Nacht, als Kunz von Rosenberg die beiden Flüchtlinge aus seiner Burg wies; kein Sternlein leuchtete am Himmel, an dem nur schwere Gewitterwolken hingen. Kaum waren sie über die Gemarkung des Dorfs geschritten, so brach das Gewitter aus, das schon längst am Himmel schwebte. Zackigte Blitze fuhren über den dunklen Wald hin, durch den sie giengen, und schrecklich rollte der Donner, daß es weithin hallte. Kaum vermochte der Begleiter der Beiden die Fakel vor den Stürmen des Wetters brennend zu erhalten. Schon giengen sie auf dem Wege, der in den Thalgrund, den der kleine Sechselbach bildet; sie kamen unter der Burg Braunek vorüber, deren hohen Berchfried sie im Leuchten des Blitzstrahls deutlich unterscheiden konnten; es war keine befreundete Burg für Vater und Sohn, darum blieben sie unten im Thälchen, bis es in einem breiteren Thale mündete, wo die Tauber fließt. Noch dauerte das Gewitter fort in gleicher Heftigkeit. Auf einmal, fuhr in gewaltiger Blitzstrahl neben ihnen nieder, dem ein

rollender Donner folgte — der Blitz traf die Krone einer majestätischen Eiche, über die wohl manch Jahrhundert schon hingegangen war; unter fürchtlichem Krachen fuhren die Splitter in alle Weite bis auf den Pfad, auf welchem die drei wandelten. Einer dieser Splitter traf unglücklicher Weise den zarten Jüngling; mit einem jämmerlichen Schrei stürzte er an der Seite seines Vaters nieder. Der Vater glaubte nicht anders, als daß sein Sohn vom Blitze getroffen wäre, denn er lag bewußtlos neben ihm. Doch als er neben ihm kniecte, als er ihn in seine Arme nahm, meinte er noch seinen Herzschlag zu fühlen, und das warme Blut von Oskars getroffenem Haupte floß über seine Hände. Hülfe, Hülfe! rief der schmerzerfüllte Ritter — aber der, dessen Hülfe er anrief war ihm nimmer nahe. Mit dem Blitzstrahl, der gefallen war, war die Fackel in der Hand des Begleiters erlesschen, und dieser hielt es jetzt für eine schickliche Gelegenheit die beiden zu verlassen, die er bisher nur ungern begleitet hatte. Bekannt in der Gegend fand es leicht den Rückweg in die Burg Waitmannshofen. Aber die Beiden hatte er treuloser Weise einem traurigen Schicksal überlassen. In stockfinsterer Nacht saß der unglückliche Vater, in den Armen den tödtlich getroffenen Sohn, in einer Gegend, da er weder aus noch ein wußte. Wäre ihm nur jemand bei der Hand gewesen, der ihm Hülfe geboten hätte, um den blutenden Kopf des Sohnes mit Wasser auszuwaschen und zu verbinden, aber keine Antwort kam auf den Hülferuf, den er nach allen Gegenden aussandte, um den Begleiter herbeizubringen, der sich so schnell von ihm gewendet hatte. Der kam nicht, aber eine andere Hülfe nahte, an die er nicht gedacht hatte. Kaum war sein letzter Hülferuf ergangen, als er von Ferne ein Licht nur schwach blinken sah — es wurde

immer heller und heller, es kam näher, und bald sah er eine Gestalt auf ihn zuschreiten, die trug einen brennenden Lichtspan in den Händen, und er erblickte vermittelst des Lichts das der Span verbreitete, eine Frauengestalt mit ältlichen aber freundlichen Gesichtszügen. Gott sey Dank, rief der Ritter, daß sich doch ein menschliches Wesen meiner und meines unglücklichen Kindes annimmt. Von Herzen gerne, sagte die Frau mit freundlicher Stimme — ich will thun, was in meinen Kräften steht — sie hob den brennenden Span über Oskars Haupt, da bewegten sich bei dem Strahle des Lichtes die Augenlieder und der Mund zuckte. Das ist keine tödtliche Wunde, fuhr die Waldfrau fort, aber nöthig ist, daß man das Blut schnell stille. Mit diesen Worten legte sie einen Büschel Kräuter auf Oskars blutende Kopfwunde, daß sie ganz bedeckt war; kaum war das geschehen, so schlug der Jüngling zur großen Freude seines Vaters wieder die Augen auf, und bald richtete er sich aus seinen Armen empor. Wie wohl mir das gethan hat, sprach Oskar mit noch schwacher Stimme, indem er seinen Vater liebevoll anblickte — es war mir, als ob ich geschlafen hätte — aber meine Füße werden mich noch nicht tragen können, um weiter zu gehen. Ist auch noch nicht nöthig — sprach die Frau — wir haben nur noch wenige Schritte zu einer alten Kapelle — dort will ich dich verbinden, und du magst daselbst ausruhen, bis deine volle Kraft wiederkehrt — allda seyd ihr beide auch geborgen, bis das Wetter vorüber ist. Sie faßte Oskar unter dem Arme, bis er wieder auf den Füßen war — auch sein Vater unterstützte den Gehenden — aber die Hülfe der Unterstützenden war nicht lange nöthig, denn sie waren kaum einige Schritte vorwärts gegangen, so standen sie vor einer uralten halb zerfallenen Capelle, an der sich

eine kleine Vorhalle mit einem breiten Betschemel befand. Die Waldfrau hieß Oskar darauf niedersitzen, und nun band sie über die Kräuter ein zartes Tuch um sein wundes Haupt. Eine kleine Ruhe würde eurem Sohne jetzt wohlthun, Herr Ritter — begann die Waldfrau — dann könnet ihr desto schneller wieder euren Weg nach Wachbach fortsetzen — ihr erreicht dennoch die Burg vor Tagesanbruch. Woher weißt du, wohlthätige Waldfrau, fragte betroffen der Ritter — daß ich auf die Burg Wachbach ziehen will. Das weiß ich ebenso gut wie ich weiß, daß ihr der geächtete Ritter Thomas von Abtsberg seyd, den sein Gastfreund, Kunz von Rosenberg, so zu sagen, aus der Burg gewiesen, aus Furcht, der schwäbische Bund möchte ihm über den Hals kommen, was aber dennoch geschehen wird, und er verdient es nicht anders der treulose Gastfreund — wißt ihr nicht, daß wir Waldfrauen mehr wissen, als andere Menschen? Es muß dem so seyn, sagte der Ritter Thomas, denn ich habe nur diesem meinem Sohn es anvertraut, daß wir auf Wachbach Schutz suchen wollen, und du mußt demnach auch wissen, ob mein Freund Wolf von Adelsheim noch auf der Burg haust. Wohl, entgegnete die Waldfrau — er und Franz Rüde von Böttigheim haben mit einander die Burg inne; Herr Wolf wird euch auch ein treuerer Freund seyn, als Kunz von Rosenberg. So wollen wir uns sputen, die Burg Wachbach zu erreichen, sprach Oskar, der bisher sein Haupt ein wenig hingelehnt hatte — ich fühle mich wieder kräftig und stark genug, den Weg fortzusetzen, wenn nur die gute Frau uns noch eine Zeit lang den Weg zeigt, bis wir ihn selbst finden können. Das will ich von Herzen gerne thun, so lange meine Fackel hält, versetzte die Waldfrau. Alle drei traten wieder aus der Capelle. Von nun an

giengen sie mehr als 2 Stunden am Ufer der Tauber; an einem breiten Steg angekommen, schritten sie über den Fluß, dann bergauf, die Waldfrau immer voran mit ihrem langen Lichtspan, der gar nicht abnehmen wollte. Seit sie die Capelle verlassen, hatte das Gewitter aufgehört, doch war der Himmel noch trüb und düster, und ihre Begleiterin kam ihnen mit ihrem hellen Lichtspan wohl zu Statten. Die Wandernden hatten die Mitternacht schon weit hinter sich — es wurde allmählig kühler, aber der Wald, durch den sie giengen, ließ sie das Dämmern des Tages weniger fühlen. Auf einmal erlosch das Licht in der Hand der Waldfrau, die immer noch neben Vater und Sohn gieng — bald verschwand auch sie vor ihrem Blicke — dem Jünglinge war es, als fühlte er noch ihre warmen Händedrücke und hörte in's Ohr lispeln: auf Wiedersehen! Sie standen am Saume des Waldes — eben tagte es — und sie sahen in ein liebliches Thal hinab, in dem sich ein Dörflein lagerte, und auf einem Hügel, der sich über dem Thal erhob, ragten die Zinnen einer stattlichen Burg — die Wanderer hatten vor sich das Ziel ihrer Wanderung.

VI. Die Kranke.

Herr Wolfgang oder Wolf von Adelsheim besaß neben Franz Rüden von Böttigheim die Burg zu Wachbach; der letztere hatte nur ein Viertheil am Ansitze inne. Mit seiner Hausfrau Barbara, einer gebornen von Geb-

sattel, hatte Herr Wolf nur ein Töchterlein gezeugt, das nach seiner Schwester Adelheid den Namen führte. Der Himmel hatte den Eheleuten das Glück eines männlichen Erben versagt, und doch nahmen sie auch das Töchterlein als eine theure Gabe freudig und dankbar aus Gottes Hand; aber auch diese Freude sollte ihnen getrübt werden. Als sie in das vierzehente Jahr trat, wurde sie von einem schrecklichen Siechthum befallen. Manchen Tag aß und trank sie nicht, verließ nicht das Lager, und lag oft von Morgen bis in den Abend mit geschlossenen Augen und ausgereckten Gliedern da, daß es schien, als ob sie todt wäre. Das war gewöhnlich der Fall, wenn sie sich wie es oft zu kommen pflegte, auf ihrem Lager wie rasend, oft mit schäumendem Munde hin- und her geworfen hatte, worauf immer ein Zustand der höchsten Ermattung eintrat. Die liebenden Eltern hatten alle Mittel angewendet, um die geliebte Tochter von diesem schrecklichen Siechthum zu heilen. Mehr als einmal war der Doktor von Mergentheim, der doch weit und breit bekannt war, wegen seiner Wissenschaft, an dem Krankenbett des Fräuleins gestanden, und hatte Pulver und Tränklein verordnet, aber Alles war ohne Erfolg. Auch alle Waldbrüder und Clausner in der Nähe und Ferne, die durch heilsame Kräutlein schon manchem Kranken seine Gesundheit wieder verschafft, waren um Rath gefragt worden, aber ihre Wissenschaft reichte bei dieser Krankheit nicht aus. Was war natürlicher, als daß man zuletzt auf die Ansicht verfiel, daß die Kranke vom Teufel besessen sey, welcher, wie man damals noch des Glaubens war, nur durch den Exorcismus ausgetrieben werden könnte. Zu diesem Mittel wäre auch längst geschritten worden, sintemalen bei den Dominikanern in Mergentheim ein Subprior war, der in dieser Wissenschaft weit und breit einen Namen erlangt hatte — aber

Herr Wolfgang von Adelsheim, obgleich ein guter Christ, der jeden Tag in der Dorfkirche seine Meße hörte, und in allen religiösen Uebungen eifrig wie keiner war, hatte eine besondere Abneigung gegen die Mönche, und gestattete selten einem den Eintritt in die Burg. So ward auch dem Pater Hieronymus keine Gelegenheit gegeben, von seiner Wissenschaft an der Tochter des Ritters Gebrauch zu machen; es kam nie dazu troß allem Anhalten seiner Hausfrau, die ihm der Sache wegen täglich in den Ohren lag, und auf den traurigen Zustand des Töchterleins hinwies.

Also stand es auf Burg Wachbach, als die beiden Flüchtlinge, der Ritter von Abtsberg und sein Sohn Oskar, in der Frühe des Morgens den Burgweg hinanstiegen. Sie konnten sich kaum erklären, wie sie den Weg hieher in das Thal des Forellenbachs und zur Burg des befreundeten Ritters so leicht gefunden hatten. Damals gieng da, wo die Kirche steht, eine Brücke über den Bach, dem Heerweg zu, der sich um die Südseite des Burgbergs zog und allmählig aufwärts führte. Kaum war der Tag angebrochen, als Vater und Sohn an der Zugbrücke standen, und um Einlaß baten. Der Thorwächter hatte eben sein Morgenschläflein gemacht, und rieb sich noch die Augen, vor sich hinbrummend, daß er so früh von Gästen aus seinem Schlummer gescheucht worden war. Der alte Curd war Thorwächter und Pförtner in einer Person, darum mußte er, als die Zugbrücke niedergelassen war, sich auch die Thortreppe hinabbemühen, und die Pforte öffnen. Daß er mit einem grämlichen Gesicht die Gäste empfing, können wir uns wohl denken, und daß der Willkomm nur in einem kurzen Guten Morgen! bestand, können wir uns auch denken, war ja dem alten Graubart durch die Ankunft der Gäste das

Ruhestündlein merklich gekürzt geworden. Doch seine Stimmung wurde freundlicher und sein Wort theilnehmender als er bemerkte, wie das blühende Junkherrlein eine Binde um die Stirne trug, die es als einen Leidenden bezeichnete. Zu welchem meiner Herren verlangt ihr? fragte er die Ankommenden — zu meinem gnädigen Junker von Adelsheim oder zu Herrn Franz Rüden? Zu dem ersteren erwiederte der Ritter, er ist mein Freund und Waffengenoße und wird wohl noch den Thomas von Abtsberg kennen. — Den werdet ihr noch wach finden von gestern her, denn das kranke Fräulein hat einen schlimmen Abend zugebracht — so will ich alsbald eure Ankunft melden. Dieses sprechend eilte er dem östlichen Flügel der Burg zu, wo Herr Wolf von Adelsheim wohnte, und kehrte bald zurück, begleitet von dem Ritter Wolf, der es nicht abwarten wollte, bis man seinen Gast zu ihm führte. Er bewillkommte ihn freundlich, als einen Freund und Waffengenossen, ob er ihn gleich seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen hatte. Seine Freundlichkeit minderte sich auch nicht, als ihm der von Abtsberg, während sie die Treppe in die Wohnung hinaufstiegen, unverholen entdeckte, daß er als Geächteter Haus und Hof verlassen, und bei einem Freunde Zuflucht suche. Als Herr Wolf von Adelsheim mit seinen Gästen ins Gemach trat, saß Frau Barbara, seine Gemahlin, neben dem Bette ihrer Tochter, um die sie ihren rechten Arm geschlungen hatte. Eben war Adelheid, nachdem sie beinahe die ganze Nacht hindurch getobt und sich im Bette hin und hergeworfen hatte, matt und müde, wie es gewöhnlich der Fall war, eingeschlummert. Ihr schönes Köpfchen, mit einer Fülle von blonden Locken umgeben, lag an der Brust der Mutter, die das Haupt über sie gebeugt hatte, fast eben so sehr, wie die Tochter, der Ruhe bedürftig, denn sie hatte die

ganze Nacht schlaflos zugebracht. Eine Todtenbläße überzog das bildschöne Angesicht des Fräuleins, daß sie wie eines erschien, das man eben ins Grab legen wollte. Die zärtliche Mutter ließ sich nicht stören, als Herr Wolf mit seinen Gästen eintrat, sie erhob nur das Haupt und winkte ihnen einen freundlichen Gruß zu, so sehr sie sonst gewohnt war, die Gäste nach Anstand zu begrüßen und ihnen ehrerbietig entgegenzugehen; man konnte es ihr nicht verargen, daß sie es dießmal unterließ, denn sie hätte durch die kleinste Bewegung die der Ruhe so bedürftige Kranke in ihrem Schlummer gestört. Nur Augenblicke verweilte Ritter Wolf mit den Gästen im Wohngemach, er führte sie durch eine Nebenthüre in den Saal, wo er sie bald allein ließ, damit sie sichs ungestört bequem machten nach den Mühen des Wegs.

Das erste, was sie thaten, als sie sich allein befanden, war, daß Ritter Thomas seinem Sohn die Binde abnahm, um sie lockerer zu binden — aber, welch' Wunder! die Wunde war wie verschwunden, und hatte kaum eine Narbe zurückgelassen; von einem schmerzlichen Gefühl war gar keine Rede mehr, also, daß sie keinen Anstand nahmen, die Binde ganz und gar wegzulassen. Das ist doch wunderbar, bemerkte Oskar — schon in dem Augenblicke, als die geheimnißvolle Thalfrau ihre Kräuter auflegte, war der Schmerz gestillt — und jetzt ist mir's, als hätte ich nie eine Wunde gehabt. Das zweite, dem Oskar nach seiner Wunde die Aufmerksamkeit zuwendete, war eine Cither. Als er sie vom Nacken nahm, auf den Stuhl legte und betrachtete, hatte nicht eine Saite nachgelassen, und doch hatte er sie auf dem Wege durch Bäume und Gesträuch geschleppt, wo sie da und dort unsanft anstieß. Er faßte sie und stimmte nur einige Akkorde an — aber was war das für ein Ton! so hatte

sie noch nie geklungen, wenn er auf der Burg des Ritters von Rosenberg in ihre Saiten griff — die Töne klangen wie der kräftigste Harfenklang, und hallten im Saale wieder. Siehe da, kaum hatte Oskar die Cither niedergelegt, mit der er nur einige Akkorde gegriffen hatte, da öffnete sich die Thüre, und herein trat an der Hand des Burgherrn ein blühendes Fräulein mit freudig strahlendem Blicke — es war dies Fräulein Adelheid, welche kurz zuvor mit todtbleichem Antlitz an der Brust der Mutter geschlummert hatte. Hinter beiden folgte bald die Hausfrau des Ritters, begleitet von einem Knappen, der einen Teller mit Bechern in der Linken und in der Rechten einen Henkelkrug mit Wein trug, den Frau Barbara jetzt den lieben Gästen zum Willkomm kredenzte. Und dieser war freundlicher als je — denn sie meinte nicht anders, als es wäre mit den beiden Fremdlingen Heil in ihrem Hause eingekehrt. Hatte sich ja in den ersten Augenblicken ihres Hierseyns beim Ton der Cither, der aus dem Saal in das Gemach herüberdrang, die kranke Tochter, wie von einem Zauberer erweckt, von ihrem Schlummer erhoben — ihr Antlitz hatte eine rothblühende Farbe gewonnen, und ihr Wesen war so heiter und fröhlich geworden, wie es schon lange nicht mehr gewesen. Wirklich war auch von nun an seit dem Erscheinen der Gäste, eine völlige Aenderung im Zustande des Fräuleins eingetreten. Nur selten kehrte ihr krankhafter Zustand wieder, und war es je einmal der Fall, so berief man den jungen Oskar in ihr Gemach, und nur ein kurzes Spiel auf der Cither, von Oskars Hand gerührt, war nöthig, um die böse Macht, die immer noch eine Herrschaft über sie auszuüben schien, zu beschwichtigen. Es war wie bei König Saul, der sobald der Sohn Isais die Harfe schlug, von seinem bösen Geist verlassen wurde.

Wollte die schlimme Stunde über das Fräulein wiederkehren, daß ihr Antlitz blaß wurde, und die fieberhaften Bewegungen eintraten — sobald Oskar erschien, sich in die Nähe der Kranken setzte, und sein Spiel begann, so hörte die Fieberhaftigkeit auf, sie legte das Haupt an die Brust der Mutter, und nach kurzem Schlummer erhob sie sich wieder mit blühenden Wangen, stand auf und war wieder das heitere und fröhliche Fräulein, in dem man kaum mehr eine Kranke zu erkennen vermochte. So war freilich durch das Erscheinen der beiden Gäste dem Hause Heil widerfahren, und Frau Barbara besonders pries die Stunde glücklich, da sie über ihre Schwelle getreten waren. Nach der Ursache ihres Hierseins hatte sie nie gefragt; auch Herr Wolfgang v. Adelsheim hatte mit keiner Silbe gegen seine Gemahlin verlauten laßen, daß er einen Geächteten mit seinem Sohne beherberge — was sollte er seiner geliebten Hausfrau damit eine Sorge erregen, die ohnedieß durch das Kranksein ihrer Tochter lange einen so schweren Sorgenstein auf dem Herzen getragen hatte. — Doch nur zu bald kam die Stunde, in der die edle Burgfrau mit der traurigen Wahrheit bekannt wurde, die ihr bisher verborgen geblieben war.

VII. Die Warnung der Thalfrau.

Es war ein lieblicher Juniabend, als Junkherr Oskar mit Adelheid auf der nördlichen Seite der Burg, da, wo der Weg gen Lillstadt führt, Erdbeeren suchte, die beson-

ders am Abhang des Berges schon in Menge zu finden waren. Wie er das Fräulein in ihrer Beschäftigung im Garten unter der Burg freundlich unterstützte, so hatte er sich auch jetzt an sie angeschlossen, um ihr beim Sammeln der Erdbeeren zu helfen. Seine Beihülfe war auch nicht umsonst gewesen, hatte ja das Fräulein schon einen so großen Strauß von saftigen Beeren gewonnen, daß sie ihn kaum mit beiden Händen umspannen konnte. Schon wollten Beide die Burg aufwärts lenken, zumal es auch schon Abend werden wollte — da richtete Oskar seine Blicke auf den Weg, der über die Höhe nach Lillstadt führt — dort keuchte bergaufwärts ein Mütterlein mit gesenktem Haupte. Oskar machte seine Begleiterin darauf aufmerksam, und nicht umsonst; Adelheid sprach: die wird wohl recht müde und erschöpft sein — wie wäre es, wenn wir von dem großen Erdbeerstrauße diesem Mütterlein einige Beere mittheilten, meine Mutter wird sich dennoch über das freuen können, was wir gesammelt haben. Damit war Oskar freudig einverstanden — Adelheid nahm etwa den dritten Theil des Straußes und gab ihn ihrem jungen Freunde, der flugs auf den Weg hinübereilte, und die alte Frau bald einholte. Halt! rief er der noch Gehenden zu — nehmet diesen Erdbeerstrauß mit, und erquicket euch damit. Ach, sprach die Frau, in dem sie sich umdrehte — das verschmähe ich nimmermehr — ich habe den ganzen Tag noch keinen Bissen über den Mund gebracht — diese Beeren werden mir wohlbekommen. Sie faßte hastig den Strauß, den ihr Oskar darbot — mög's dir Gott vergelten, guter Oskar, setzte sie mit einem Tone hinzu, der ein früheres Bekanntsein voraussetzte. So kennt ihr mich, gute Mutter? fragte Oskar. Ja wohl, guter Sohn, antwortete das Mütterlein, aber du scheinst mich nimmer zu kennen. — Jetzt erst blickte Oskar ihr

recht in die Augen und rief erstaunt: ihr seid ja die gute Waldfrau, die uns in jener schrecklichen Wetternacht von der Burg des Ritters Rosenberg bis in dieses Thal geführt, die mir so wunderbar meine Wunde geheilt hat — so nehmet diese Erdbeere als einen geringen Beweis meines Danks, den ich euch damals nicht abstatten konnte. Dessen bedarf es nicht, sagte die Frau, und es soll auch nicht das letzte Mal sein, daß ich dir und deinem Vater einen Dienst erzeige. Wie gut, daß ich gerade mit dir zusammentreffe, um dich, deinen Vater, so wie alle, die droben auf der Burg sind, vor einer Gefahr zu warnen, die herannaht. Gerade liegt der schwäbische Bund, der deinem Vater und dir auf der Ferse ist, vor der Burg Boxberg — wohl haben sie das Schloß schon gewonnen und werden, wie mit den Andern damit verfahren, denn man weiß, daß der Melchior v. Rosenberg ein Freund und Genosse deines Vaters gewesen. Von Boxberg zieht der Bund der Burg droben zu — wer weiß, ob er nicht morgen schon vor die Burg rückt — ein verrätherischer Mann aus den Hintersaßen der Burgherrn hat dem Commenthur zu Mergentheim, Herrn Wolfgang von Bibra, die Anzeige gemacht, daß ein Geächteter droben gehaust und geäzt werde, und der Commenthur hat es dem Kriegsrath vor Boxberg zu wissen gethan — 's mag ihm nicht unlieb sein, wenn die zu Wachbach heimgesucht werden, da ihm die Ganerben droben nicht die liebsten Anstößer sind. Eile, und sag dem Ritter von Adelsheim, meinem Freund und Gönner, die Willinger Thalfrau habe diese böse Kunde gebracht, er wird deinen Worten glauben — und nun leb wohl, guter Sohn! kämest du in Gefahr und bedarfst du meiner Hülfe, so greife dreimal mit der Hand in deine Cither, daß die Saiten laut klingen, und meine Hülfe wird dir zur Hand sein. Die-

ſes ſprechend faßte ſie Oskars Hand, er fühlte, wie damals im Walde ihren Händedruck, aber zur ſelben Stunde war ſie verſchwunden. Schnell kehrte Oskar zu Adelheiden zurück; er ſagte ihr nur, daß die alte Frau die Erdbeere mit Danken angenommen, was ſie ihm angezeigt hatte, verhehlte er dem Fräulein, um ihr keine Sorge zu bereiten. Als ſie mit einander an den Burggraben kamen und über die Brücke giengen, war ſchon Dämmerung eingetreten. Sobald Oskar auf die Burg kam, ſuchte er Herrn Wolfgang v. Adelsheim auf und theilte ihm mit, was ihm die Thalfrau angezeigt hatte. — Der Ritter v. Adelsheim zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit der Ausſage, als Oskar die Thalfrau nannte, welche ihm die Kunde mitgetheilt hatte.— Da dürfen wir es glauben, ſprach er, wenn die gute Thalfrau es gemeldet — iſt ſie es ja, die ſchon oft mir und den Meinigen eine treue Warnerin geweſen iſt — aber, mein Sohn, ſage von dem, was du mir eben mitgetheilt haſt, ja Nichts deinem Vater — ich werde ihm ſchon ſelbſt davon Bericht geben, wenn es Zeit iſt. Doch zu Franz Rüden von Böttigheim gieng er zur Stunde hinüber in den andern Flügel des Schloſſes, machte ihm Mittheilung von dem böſen Bericht, und wollte ſich über die Mittel der Vertheidigung mit ihm bereden. Auf den machte es nicht den beſten Eindruck. Das haben wir eurem hergelaufenen Freund und Genoſſen zu verdanken — ſo begann er grämlich und widerwillig — daß jetzt der ſchwäbiſche Bund uns auf den Hals kommt, der mit uns ſo ſchnell fertig ſein wird, wie mit denen von Roſenberg zu Waldmannshofen und Boxberg — ſie ſetzen uns zum Andenken noch den rothen Hahn aufs Dach, und das Alles wegen des Abtsbergers, mit dem nur Unheil in unſer Haus gekommen. Darum bin ich nicht herkommen, entgegnete Herr Wolfgang

von Adelsheim, um eure Schmährede über meinen unglücklichen Freund anzuhören, sondern darum bin ich hier, um mich mit euch zu bereden, wie wir uns gegen den Bund wehren wollen. Wehren gegen den Bund? seid ihr vernünftig, Herr Nachbar? sprach mit Lachen Herr Franz Rüde — mit was wollen wir uns wehren? mit unserer Handvoll Knechte und unsern wenigen Falkonetlein, die seit Jahr und Tag kein Pulver mehr gerochen — da behüt mich der Himmel für! ich für meinen Theil laß in eigener Person die Brücke nieder und schließ die Pforte auf, wenn die vom Schwäbischen Bund kommen, denn es ist ein wahres Wort: viel Hund sind des Hasen Tod. — Also, ihr wollet euch nicht als ritterlichen Mann zeigen, sondern als eine Memme, die nur ihre Haut salviren will? sagte mit verbissnem Aerger der von Adelsheim. Wie ich es halten will, das ist meine Sache, erwiderte Franz Rüde ganz gleichgültig gegen das bittre Wort seines Nachbars — wie ich es halten werde, das werdet ihr Morgen sehen, und hiemit Gott befohlen! Franz Rüde drehte sich um, gieng von seiner Stube ins Nebengemach, und ließ den Nachbar stehen, der nur einen Blick voll Verachtung dem Feigling nachsendete, und dann wieder in seine Behausung hinübergieng.

Am Morgen des andern Tags sah man, wie der von Böttigheim es hielt. Ehe der Morgen anbrach, war er mit Sack und Pack und seinen wenigen Ehehalten aus der Burg entwichen. Er hatte leicht auszuziehen, war er ja nur ein Junggeselle ohne Kind und Kegel; seine ganze Dienerschaft bestand aus einer Haushälterin, die von seiner Ahne her als Erbstück von Hand zu Hand gegangen war, und ein paar Burschen vom Dorf, von denen der eine sein Jäger und Reitknecht, der andre sein Kammerdiener nnd Hausmeister in Einer Person war. Mit Hausgeräthe war er

nicht gar reich versehen; außer einem halb Dutzend Weinkrügen und den nöthigen Humpen war Nichts im Schrein, und in der Küche fand sich nur so viel Geräthe, als nöthig war, um das Wildpret zu bereiten und auf den Tisch zu stellen. Hätte er auch die paar alte Schüsseln und Pfannen zurückgelassen, wär' nicht viel Schade daran gewesen. Vorrath war wenig im Speisekasten, denn der Ritter Franz Rüde pflegte von der Hand in den Mund zu leben; was er des Tags erjagte, ward aufgezehrt, und der andere Tag mußte wieder für das Seinige sorgen. Desto reicher war sein Vorrath im Keller — da lag manch ein Eimer vom besten Gewächs, und den wollte er doch nicht denen vom schwäbischen Bund als freundlich Vermächtniß hinterlassen, zumal da er selbst große Stücke auf einen guten Trunk hielt. Auch lag noch etwas Werthvolleres im Keller, hinter einem Faß ganz und gar verborgen — das war ein schweres eisernes Kistlein mit harten Thalern, die alle noch zwischen 1400 und 1500 geprägt waren, und meistens die Bilder von Kaisern aus dem Hause Habsburg zeigten, aber nimmer recht deutlich, denn der Schimmel hatte sie dick überzogen. Auf diese Thaler hielt Herr Franz Rüde, der geizige Hagestolz, auch große Stücke, war es ja noch die Mitgift seiner Mutter seeligen, die von seinem Vater nie angetastet und auch von dem gleichgesinnten Sohn treu zusammengehalten worden war, so daß nicht ein einziges Stück davon fehlte. Die Geldkiste mußte ihn nach seinem Stammschlosse Böttigheim im Odenwalde begleiten, während er in der Stadt Mergentheim bei guten Freunden und Bekannten einen Zufluchtsort für seine Weinvorräthe suchte, die er noch in derselben Nacht bis vor Tagesanbruch ab der Burg führen ließ. Daher war es die ganze Nacht ein Rumoren im Burghof gewesen, wie seit undenklichen Zeiten nimmer. Mit Tages-

anbruch war es stille geworden in der Behausung des Franz Rüde, und Katzen und Mäuse waren jetzt Meister bei geöffneten Thüren in Stube, Küche und Keller. Also hielt's der Ritter von Böttigheim es war jetzt nicht mehr nöthig, dem Feind feig und verrätherisch das Thor auf Gnade und Ungnade zu öffnen; seine Haut hatte er solcher Gestalt salvirt, aber nicht wie ein Ritter gehandelt, der ehrenhaft seine Burg und seinen Heerd gegen den anziehenden Feind vertheidigt.

Auf den Ritter v. Adelsheim machte das Entweichen des Ganerben wohl einen schmerzlichen, aber keinen entmuthigenden Eindruck — durch das Entweichen des unedlen Ganerben hatte er jetzt nur einen Feigen weniger in der Burg. An seiner Statt zogen noch am nämlichen Tage Männer von kühnerem Sinne, Junge und Alte, die Hintersaßen von Wachbach, in die Burg ein, denn mit dem Entweichen des Franz Rüde war ihnen kund geworden, daß der Burg Gefahr drohe und ihrem Herrn, dem von Adelsheim, dem sie alle redlich zugethan waren, weil er sie nicht als seine armen Leute und Leibeigene behandelte, sondern sich als ein milder Herr und Vater gegen sie erzeigte. Sie alle wollten für diesen ihren lieben Herrn in Vertheidigung der Burg Blut und Leben einsetzen. Aber diesen Vertheidigern des Schlosses folgte noch vor Nacht ein großer Troß von Greisen, Weibern und Kindern; die alle suchten Schutz hinter festen Mauern, weil sie im Dorf unten vor dem nahenden Feinde nicht sicher waren. Herr Wolfgang v. Adelsheim nahm sie mit Allem, was sie hatten, in sein Schloß auf, und wies ihnen die leere Behausung des Franz Rüde an die freilich bald so dicht angefüllt war, wie eine Tonne mit Häringen. Mit Einbruch der Nacht ließ er die Burg schließen und die Thore verrammeln; auch traf er sonstige nöthige Anordnungen. Und es war

Zeit, daß es geschah, denn schnell erfüllte sich, was die Willinger Thalfrau vorausgesagt hatte.

VIII. Der Ueberfall des Feindes.

Kaum leuchteten die ersten Strahlen der Sonne über das liebliche Seitenthal der Tauber, durch das die Wachbach fließt, da sah der Thürmer von der Warte der Burg in der Richtung gegen Mergentheim einen reisigen Zeug daherziehen. Die Helme und Blechhauben der Ritter und Reisigen verriethen den Anmarsch des schwäbischen Bundes-Heeres. Durch einen Stoß ins Horn kündete der Thürmer den Anzug der Feinde in der Burg an. Herr Wolfgang von Adelsheim erschrack nicht, als die Kunde vom Anzug des Bundes in den Burghof drang, war er ja längst darauf gefaßt, und zu erschrecken vor einer Gefahr, war noch nie seine Sache gewesen; er eilte aber, um sich von der Stärke der Schaar, die gegen die Burg rückte, zu überzeugen, in eigner Person auf den Luginsland, den höchsten Thurm der Burg, der gegen die Stadt Mergentheim lag. Er war noch nicht lange oben, so sah er jetzt selbst, wie das Heer schon in der Nähe des Wöhrs angelangt war, wo die Wachbach eine Wendung macht, und hoch ins Thal fällt. Es war ein namhafter Zeug, so däuchte ihm, denn er füllte die ganze Breite der Heerstraße von dem genannten Wöhre bis gegen die

Höhe, wo das Willinger Thal in die Straße einbeugt. Bald gesellten sich noch zwei andere zu Wolfgang von Adelsheim, es war Thomas von Abtsperg und sein Sohn Oskar, die hinter ihm die Treppe hinaufstiegen. Jetzt wurde dem Ritter von Abtsperg klar, was die Anordnungen bedeuten, denen er in letzter Zeit zugesehen, und worüber ihm sein edeldenkender Waffenbruder keinen deutlichen Aufschluß gegeben hatte. Um Gott, mein Freund, rief er, als er nur Augenblicke den herannahenden Zug ins Auge gefaßt hatte — das sind ja die Herren vom Schwabenbund — ich kenne das Banner — und voran der ritterliche Rudolf von Ehingen, des Bundes Hauptmann — die sind mir auf der Fährte — ich bin verloren! Das wußt' ich schon gestern, daß sie kommen — sprach Wolfgang von Adelsheim, auch weiß ich, daß es Dir gilt, mein Freund! Doch, so lang ich fünf Finger an der Faust habe, um das Schwerdt zu fassen, soll dir kein Haar gekrümmt werden, und mein Haus ist fest genug, um etwelche Stöße auszuhalten, einem Freund zu lieb, der darin Schutz gesucht. Als der Ritter von Adelsheim so sprach, faßte der von Abtsperg seine Rechte und sprach: Das wäre zu viel von Dir, mein Freund — um meinetwillen dich und die Deinen der Gefahr aussetzen — das kann ich Dir nicht zumuthen —. Ja, ja, er thut es der edle Mann, er schützt uns in seiner Burg gegen unsere Feinde — so unterbrach Oskar die Rede seines Vaters — dann faßte er Herrn Wolfgangs Linke, drückte sie innig an seine Brust und blickte ihm flehentlich in die Augen — ihr thut es väterlicher und schützet meinen alten Vater! So wahr mir Gott helfe! ich will's nun, mit meinem letzten Blutstropfen, rief der von Adelsheim — aber kommt herab, daß wir für die Frauen Fürsorge treffen, denn die werden baß erschrocken sein über der Kunde.

Dem war auch so — die Burgfrau ward bei der Kunde vom Anzug der Feinde wie noch nie mit Augst und Bangigkeit erfüllt — aber am schlimmsten wirkte die Hiobspost auf das Fräulein Adelheid. Ihr krankhafter Zustand kehrte auf einmal wieder, und zwar in einem so hohen Grade, wie er sich noch nie geäußert hatte. Als die Herren von dem Luginsland herabkamen, fanden sie sie todtenbleich in den Armen der tiefgebeugten Mutter — man konnte das Fräulein eher für ein todtes als lebendes halten — so wie sie aussah, hätte man sie gerade in das Grab legen können. Solch ein Jammer fehlte noch zu der traurigen Lage, in der sich die Bewohner der Burg befanden. Für die kranke Tochter mußte jetzt zuerst gesorgt werden, daß sie vor der nahenden Gefahr in Sicherheit käme. Herr Wolfgang von Adelsheim ließ sie und die Mutter in den festesten der Eckthürme bringen, der sich gegen das Thal kehrte, und der junge Oskar wurde ihnen zum Schutz beigegeben. Hier im Thurme hinter seinen dicken Mauren war die Burgfrau mit ihrer kranken Tochter vor dem Waffenlärm sicher — ja sie hörten ihn kaum. Der Waffenlärm aber stellte sich bald auf der Burg ein. Noch an demselben Tage, da die schwäbische Bundesabtheilung im Dorfe unter der Burg einzog, schickte Rudolf von Ehingen zwei Trommeter hinauf zur Burg, und mit ihnen einen Herold. Oben angekommen, bließen die Trommeter an, und der Herold rief also hinauf zu der Zinne, auf der sich Wolfgang von Adelsheim schon eingefunden: Rudolf von Ehingen, Ritter, des schwäbischen Bundes Hauptmann, entbeut Herrn Wolfgang von Adelsheim seinen Gruß, und fordert ihn auf in des Bundes Namen, seinen Genossen Thomas von Abtsperg, den er seit Wochen auf seiner Burg gehöft und geäzt, ob derselbe gleich des Reichs-

Acht und Aberacht verfallen — noch heute in des Bundes von Schwaben Gewalt zu überantworten — widrigenfalls zur Stunde die Burg mit Allen, die darinnen sind, in des Reiches Unfrieden stehen soll, und des Bundes Hauptmann, Herr Rudolf von Ehingen, wird gegen sie und Alle, die darinnen sind, als Feind verfahren. Darauf antwortete der von Adelsheim vom Thore herab: Deinem Herrn, des Bundes Hauptmann, meinen Gruß, und ich verlange eine Frist von 3 Tagen zur Bedenkzeit, um dann meine Meinung und Willen kund zu thun, denn nach Kriegsbrauch und Recht soll jegliche Fehde 3 Tage zuvor angesagt seyn, ehe sie verhängt wird. Der Herold ritt mit seinen Begleitern wieder den Berg hinab, um dem Bundeshauptmann des Ritters Wunsch und Bitte zu melden, aber er kehrte bald wieder und brachte ein kurzes „Nein“ zurück, auf das der Ritter von Adelsheim Nichts weiter zu entgegnen hatte, als daß er des Feindes zu jeder Stunde gewärtig sey.

Der ließ auch nicht lange auf sich warten. Noch an demselben Abend besetzte er die Anhöhe, über welche der Weg gen Lillstatt führt, denselben Ort, von wo aus im Jahr 1468 Kunz Schott, der Pfälzer Hauptmann, die Burg beschossen hatte. Das was der gelegendste Standpunkt, denn diese Höhe überragte die Burg und war auch am nächsten, um sie mit Geschoß zu bestreichen. Noch an demselben Tage ließ des Bundes Hauptmann die Geschütze dort aufführen, und am Abend sangen sie schon der Burg und ihren Bewohnern ein trau'riges Ave zu. Herr Wolfgang von Adelsheim ließ es nicht unbeantwortet; seine Carthaunen nnd Falkonetlein, die längst bereit in den Mauerlöchern lagen, gaben treulich die bösen Grüße wieder, und Mancher der Bündischen mußte es so schwer empfinden, daß er nimmer die Lunte an

das Geschütz legte. Mit Einbruch der Nacht trat ein Stillstand ein. Die Bündischen hatten nur zeigen wollen, daß sie da seyen, und es ernstlich meinten — es war das Vorspiel des kommenden Tages. Die Nacht benützte der Ritter mit den Seinen, um die Schäden an der Burg wieder zu beßern, welche die Geschütze der Feinde verursacht hatten. Am Morgen stand die Burg wieder da, als ob die Kugeln keine Mauer berührt hätten. Die Maurer und Steinmetzen der Burg hatten die Nacht über daran handthiert, während sie sich am Abend als gute Schützen, wie sie es damals schon waren, gegen den Feind mit dem Geschütze gerichtet. —

War das Vorspiel schon ernstlich gewesen, noch ernster verfuhren die Feinde am folgenden Tage. Von Morgens begann das Schießen, und dauerte mit kurzen Unterbrechungen bis zu Einbruch der Nacht. Und doch war es den vielen Händen in der Burg in der Nacht möglich, auch jetzt wieder zu bessern, was schadhaft geworden war an Zinnen, Dächern und Mauerwerk. So hatten die Feinde noch kein Unheil errungen, ja manchen Mann verloren, den die wohlgerichteten Geschütze oder die Männer auf den Zinnen mit ihren Bolzen oder Handbüchsen getroffen hatten. Doch am dritten Tage gelang es ihnen, das Dach der Herrenwohnung in der Burg der Gestalt zu zerschießen, daß es sammt Gebälk mit einem fürchterlichen Krachen zusammenstürzte, und in den Hof fiel, ohne jedoch Jemanden in der Burg zu beschädigen. Die Nacht, da wieder Ruhe eintrat, reichte gerade hin, um das Trümmerwerk und den Schutt auf die Seite zu räumen. Bei Allem arbeitete der Ritter von Adelsheim und sein Schützling Thomas von Abtsperg mit. Der Erstere war seit 3 Tagen nicht aus Panzer und Beingewand gekommen, denn er wollte wachen, um immer bei der Hand zu sein,

weil es leicht den Feinden in den Sinn kommen konnte, mitten in der Nacht die Burg zu überfallen, da sie mit den Geschützen ihre Zwecke immer noch nicht erreicht hatten. Als die Trümmer des Daches bis an das Thor geschafft waren, um es noch dichter zu verrammeln, erlaubte der Burgherr seinen Leuten ein Stündlein zu rasten, um für die Arbeit des Tages neue Kraft zu sammeln, und stieg mit Thomas von Abtsperg auf die Zinne, um der Warte zu pflegen. Bereits war es die zweite Stunde nach Mitternacht — noch standen die beiden Ritter neben einander und lehnten sich über die Zinne der Mauer — der von Adelsheim konnte kaum mehr die Augen offen erhalten — wie Blei drückte ihn der Schlaf auf seine Augenlieder. Das sah Thomas von Abtsperg, der Tags zuvor wenigstens doch ein Paar Stündlein gerastet hatte: er hatte bisher schon mit Schmerzen gefühlt, wie sein Freund und Schützer um seinet willen die Macht der Feinde auf sich geladen hatte — so wurde es ihm um so fühlbarer, als er sah, wie er die Ursache war, daß sich der Burgherr schon 3 Tage die Ruhe der Nacht versagt hatte. Mein edler Freund, begann er, schon fühlen mir die Ringe am Halsberg, und der Tag ist im Anzug — ich glaube, wir haben jetzt keinen Ueberfall mehr von den Feinden zu befürchten — rasten die Leute in der Burg, so gönne jetzt auch dir ein Stündlein Rast, die du sehr bedarfst — ich habe gestern geruht, und kann schon noch der Warte pflegen, bis der Tag anbricht. Mit nichten, entgegnete der von Adelsheim — das ist noch das Geringste, was über uns kommt, daß wir entbehren müssen, denn die Feinde lassen es nimmer lang anstehen, bis sie die Burg stürmen.

Das Alles wegen meiner, auf dem der Fluch lastet — sprach der v. Abtsperg schmerzlich — doch zum Stürmen

darf es nicht kommen — mein Freund, ich habe dich schon in der ersten Stunde gebeten und gefleht, als der Herold vor der Burg stand, du mögest mich dem Bunde überantworten, damit du und Alle auf der Burg im Frieden bleiben — ich habe bereits 3 Tage mit angesehen, wie du mit deinen Leuten in Nöthen bist — bis zu einem Sturme soll es, so wahr mir Gott helfe! nicht kommen, denn wie sollt ich das Leben so vieler Schuldlosen aufs Spiel setzen — nein, eher will ich mich über die Zinnen der Burg hinablassen, und mich dem Feinde selbst überantworten, daß sie von Dir und Deiner Burg lassen. Das sey ferne, mein Freund und Waffenbruder, versetzte Wolfgang von Adelsheim, Du sollt nun und nimmermehr in des Feindes Hände kommen, denn ein schlimmes Loos würde Dich treffen — nein, nimmermehr, so lang ich noch das Schwert führen kann, und meine Burg nicht einstürzt — d'rum laß mir das freudige Bewußtseyn, daß ich es besser mit Dir meine, als der Rosenberger, und auch einen Tropfen Blut für Dich vergießen kann. Noch nicht hatte der Burgherr das letzte Wort ausgesprochen, da tönte es an seinem Ohre, als ob ein Schild an die Mauer anstieße — die beiden Ritter wandten sich rasch um, aber es war schon zu spät — einige der kühnsten Feinde hatten in der Stille der Nacht auf leise angelegten Leitern die Burgmauer erstiegen, die sich gegen das Dorf kehrt — gerade da, wo man nie vermuthet hatte, daß die Burg überfallen werden könnte. Auf einmal standen Zehn gegen Zwei, aber das waren Männer. Wir wissen nicht, welcher von beiden, ob der von Adelsheim oder der Abtsperger kräftiger das Schwert schwang, aber das wissen wir, wohin sie trafen, da fiel einer. Doch umsonst war ihre Kampfesarbeit — erlag dieser oder jener der Andringenden vom Schwertschlag — immer drangen neue Feinde

nach, welche auf den Leitern emporstiegen. Zum Glück war die Stätte, wo sie kämpften, nur ein schmaler Umgang, der Raum zwischen dem Burghaus und den Zinnen, also konnten nie mehr als höchstens drei Feinde zumal auf die beiden Ritter eindringen — dennoch konnte keiner der Beiden den Kampfplatz verlassen, um in den Hof hinab zu steigen und die Leute in der Burg in Alarm zu bringen, die gerade heute die erste Rast hielten nach durchwachten Nächten. Zum Glück war noch einer wach, während außer den beiden Rittern Alle in der Burg in tiefem Schlaf lagen, und der vernahm zum Glück von dem Kampfe der Ritter auf den Zinnen. Im Eckthurme saß noch um diese Stunde Junkherr Oskar nicht ferne von dem Fräulein von Adelsheim, das noch immer in krankhaftem Zustande im Arme der Mutter lag, die ihr schlummerndes Haupt auf das Kind gebeugt hatte, denn seit dem Anfall der Tochter hatte sie kein Auge mehr geschlossen, aber seit einer Stunde hatte der Schlaf seine Rechte gefordert. In der Stille der Nacht, die nur durch das Athmen der schlummernden Burgfrau und ihrer kranken Tochter unterbrochen wurde, hatte er vom Thurme aus das Klirren der Waffen auf den Zinnen gehört. Schnell nahm er das Schwert in die Rechte, streifte die Tartsche an den Arm, und eilte aus dem Thurme in den Burghof, um vorerst die Schlafenden zu wecken. Er bedurfte seines Lärmhorns, das im Stüblein des Thürmers unthätig neben dem schlafenden Wächter hieng — einige kräftige Schläge mit dem Schwertknauf auf den metallenen Schildbuckel waren hinreichend, um die Meisten aus dem Schlafe zu wecken, die ihm als ihrem Führer alsbald auf die Zinnen der Burg folgten. Oskar kam noch zur guten Stunde hinauf mit seinen Mannen. Die beiden Ritter bluteten schon aus vielen Wunden

und konnten sich kaum mehr aufrecht halten: schon wichen sie dem stürmischen Andrang und waren bis an die Treppe gedrängt, von der man in den Burghof steigt. An der obersten Stufe gleitete Thomas von Abtsperg, und wäre gestürzt, aber der jugendliche Sohn mit unbedecktem Haupt, das er nur mit der kleinen Tartsche gedeckt hatte, hielt den Sturz des Vaters mit seinem rechten Arme auf. Hinter Vater und Sohn drangen jetzt die Burgmannen aufwärts und schoben beide, so wie den Burgherrn, von der gefährlichen Stelle, auf der sie sich bisher gegen den Andrang der Feinde so ritterlich gehalten hatten. Es war ein guter Entsatz für die beiden Herren. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten ihren Leuten den Platz lassen, die nunmehr nicht unrühmlich ihre Stelle ausfüllten. Oskar zog den so schwer verwundeten Vater der Treppe zu und dieser faßte kraftig den Ritter von Adelsheim am Arme, um ihn mit sich zu ziehen, hatte er ja schon manchen treuen Blutstropfen für ihn vergossen. Aber es war ihm nicht möglich, ihn von der Stelle zu bringen, denn der Burgherr wollte seine Leute nicht allein im Kampfe lassen. Die standen auch kräftig und thaten treu ihre Schuldigkeit, aber die Feinde blieben im Vortheil, denn sie kämpften von oben her gegen die Aufwärtsdringenden. Mit vieler Anstrengung zog Thomas von Abtsperg, vom Sohne gefaßt, den treuen Waffenbruder bis zu, unterst an die Treppe: ein Glück für den Burgherrn, denn er hätte sich nicht mehr lange auf den obersten Stufen halten können. Die Feinde von oben, die jeden Augenblick neue Verstärkung erhielten, drängten mit einem starken Druck die Schaar der Burgleute zurück, welche im kurzen Kampfe gar schnell immer weniger geworden waren. Kommt, kommt Vater, dem Thurme zu, rief Oskar, und und zog den Vater mit sich fort, und dieser den Ritter

von Adelsheim, der jetzt noch ungern folgte, ob er gleich auch keinen andern Rettungsweg mehr wußte. Kaum waren die drei durch den Hof, und an der noch offen stehenden Thüre des Thurmes angelangt, da waren die Feinde, nicht mehr achtend des Widerstands der zaghaft gewordenen Burgleute, schon ob den Zinnen, und füllten den Burghof. Die Herren hatten zu eilen, um noch in den schirmenden Thurm zu gelangen, denn die Feinde waren bald hinter ihnen her. Vater und Sohn waren schon durch die Pforte gegangen; auch der Burgherr hätte noch hineinkommen können, aber er kehrte sich um, als die beiden in Sicherheit waren, und wandte sich noch einmal gegen die Feinde, denn er wollte ihnen nicht so leichten Kaufes seine Burg überlassen — noch war er nicht entkräftet zu kämpfen, er wollte noch etwelchen Schwerthieb ertheilen, bevor er sich in den schirmenden Thurm zurückzöge. Wie der Cherub mit flammendem Schwert vor der Pforte des Paradieses, so stand Herr Wolfgang von Adelsheim vor der Pforte des Thurmes mit sausendem Schwert und gab böses Wiedergelt den Feinden, die auf ihn einhieben. Als wohl zehen unter seinen Hieben gefallen waren, die nimmer des Aufstehens gedachten, da schlüpfte er durch die Pforte und schlug sie mit gewaltiger Faust zu, daß sie sich laut klirrend schloß, und die drinnen von den Feinden schied. Hinter der Pforte von eichenen Dielen, mit dicken Eisenbändern durch und durch beschlagen, war der Burgherr jetzt sicher mit den Seinigen und seinen Schützlingen. Umsonst stießen die Feinde mit ihren Schwertknäufen und Streitäxten an die Pforte; alle ihre Anstrengungen waren vergebens, denn sie wich keiner Gewalt von Außen — und wäre sie auch durch die Macht der Streitäxte zerhauen worden, eine zweite Thüre ganz von Eisen schützte den Ein-

gang in das Gemach, in dem der Burgherr mit den Seinigen und seinen Gästen von nun an die Wohnung aufschlug. Nur Ein Feind war es, dem die Eingeschloßnen nicht zu widerstehen vermochten, und der stellte sich bald ein.

IX. Der Brand der Burg.

Die Burg war in den Händen der Feinde, als der Tag anbrach. Der Widerstand der noch streitbaren Burgbewohner war ein geringer gewesen, denn die von oben immer zahlreicher eindringenden Feinde hatten den Widerstand unmöglich gemacht. Alles was noch Waffen trug; übergab sich in die Hand der Sieger, auf Gnade und Ungnade. Sie durften, sowie der Troß von jammernden Greisen, Weibern und Kindern, aus der Burg ausziehen, nachdem sie vorher Hand angelegt hatten, um das mit Schutt und Steinen verrammelte Thor wieder frei zu machen. Nicht nur aber durften sie ungehindert und unverletzt aus der Burg ziehen, sondern sie blieben auch ungeschädigt an Haab und Gut, als sie wieder unten im Dorf ankamen, und ihre Wohnungen bezogen. Die waren ganz leer geworden von des Bundes Knechten und Reisigen, denn Alle zogen in die gewonnene Burg ein, um dort zu holen, nach was ihre Seele sich sehnte. Das konnte auch der Bundeshauptmann Herr Görg v. Ehingen

nicht hindern, denn so hatten sie bis zur Stunde bei jeder gewonnenen Burg gethan, auch war es ihnen schon bei ihrem Auszug von Bundeswegen verheißen, daß sie in den Burgen der Feinde des Bundes sich einige Schadloshaltung für Müh und Arbeit des Auszugs schaffen dürften. An letzterem ließ es auch keiner der Knechte und Reisigen fehlen, ja auch die Oberen des Bundesheers wenn wir den genannten v. Ehingen ausnehmen, blieben nicht zurück, als es ans Kistenfegen gieng, was ein paar Jahre darauf die Grundhelden der Herren im Bauernkrieg so wacker verstanden, als wenn sie es im Bundeskrieg gegen die Schlösser abgelernt hätten. Auch in der Burg Wachbach gab es zu rauben und zu plündern, doch die Kostbarkeiten und Schätze hatte Herr Wolfgang zeitig genug aufgeräumt, und in den Thurm geflüchtet wo seine liebsten Güter, Gemahlin und Töchterlein, während der Tage des Streits verborgen waren. Als die Reisige und Knechte Kisten und Keller leer gemacht hatten, da lenkte sich die Aufmerksamkeit eben auf diesen Thurm wieder, in dem sich der Burgherr mit den Seinigen und seinen Gästen verbarg. Aber auch jetzt, als die Feinde mit vereinten Kräften an den Thurm ansetzten, war ihre Mühe und Arbeit vergebens. Die Streitäxte und Hämmer prallten wieder, wie wenn der Schlag auf puren Granit oder das härteste Metall gegangen wäre, und doch waren es nur eichene Diehlen, welche schon oft nach den ersten Hieben von Aexten zersplittert worden. Oft wendeten sich die Anstürmenden unter Flüchen und Verwünschungen von der Pforte, und kehrten wieder, um neu ihre Kraft anzustrengen, aber es war vergebens. Es war, als ob eine übermenschliche Gewalt von Pforte und Riegel die Hiebe abwendete. Auf einer andern Seite aber war dem Thurm nicht beizukommen — nur

kleine ganz oben angebrachte Schießscharten warfen Licht in das Gemach, wo die fünf Geflüchteten sich aufhielten. Bis zu jenen Schießscharten reichte aber keine Leiter, auch waren die Oeffnungen so enge, daß man keines Falls durch dieselben den Geschützten hätte Schaden zufügen können. Nur durch Aushungern hätte man die im Thurme dazu bringen können, sich auf Gnade und Ungnade zu übergeben und das Versteck zu verlassen. Wohl hatten sie einige Lebensmittel im Thurme, aber sie reichten kaum für einige Tage hin, eben so wenig war des Tranks vorhanden. Doch den Weg des Aushüngerns wählten die Feinde nicht, sintemal sie nach Eroberung und Plünderung der Burg keinen Tag länger vor derselben bleiben wollten. Zuvor aber hetzten sie den im Thurme Verborgenen einen schlimmeren Feind auf den Hals. Als Alles, was im Schloße vorgefunden worden war, herausgeschleppt und den Berg hinabgeführt war, warfen einige der wildesten und rohesten Kriegsknechte Feuerbrände in den Einbau der Burg. Ehe sie noch den Berg hinabgezogen waren, flackerte schon der rothe Hahn auf dem Dache des Herrenhauses, und als die Bündischen auf der Heerstraße gen Mergentheim zogen, nachdem sie auch an der Burg Wachbach und ihren Bewohnern ein löblich Werk verrichtet, (wie ein Bericht aus jener Zeit lautet), so hatten sie eine helle Leuchte von dem Berge herab, die ihnen bis zu dem Weichbild der Stadt Mergentheim hin, ein sicher Geleit gab.

Die Herren vom Schwabenbund mit ihren Reisigen und Knechten verstanden das Brennen und Anzünden der Burgen gleichfalls so gut, wie die Bauren ein paar Jahre später — bis die Mitternacht herannahte, hatte das Feuer das ganze Schloß ergriffen und Alles ausgebrannt, was von Holz war. Giebel und Steinwände

aber fielen prasselnd in den Schloßhof, daß man es im Innern des Thurms vernahm. Dieser blieb am längsten von der Wuth des Feuers frei, aber bald wurde auch sein Holzwerk von der Flamme erfaßt, das Bleidach schmelzte und floß über die Wände herab; über dem Gewölbe des Thurmgemachs, das nun frei und unbedeckt war, knisterte schon die Flamme, daß man es unten hören konnte — bald wurden die Steine des Gewölbes so heiß, wie die Platten eines Ofens, und zu den kleinen Schießscharten züngelte schon die Flamme herein, welche bald bis ins Innere des Gemachs seine Verheerung verbreitete — mit Sturmschritten nahte der schwerste Tag den Eingeschlossenen. Seit dem Ueberfall in der Mitternacht haben wir derselben nimmer gedacht. Die Tochter des Burgherrn hatten wir in ihrem kranken Zustande in den Armen ihrer Mutter verlassen — einen zweiten noch schwächern Kranken finden wir im Thurmgewölbe. Es ist der Ritter Thomas von Abtsberg, welcher im Augenblick, da ihn sein Sohn Oskar aus dem Gedränge der Feinde zog, von einem Reisigen mit der Lanze noch einen Stich in den Hals erhalten hatte, da wo der Halsberg an die Helmkappe sich anschließt, die Halsader war getroffen. Erst als er im Thurme Halsberg und Helm ablegte, floß das Blut stromweis, das bisher noch gehemmt war, und wollte nicht aufhören zu fließen, so viel man auch Verband auflegte. Von Blutverlust sterbensschwach lag der Ritter im Lehnstuhl und sein Sohn stand mit tiefgesenktem Haupte vor ihm, von schweren Ahnungen erfüllt — er hielt den aufgelegten Verband mit unverrückter Hand auf die schwere Wunde. Bisher war er nur auf die Gefahr gerichtet, in der das Leben seines Vaters schwebte — aber bald sah er das Leben Aller von einem schrecklichen Tode bedroht, dem Tod in den Flammen, vor

dem keine Rettung war. Die äußere Pforte, welche keine Axt hatte zersplittern können, war von der Flamme verzehrt, die eiserne Thüre war glühend geworden, daß keine Hand den Riegel zu öffnen wagte, und hätte man auch den Riegel öffnen können, durch ein Flammenmeer hätte man den Ausweg suchen müssen. Eine erstickende Hitze erfüllte auf einmal das Gemach, bald fielen glühende Steine des Gewölbes herab, und durch die Oeffnung, die sie gelassen, züngelte die Flamme. Der erste Schrecken über die Gefahr der Burg hatte die Tochter des Ritters in ihren kranken Zustand versetzt. Der jetzige Schrecken, die nahende Gefahr des Todes in den Flammen, hatte sie wieder zum Bewußtseyn gebracht, daß sie sich aus den Armen der Mutter wand, die sich jammernd und händeringend auf die Kniee warf; auch Adelheid und ihr Vater knieete auf dem Boden, und Alle flehten inbrünstig zum Himmel um Errettung aus der schrecklichen Todesgefahr. In diesem Jammern und Klagen um ihn herum, in dieser unendlichen Noth, die immer schrecklicher wurde, gedachte Oskar der Worte der guten Thalfrau, die sie vor der Berennung der Burg zu ihm gesprochen hatte. Er wandte sich von seinem Vater, und faßte die verhängnißvolle Cither. Diesmal griff er über dem Schalloch in ihre Saiten so kräftig, daß sie beinahe zersprangen. Ein schrillernder Ton hallte durch das Gewölbe — noch nicht war er verhallt, da öffnete sich der Boden und herauf stieg, wie aus einem Todtengewölbe die schützende Thalfrau, wie sie Oskar und Adelheid, noch vor wenigen Tagen gesehen hatten. In der Hand trug sie eine hellstrahlende Leuchte. In der Stunde der Noth pflegt der Mensch auch vor den seltensten Erscheinungen nicht zu erschrecken — am wenigsten erschrak Oskar und sein todtschwacher Vater, war ja die gute Thalfrau

schon einmal ihre Retterin gewesen. Auch dem Burgherrn und der Burgfrau war es keine erschreckende Erscheinung. Als daher die Thalfrau winkte, ihr in die Tiefe zu folgen, folgten Alle ohne Bedenken. Eine steinerne Treppe führte in die Tiefe durch die ganze Höhe des Berges, auf dem die Burg stand. Auf die Andeutung der Thalfrau wurde alles Werthvolle, was der Thurm bisher eingeschlossen hatte, die Treppe hinunter bis in die Tiefe getragen. Oskar hatte keine Schätze zu flüchten — seine beste, ja die einzige Habe, war der Vater, dem er kräftig unter die Arme griff, um ihn sicher die Treppe hinunter zu geleiten. Auch das Burgfräulein, das auf einmal wieder kräftig geworden war, gieng Hilfe leistend dem schwachen Manne zur Seite, und trug noch Oskars Cither. Als Alle unten angekommen waren, fiel die Thüre, die sich zuvor geöffnet hatte, dumpf tönend über ihnen zu. Sie befanden sich in einem unterirdischen Gewölbe, an das sich ein offener Eingang anschloß. Die Thalfrau bedeutete ihnen Alles, was sie aus der Burg gerettet, hier in sicherer Verborgenheit zu lassen, bis auf bessere Zeiten; dann winkte sie ihnen, ihr durch den Gang zu folgen, da nur zwei neben einander gehen konnten. Die Thalfrau gieng leuchtend voran Lange giengen sie unter dem Boden fort, immer unter dem Höhenzug, der sich an dem Burgberg anlehnt. Da wo dieser Höhenzug, der zwischen den beiden Bächlein Stuppach und Wachbach hinlauft, sanfter sich abdacht, kamen sie ins Freie, aber sie mußten durch Gestrüppe und Gesträuche sich drängen, die den ziemlich engen Ausgang verdeckten. Sie giengen unter freiem Himmel, an dem nur wenige Sterne glänzten — aber es war doch helle, denn hinter ihrem Rücken strahlte die brennende Burg, aus der eine Flammensäule, der Thurm,

ragte, in dem sie noch vor kurzen Stunden gewohnt hatten. Auch jetzt noch folgten sie der Führung der mit ihrer Leuchte vorangehenden Thalfrau. Aber der Zug gieng nur langsam. Der todtwunde Thomas von Abtsberg konnte nimmer auf den Füßen gehen; wie gern hätte ihn sein Freund und Waffenbruder auf die Schulter genommen, aber er war ja selbst so schwer verwundet, daß er kaum gehen konnte. Da nahm der Jüngling Oskar seinen Vater auf die Schultern und trug ihn, freilich mit langsamen Schritten weiter. Wer sah ein schöneres Bild von Sohnesliebe, gleich demjenigen Bilde, das den frommen Aneas darstellt, wie er den alten Vater aus dem brennenden Troja getragen? — Aber nicht lange war der liebende Sohn im Stande, die theuere Last zu tragen. Als die gute Thalfrau ihre Schützlinge über die Stelle geführt hatte, wo die beiden Bäche Stuppach und Wachbach zusammenfließen und den Forellenbach bilden, da leitete sie sie die Höhe hinan, wo sie bald das Dickicht des Waldes aufnahm. So oft es wieder eben gieng, nahm Oskar den Vater wieder auf seine Schulter. Von der Höhe stiegen sie wieder ins Thal, wo das Dörfchen Althausen liegt, aber die Thalfrau führte sie weit vom Dorfe ab dem Walde zu, der nun nimmer endete, bis sie am Ziel ihrer Wanderung ankamen, an einem Orte, da die Thalfrau wußte, daß sie sicher waren vor der Nachstellung ihrer Feinde, die noch nicht die Gegend um Mergentheim verlassen hatten. Die Thalfrau bedeutete ihren Schützlingen, hier Rast zu halten, bis der Tag nahe — Oskar setzte seinen Vater am moosigten Fuße einer uralten Eiche nieder; die Uebrigen setzten sich mit ihm in ihre Nähe. Eben dämmerte es, als sich die Wandernden zur Ruhe niedergelassen — die Leuchte der Führerin verlöschte, und sie selbst verschwand wie ein Dunst vor ihren Augen.

Beim ersten Strahle des nahenden Tages hörten die Flüchtlinge in der Nähe den Ton eines Glöckleins und bald erkannten sie, wo sie sich befanden.

X. Der Clausner bei St. Theobald.

Ueber dem linken Ufer der Tauber, da wo das stattliche Dorf Edelfingen sich lagert, erhebt sich, die übrigen Höhen überragend, ein wenig angebauter Berg, dessen Scheitel ein dichter Wald krönt, welcher seit undenklichen Zeiten der Theobalds-Wald genannt wird. Wohl hat er diesen Namen von der Wallfahrtskirche St. Theobald, die mehr auf dem Vorsprung des Berges stand, wo man eine der freundlichsten Aussichten hinab in den Taubergrund und über seine Höhen hat. In der Nähe dieses Kirchleins St. Theobald, im Schatten des Waldes, hatte ein Waldbruder seine Clause erbaut; der besorgte von da aus das Läuten des Glöckleins in der Kapelle Morgens und Abends, und wenn Wallfahrer kamen, war er es, der ihre Andacht leitete. Bruder Theobald hießen ihn die Bewohner des Taubergrundes nach dem Patron des Kirchleins, und wer eines Raths in geistlichen wie in leiblichen Nöthen bedurfte, wandte sich nur an ihn, der in allen Dingen, auch in der Heilkunde, wie Keiner erfahren war. Seit vielen Jahren bewohnte er diese Clause, aber in frühester Zeit soll er, so gieng die Sage unter dem

Volke, ein wichtiger Mann in der Welt gewesen seyn. Er war es, der so eben das Glöcklein in dem Kirchlein geläutet hatte, und sich gerade von demselben wieder in seine Clause zurückbegab. Sein Weg führte ihn an der Eiche vorüber, unter der die Flüchtlinge rasteten. Gelobt sey Jesus Christus! rief er ihnen freundlich zu — in Ewigkeit. Amen — erwiederten Jene. Nur einer sagte es mit kaum vernehmbarer Stimme — es war Thomas von Abtsberg, den sein Sohn trauernd in den Armen hielt — seine Halswunde, die bisher aufgehört hatte zu bluten, war wieder aufgegangen, und es schien als wolle sie sich nimmer stillen lassen — nur schwach konnte er den Gruß des Clausners erwiedern. Willkommen! ihr lieben Gäste! fuhr der Clausner freundlich fort, und lud alle Angekommenen in seine Clause, die wenige Schritte davon im Schatten des Waldes lag. Während diese aufstanden, und der Einladung folgten, wendete er sich zu dem Sohne mit dem kranken Vater, und reichte ihm hülfreiche Hand, um ihn, der vor Allem Ruhe und Sorge bedurfte, in die Clause zu bringen. Jetzt erst, als sie ihn dahin gebracht, und auf das Bette von Moos gelegt, als sie die den Hals und Kopf verhüllende Binde abnahmen, schaute Vater Theobald in das Angesicht des Todesschwachen. Mit einem Schauder fuhr er zurück — o Gott, wie wunderbar! hörte man ihn leise sprechen — aber er that sich Gewalt an, und suchte schnell wieder seine Fassung zu gewinnen. Er eilte schnell davon, und holte eine Handvoll Kräuter, diese deckte er auf die Halswunde des Ritters, legte dann einen Verband über, und es schien, als wollte ihm mit der Kraft der Kräuter gelingen, das Blut zu stillen. Jetzt erst wendete der Clausner auch den Uebrigen seine Aufmerksamkeit zu. Er trug Alles auf, was seine kleine Vorrathskammer enthielt, um seine Gäste zu befrie-

digen. Nun erzählte er ihnen auch, wie ihm die gute Thalfrau schon Tags zuvor angemeldet, daß er die Freude haben werde, edle Gäste in seiner Clause zu empfangen, die auf einige Tage bei ihm Schutz suchen würden. Der soll euch auch werden, setzte er hinzu, wenn ihr anders in der geringen Wohnung euch behelfen, und mit dem Wenigen verlieb nehmen wollet, das euch ein armer Waldbruder bieten kann. Hier seid ihr sicher vor den Nachstellungen eurer Feinde, denn auf diese Höhe, zu meiner Clause und zur Wallfahrtskirche, kommen nur Solche, die Frieden im Gebet und in der Andacht suchen, aber nie Solche, die den Frieden der Menschen feindselig stören.

Des Waldbruders Clause war zwar nur eine kleine Wohnung, aber doch hatte sie so viel Raum, um Gästen, die keine großen Ansprüche machten, für einige Zeit Aufenthalt zu gewähren. Das kleine Nebengemach räumte der Clausner den beiden Frauen ein, die Männer wohnten im eigentlichen Gemach, er selbst aber bereitete sich seine Lagerstätte auf einer Moosbank, die er unter dem weit vorspringenden Dach der Clause angebracht hatte. Sein Lager von Rehfellen hatte er dem kranken Ritter von Abtsperg und seinem Sohne abgetreten, der weder bei Tag noch bei Nacht von der Seite seines Vaters wich. Aber nicht lange war es dem Ritter von Abtsperg ein sanftes Ruhebette — es wurde bald sein Sterbelager. Während Herr Wolfgang von Adelsheim nach kaum 3 Tagen durch die Kunst und Sorge des Clausners von seiner schweren Wunde genesen war, war alle Heilung bei der Halswunde des Ritters von Abtsperg vergeblich — keine Salbe, kein Kräutlein wollte heilsam wirken. In Folge immerwährenden Blutverlustes war der Ritter zusehends schwächer geworden. Führt mich ins Freie, bat er die ihn Umgebenden am Abend des fünften Tags,

— ich will noch einmal meine Seele laben am Anblick der herrlichen Natur und des schönen Thals zu unsern Füßen. Junkherr Oskar weinte laut auf, als der Ritter also sprach — auch Adelheid weinte, und die andern Alle wurden schmerzhaft ergriffen. Man führte ihn oder trug ihn vielmehr bis zu St. Theobald, von wo man so schön ins Thal sieht auf die blauen Wellen der Tauber und die gesegneten Höhen. Lange saß er im milden Abendstrahle auf der Staffel vor dem Kirchlein — sein Auge weidete sich an dem herrlichen Anblick, seine Brust athmete gierig die Wohlgerüche ein, welche vom Walde hinter der Kirche ihm zuströmten — ein Stündlein saß er so da unverwandten Blickes, den er immer auf das Thal gerichtet hatte — da sah er unten im Thale auf dem Wege zwischen Edelfingen und Balbach einen Priester gehen — mich verlangt nach dem Leibe des Herrn, sprach er zu dem neben ihm stehenden Waldbruder — bringet mich in die Kapelle und holet mir einen Priester, daß ich ihm meine Sünden beichte. Diesen Dienst kann ich selbst versehen, entgegnete der Clausner, denn ich bin Geistlicher. Er führte ihn in das Kirchlein an den Altar, an dessen Stufen sich der Todesschwache knieend niederließ. Nur sein Sohn Oskar folgte in die Kapelle. Ich sterbe gerne, begann der Ritter seine Beichte — denn eine große Schuld beugt mein Haupt darnieder. Das ist wohl der Mord, den ihr gegen den Grafen Joachim von Oettingen begangen? fragte der Waldbruder. An dieser Schuld büße ich längst, denn des Reichs Acht und Aberacht verfolgt mich ja schon Monate lang, und läßt mich nirgends eine Freistätte finden, wohin ich kommen mag — ja, um recht zu büßen, muß ich den Schmerz haben, daß meine Genossen, die mich höfen und ätzen, um meinetwillen Jammer und Unglück erfahren, wie vor Allen mein edler

Freund und Waffenbruder, der Ritter von Adelsheim, dem sie um meinetwillen die Burg über dem Kopf verbrannt, und den sie selbst mit den Seinen ins Elend verstoßen, also daß er mit mir hier eine Zufluchtsstätte gesucht. Ach! noch größere Schuld lastet auf mir, die in meinem Innern keine Ruhe und keinen Frieden einkehren läßt, und wenn ich auch nirgends gefährdet wäre — den Grafen von Oettingen habe ich, angereitzt von bösen Genossen, erschlagen — aber viele Jahre zuvor habe ich meinen treuen Freund und Waffenbruder erdolcht, aus purer Eifersucht, weil ich meinte, er buhle um die Gunst meines Weibes — zwischen dem Halsberg und dem Helme habe ich ihm in meiner Leidenschaft den Dolch in den Hals gestoßen, daß er im Blute röchelnd vor mir lag; als ich im Schlosse Wachbach auf dieselbe Weise verwundet wurde, hielt ichs für meiner Sünden Schuld, und habe nie daran gedacht, daß ich je von dieser Wunde genesen würde. Habt ihr doch eure Sünde ernstlich bereut? fragte der Waldbruder. — Ja, herzlich habe ich sie bereut, entgegnete der Ritter — mit heißen Thränen und der Zerknirschung des Herzens habe ich Gott um Gnade angefleht — und doch habe ich keine Ruhe, keinen Frieden in mir gefühlt, denn es stand mir immer der schreckliche Gedanke vor der Seele, daß mein sterbender Waffenbruder in seiner letzten Stunde einen Fluch über mich vom Himmel gerufen, der seither mich verfolgt hat. Er hat keinen Fluch über dich gerufen, er hat dir dein Unrecht verziehen, rief der Waldbruder, und verzeiht dirs zur Stunde — schau her, mein Freund und Bruder — ich bin es, den du glaubtest ermordet zu haben — der treue gute Gott ließ mich genesen von meiner Wunde — darum habe ich auch mein Leben Gott geweiht, zuerst in der Stille des Klosters, und dann in dieser Waldeinsamkeit. Mit diesen Worten

warf er seine Kutte zurück, die bisher einen großen Theil seines Gesichts verhüllte, daß er ganz und gar unkenntlich geworden war. Thomas von Abtsperg erkannte alsbald wieder seinen Freund und Waffenbruder Cuno von Bellberg — ists möglich, daß die Toden auferstehen? mit diesem Rufe sank er in die Arme seines Freundes, der ihn fest umschlang. Lange lag der Sterbende sprachlos mit geschlossenem Auge in des Freundes Armen — es schien fast, als ob der Eindruck der Stunde ihn schnell seinem Ziel entgegengeführt hätte — aber er erwachte noch einmal, um aus der Hand des edlen Freundes, gleichsam als Pfand seiner Versöhnung, den Leib des Herrn zu empfangen. — Als Herr Wolfgang von Adelsheim mit den Seinigen in die Kirche trat, kamen sie gerade zum Sterbestündlein des Geächteten, um ihm für dieses Leben das letzte Lebewohl zu sagen. Den Blick auf das Bild des Gekreuzigten gerichtet, das der Clausner ihm vorhielt bis zum letzten Augenblick, in den Armen seines Sohnes, endete Ritter Thomas von Abtsperg — ein sanfter Tod nahm die Acht von seinem Haupte, die seine Schuld über ihn verhängt hatte. Vor dem Kirchlein St. Theobald grub der Waldbruder dem müden Leib das Grab, in dem er die Ruhe fand, welche ihm die letzte Zeit seines Lebens versagt war. Unter heißen Thränen häufte Oskar den Grabhügel des geliebten Vaters; Adelheide aber bepflanzte den Hügel mit Immergrün, das viele Jahre lang über dem Grabe wucherte. — Betete Oskar am Grabe des Vaters, er war nie allein, denn auch Adelheide kniete neben ihm und vereinigte ihr Gebet mit seiner Andacht — und eine Dritte trat in ihre Nähe, wenn beide noch bis zur Abendglocke am Grabe knieten — es war die gute Thalfrau, welche dann schweigend mit gefalteten Händen auf die Knieenden blickte. — Das erste gute Werk

war geschehen, um den wandelnden Geist der Thalfrau zu erlösen: sie hatte den Ritter von Abtsberg, dem todtgeglaubten Freund zugeführt, um vor der Todesstunde aus seinem Munde noch das Wort der Versöhnung zu vernehmen — das zweite gute W·rk, die Vereinigung zweier edler Seelen war hier begonnen, aber seine Vollendung noch eine Zeit lang hinausgerückt.

Wenige Tage nach dem Hingang des Geächteten verließ Herr Wolfgang von Adelsheim mit Gattin und Tochter die Clause bei St Theobald, denn es war ihnen durch die Thalfrau kund geworden, daß das schwäbische Bundesheer ganz und gar die Gegend von Wachbach und Mergentheim verlassen habe, und nun Nichts mehr von Feinden zu befürchten sey. Schmerzlich wär ihnen der Abschied vom Clausner, der bisher Alles, was er besaß, mit ihnen getheilt hatte. — Oskar blieb zurück und weilte noch längere Zeit am Grabe seines Vaters; aber bald zog es ihn nach der Burg der Väter, wo ihm noch eine Mutter lebte, der er Trost und Stütze in ihrem Wittwenstand werden sollte. Noch schwerer schied Oskar vom Waldbruder zu St. Theobald, denn er war ja der Freund seines seeligen Vaters und er mußte hoch und theuer versprechen, seiner Zeit ihn wieder heimzusuchen. Er nahm die Cither um den Nacken, pflückte noch eine Hand voll Immergrün als Andenken vom Grabe des Vaters — eine Locke, die er vom Haupte des Verblichenen genommen, trug er auf dem Herzen. Das war Alles, was der heimkehrende Sohn heimbrachte, dem der Vater nimmer zur Seitte gieng. Von nun an verließ er die geliebte Mutter nimmer, bis er ihr eine liebende Tochter in ihre Arme führte.

Sechs Jahre waren vorüber, seit dem über die Burg Wachbach und ihre Bewohner die schwere Heimsuchung

ergangen war. Herr Wolfgang von Adelsheim hatte die ausgebrannte Burg wieder schöner hergestellt, als sie früher gewesen; Franz Rüde, der ihn damals so schmählich im Stich gelassen, hatte ihm seinen Antheil zu Kauf gegeben, daß er nunmehr alleiniger Besitzer war. Den Waldbruder bei St. Theobald vergaß er nie, er besuchte ihn alle Jahr wenigstens einmal mit den Seinigen. Bei einem dieser Besuche fand er am Grabe des Waffenbruders einen schlanken stattlichen Rittersmann — Adelheide erkannte ihn bälder als der Vater, denn die Züge Oskars hatten sich ihrer Seele tiefer eingeprägt. Oskar war hiehergekommen, um am Grabe des Vaters Segen für sein Vorhaben zu erflehen — er wollte von da auf die Burg Wachbach, und um Adelheide werben. Die Braut war ihm näher, als er es ahnete — über dem Grabe des Vaters gab Herr Wolfgang von Adelsheim dem Sohne das Jawort, und der Waldbruder zu St. Theobald sprach sein Amen zum Segen der Eltern.